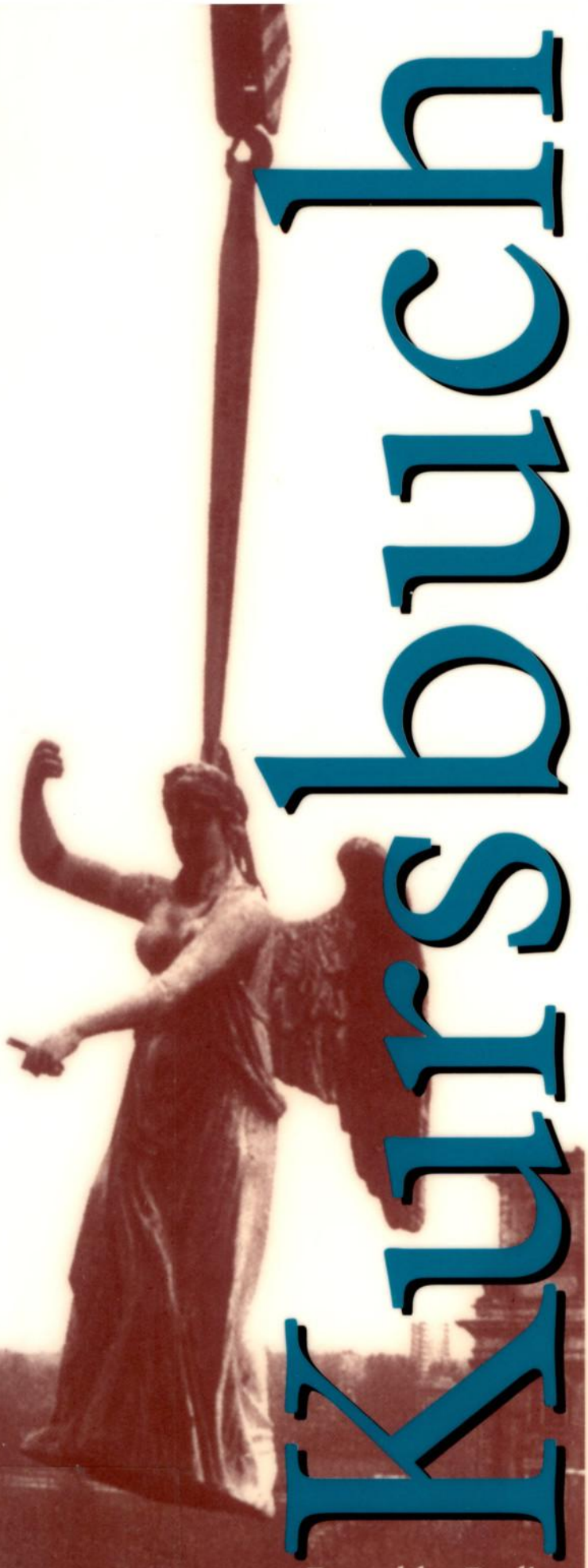


kursbuch

Rowohlt · Berlin
Juni 1994
Heft 116 · DM 15
A 20281 F

Verräter

Henryk M. Broder,
Verrat muß sein
Friedrich Christian Delius,
Vom Spucken in Brunnen
Sibylle Tönnies,
Was bleibt
Christian Semler,
Der Weg ins Freie
Richard Wagner,
Die edlen Wilden
Rudolf Ungváry,
Anschwellende Freiheit
Horst Domdey,
Die Kraft des Lagers
Klaus Hartung,
Dekonstruktionen
Eva Demski,
Für die Mittelmäßigkeit
Dan Diner,
Kontraphobisch
Cora Stephan,
Falsche Friedensliebe
Wolfgang Engler,
Der freudlose Diskurs
Claus Leggewie,
Denkt gefährlich!
Tilman Spengler,
Gesinnungsästhetik
Robert Gernhardt,
Wo gehts zur Grenze?
Bernd Ulrich,
Das Geheimnis
extra: *Richard Swartz,*
Der Krieg auf dem Balkan

Kursbuch 116
Verräter
Juni 1994

94-479
Goethe Institut e.V. Bibliothek
05
Goethe-Institut e.V.
Bibliothek
Ausgeschieden am: .....

Henryk M. Broder, Verrat [illegible] 3
Friedrich Christian Delius,
Vom Spucken in diverse Brunnen **4**
Sibylle Tönnies,
Die Gemeinschaft der Heiligen **9**
Christian Semler, Der Weg ins Freie.
Verrat und Identität der Linken **25**
Richard Wagner, Die edlen Wilden
unserer Gedanken **37**
Rudolf Ungváry, Anschwellende
Freiheit. Eine ungarische Rhapsodie **47**
Horst Domdey,
Ein Lager regeneriert sich **69**
Klaus Hartung,
Dekonstruktionen. Über den Zustand
der unbewältigten Gegenwart **77**
Eva Demski,, Plädoyer für die
Mittelmäßigkeit **103**
Dan Diner, Kontraphobisch. Über
Engführungen des Politischen **109**
Cora Stephan, Flittchen, Flintenweiber
und Friedensliebe **119**
Wolfgang Engler, Der freudlose Diskurs.
Standbilder der deutschen Linken **127**
Claus Leggewie,
Vergeßt '68! Denkt gefährlich! **139**
Tilman Spengler,
Gesinnungsästhetik **149**
Robert Gernhardt, Wo bitte gehts
zur Grenze? Ein Lagebericht **159**
Bernd Ulrich, Das Geheimnis.
Auf der Suche nach etwas, das man
verraten könnte **167**

extra:

Richard Swartz, Nationalismus als Alibi.
Über den Krieg auf dem Balkan **175**

Begründet von
Hans Magnus Enzensberger
Herausgegeben von
Karl Markus Michel und
Tilman Spengler
Redaktion: Ingrid Karsunke

Das KURSBUCH erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 12.-, im Einzelverkauf DM 15.-
VERLAG:
Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Einsteinufer 63a, 1000 Berlin 10, Telefon 030-342 00 11.
Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann.
VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT:
Karl Markus Michel und
Ingrid Karsunke.
ANZEIGENVERWALTUNG:
Runze & Casper Verlagsservice OHG, Schöneberger Ufer 65, 1000 Berlin 30, Telefon 030-250 08 41,
Fax: 030-250 08 341.
COPYRIGHT: © 1993
Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung und der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendungen und alle elektronischen Übermittlungen vorbehalten.
GESAMTHERSTELLUNG:
Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen

ISBN 3-87134-116-9
ISSN 0023-5652

BEILAGEN:
Bärendienst Buchversand (Teilbeilage), »Kirschkern« Buchversand (Teilbeilage Kommune /Kühl Verlag, Rowohlt Verl

Henryk M. Broder
Verrat muß sein

Der erste Verräter, den ich bewußt als solchen wahrnahm, hieß Rudi. Oder Hans. Oder Charly. Rudi kommt mir am wahrscheinlichsten vor, weil sich in jener Zeit viele Rudi nannten, die gar nicht Rudi hießen. Er tauchte eines Tages im Sozialistischen Deutschen Studentenbund auf und machte sich sofort nützlich. Rudi konnte all das, was die Studenten nicht konnten, obwohl sie der Meinung waren, die Welt sei genug interpretiert worden, nun müsse sie verändert werden. Rudi wußte, wie man ein Schloß repariert, ein Telefonkabel verlegt, eine Wasserleitung abdichtet. Er wußte, wo man billiges Papier für die Hektographiermaschine kaufen und wie man aus zwei kaputten Feuerlöschern einen intakten bauen konnte, um ihn als Waffe im Straßenkampf einzusetzen. Rudi war ein Allround-Talent, das wir zu schätzen wußten. Vor allem aber schätzten wir, daß er ein echter Proletarier war, der zwar Marx nie gelesen hatte, mit dem Begriff »Diktatur des Proletariats« nichts anfangen konnte und vom »Kampf zweier Linien« grade soviel wußte, daß es sich nicht um eine Abseitsregelung im Fußball handelte. Doch er verfügte über das richtige Klassenbewußtsein, dem er durch häufigen Gebrauch der Worte »Genossen«, »Revolution« und »Schweinesystem« Ausdruck gab. Dieses Klassenbewußtsein, das wir uns mühsam angelesen hatten, war bei ihm zwar nicht intellektuell begründet, doch naturwüchsig, sozusagen vegetativ angelegt. Und das beeindruckte uns am meisten.

Eines Tages wurde Rudi zusammengeschlagen und mißhandelt irgendwo aufgefunden. Und dabei kam heraus, daß er für die Politische Polizei in Köln spioniert hatte. Ich weiß nicht mehr, ob er sich seinen sozialistischen Studentenfreunden offenbart hatte, ob seine körperliche Mißhandlung Ursache oder Folge des Geständnisses war, in jedem Falle aber hatte sein »Unfall« mit seiner Spitzeltätigkeit zu tun. Wir waren entsetzt. Wie konnte der Rudi nur! Wo wir ihn aufgenommen, ihm eine politische Heimat geboten, ihn wie einen von uns behandelt hatten! Wir hätten Rudi am liebsten vor ein revolutionäres Tribunal gestellt, mit ihm kurzen Prozeß gemacht, wenn wir dazu in der Lage gewesen wären.

Doch glücklicherweise waren wir es nicht. So ballten wir die Fäuste unter dem Tisch im SDS-Versammlungsraum und waren mehr denn je von der Notwendigkeit überzeugt, dem »Schweinesystem« den Garaus zu machen, eine studentische Laienspielschar aus lauter revolutionären Kleindarstellern, die Geschichte machen und dennoch das Erste Staatsexamen nicht versäumen wollten.

»Verrat« war in jenen Tagen ein häufig gebrauchter Begriff. Die KPD/ML beschuldigte die KPD/AO des Verrats, beide waren sich darüber einig, daß der KBW eine Verräterorganisation war. Und was auch immer KPD/ML, KPD/AO und KBW entzweite – die DKP war für alle revolutionären Kommunisten der Inbegriff des Verrats schlechthin. Dennoch gab es einen kleinen gemeinsamen Nenner, auf dem sich die sogenannten K-Gruppen mit der DKP gelegentlich trafen: die Sozialdemokraten hatten die Arbeiterklasse an den Klassenfeind verraten. Worin dieser Verrat bestand, war so selbstverständlich, daß es nicht einmal gesagt werden mußte: Statt die Revolution voranzutreiben, hatten sich die »Arbeiterverräter« mit der 5-Tage-Woche und mit dem 624-Mark-Gesetz zur Vermögensbildung in Arbeitnehmerhand zufriedengegeben. Ging es bei dieser Art von Verrat noch um größere ideologische Einheiten, so wurden im Laufe der Zeit die Portionen immer kleiner. Nach Spanien in Urlaub zu fahren, war Verrat an den Kämpfern der Internationalen Brigaden. Klassische Musik zu hören, statt auf eine Streik-Demo zu gehen, war Verrat an den gerechten Forderungen der ausgebeuteten Arbeiter bei Ford und Klöckner. Make-up zu tragen, bevor die Unabhängigkeit Angolas erreicht war, bedeutete Verrat an allen Freiheitskämpfern Afrikas. Ständig mußten irgendwelche Werte gegen irgendwelche Verräter verteidigt werden. Nazi-Deutschland war nur zwanzig Jahre zuvor untergegangen; es galt, das ideologische Vakuum, welches dessen Zusammenbruch hinterlassen hatte, mit Ersatzstoffen zu füllen. Da kamen der Post-NS-Generation der Vietnam-Krieg und der Befreiungskampf der kolonialisierten Völker grade recht: Mit dem Schlachtruf »USA-SA-SS« wurde deutsche Geschichte im Dreisprung entsorgt, und vom Dritten Reich zur Dritten Welt führte eine Abkürzung, die jeder begehen durfte, der »Nieder mit dem US-Imperialismus« rufen und die FRELIMO von der POLISARIO unterscheiden konnte.

So wurde die Kategorie des Verrats zu einer politischen Allzweckwaffe, die beliebig benutzt werden konnte, wobei es nicht auf die beteiligten Parteien, sondern auf die Position des Linienrichters ankam, der sich von jenen betrogen fühlte, auf die er gesetzt hatte. Sadat wurde von Angehörigen der revolutionären Linken zum Verräter ernannt, nachdem er mit Israel ein Abkommen geschlossen hatte, anstatt bis zum Endsieg gegen den zionistischen Erbfeind zu kämpfen. Das gleiche pas-

sierte Arafat, der über Nacht vom legitimen Vertreter des palästinensischen Volkes zum Verräter an der palästinensischen Sache befördert wurde – immer von Berlin-Kreuzberg aus gesehen. Und wer Fidel Castro, der dreißig Jahre nach der Revolution noch immer im Kampfanzug ins Büro geht, eine Witzfigur nennt, gerät auch heute noch umgehend in den Verdacht, die Errungenschaften der kubanischen Revolution zu verraten.

Woher kommt diese seltsame Standfestigkeit, die nichts anderes anzeigt als intellektuelle Unbeweglichkeit und faule Selbstgenügsamkeit? Wie kommt es, daß ein Mann wie Peter Rühmkorf stolz darauf ist, heute noch genauso zu denken wie vor dreißig Jahren, und über diejenigen mosert, die sich, im Gegensatz zu ihm, von der Stelle bewegt haben? Haben solche Phänomene mit der enormen Akzeptanz des Spruches »Unsere Ehre heißt Treue« zu tun, mit der Langzeitwirkung des Nibelungenliedes oder auch der weitverbreiteten Neigung deutscher Urlauber, immer wieder an denselben Ort zu fahren? Jeder Wechsel erscheint suspekt, jede Änderung der Lebensbahn kommt einer Entgleisung nahe. Dabei ist Verrat der Motor jeden Fortschritts. Galileo Galilei hat Verrat begangen, Wilhelm Reich und Kurt Tucholsky ebenso. Die leise Verachtung deutscher Intellektueller für Zeitgenossen wie H. M. Enzensberger und André Glucksman rührt daher, daß sie sich selbst verraten haben, indem sie heute Positionen einnehmen, die sie früher bekämpft hätten. Das darf nicht sein. So wie langjährige Treue zu einem Betrieb nach dreißig oder vierzig Jahren mit einer goldenen Armbanduhr belohnt wird, so werden auch Ausdauer und Zähigkeit im gesellschaftlichen Überbau als Tugenden gehandelt. Da kann einer vierzig Jahre auf derselben Stelle treten, macht nichts, Hauptsache ist, er hat es in dem Bewußtsein getan, stets das Richtige zu tun. Man kann in der letzten Zeit immer mehr Menschen treffen, die vom Gipfel eines Ruinenbergs herab verkünden, sie seien nicht bereit, ihre Lebensläufe wegzuwerfen, sie würden sich und den Idealen, für die sie gelebt und gekämpft hätten, treu bleiben. Das klingt edel, und wer immer unter der Parole »Meine Biografie fängt nicht erst ... an« in die öffentliche Arena tritt, kann der respektvollen Zustimmung selbst seiner Gegner sicher sein. Doch hätten diese Helden nur rechtzeitig Verrat begangen! Sie müßten ihre Biografien weder wegwerfen noch umschreiben, könnten stolz auf ein Leben voller Irrtümer zurückblicken, und wir wären ihnen heute zu Dank verpflichtet.

Friedrich Christian Delius
Vom Spucken in diverse Brunnen, und so weiter

Da man Banalitäten möglichst kurz abhandeln sollte, möglichst in einem Satz, möchte ich,

obwohl ich den intellektuellen Gesellschaftsspielen immer weniger Reiz abgewinnen kann, in denen Intellektuelle Intellektuellen vorwerfen, intellektuell versagt zu haben, wobei als Intellektuelle immer die andern, die angeklagten Intellektuellen gelten, nie oder selten die sprechenden, Vorwürfe formulierenden Intellektuellen, und auch in der Variation für Fortgeschrittene nur zwischen linken und rechten Intellektuellen oder zwischen früherem und gegenwärtigem intellektuellen Versagen unterschieden wird, während alle Spielteilnehmer seltsamerweise darin einig sind, daß Intellektuelle niemals intellektuell versagen dürfen, also das Richtige zum richtigen Zeitpunkt mit ganzer Potenz zu sagen und/oder zu tun haben, wobei unter »versagen« alles oder nichts auf einer je nach Standort auf dem Spielbrett neu definierten Moralskala verstanden wird, etwa: zu weit rechts zu sein, zu blind links zu sein, nichts gesagt zu haben, zu laut getönt zu haben, also einer nicht näher bezeichneten Verpflichtung zum Rechthaben nicht gerecht geworden zu sein usw.,

und obwohl ich den Debatten über das rechte Linkssein und das linkische Rechtssein noch schwerer als in früheren Zeiten zu folgen vermag, als es mir schon kaum gelang, etwa die KPD/ML, die DKP, die RAF, Buchstabenlinke, Dogmenwachhunde usw. schlankweg als »links« anzuerkennen, was mich im Hinnehmen von Mißverständnissen einigermaßen abgehärtet hat (früher von Maoisten als DKPist, von DKPisten als Maoist, von RAFlern als bürgerlicher Liberaler und von gutbürgerlichen Anwälten als RAFler klassifiziert zu werden, hat ähnlich belebende Wirkung wie heutige Anwürfe, wenn sie fast gleichlautend von *FAZ* und *konkret* kommen), und heute eher der Umkehr der einfachen Formel von Cohn-Bendit zuneige, die vielleicht mit einigen Gedanken von André Gorz anzureichern wäre: »Den Rechten ist das Leid der Welt gleichgültig. Sie sind Egoisten«, was freilich ein Zusatzkapitel über den linken Egoismus erfordert usw.,

und obwohl ich immer noch nicht weiß, ob es Anflüge von Faulheit oder von Weisheit sind, die mich immer häufiger davor zurückschrecken lassen, über anderleuts Meinungen, hochglanzgedruckt oder auf Graupapier, meinerseits eine Meinung oder gar ein sogenanntes Urteil abzugeben usw.,

weil in der gegenwärtigen Hochkonjunktur auf dem Meinungsmarkt, die von der ökonomischen und sozialen Baisse angetrieben wird, die Nachfrage nach möglichst originellen Meinungen größer ist als die nach noch so gut verpackten und recycelbaren Meinungsmischungen, beispielsweise so akute, aber auf dem Meinungsmarkt verschlissene Sujets mit hoher Faktizität wie Ozonloch, Waffenexporte, Armut, Elend, Dioxine usw., weshalb im allgemeinen Meinungshandel ein immer größerer verbaler und intellektueller Aufwand getrieben werden muß und alles statt auf die Vielfalt der Argumente immer mehr auf die stupide Ja/Nein- oder Freund/Feind- oder Gut/Böse-Logik hinläuft usw.,

und deshalb die Gefahr besteht, daß die produktive seismographische Arbeit (ja, auch die Kunst) zu kurz kommt, falls unter literarischen Schreibern noch nicht vergessen ist: was geschaffen wird, trägt auch heute immer noch weiter als das, was gemeint wird (falls man nicht gleich Albert Camus recht geben will, der schon Benjamin Constant recht gab: »Man muß schreiben, nicht disputieren« und 1954 notierte: »Mit vierzig Jahren klagt man nicht mehr laut über das Böse, man kennt es und kämpft gemäß seiner Schuldigkeit. Dann kann man sich dem Schaffen zuwenden, ohne irgend etwas zu vergessen«) usw.,

zumal, wer sich auf den Meinungsmarkt begibt, zuerst eine Reihe von Idiotenhügeln übersteigen oder umfahren muß usw.,

zumindest den einen Hügel, auf dem alles, was unter der Doppelziffer 68 in den Geschichtsordnern abgebucht ist, mit dem hellen Pathos der Eindimensionalisten (»da haben wir's!«) oder dem müden Pathos der Veteranen (»ich hab's schon immer gewußt!«) für das Unheil von heute verantwortlich gemacht wird, was aus Unkenntnis, Infamie oder besserer schlechter Einsicht geschehen mag und nur deshalb funktioniert, weil die heftigen Widersprüche jener Studentenbewegung ebenso übersehen werden wie die schlichte Tatsache, daß seinerzeit Probleme laut benannt wurden, die ohnehin in der Gesellschaft gärten, und daß neben den dogmatischen und sklerotischen Teilen jener Bewegung auch ganz andere, von weniger blinden Flecken behinderte Leute die heutzutage gängigen 68er-Klischees widerlegen könnten, ganz abgesehen von allzu primitiven Vorstellungen über Ursache-und-Wirkung in gesellschaftlichen Prozessen, die sogar manche Alt-Linke hegen, die ich von der nötigen Selbstkritik nicht abhalten, denen ich aber gern das niederländische Sprichwort

zurufen möchte, das Harry Mulisch in diesem Zusammenhang einmal zitiert hat: »Ich spucke nicht in den Brunnen, aus dem ich mal getrunken habe« usw.,

ebenso wie den zweiten großen Idiotenhügel, wo ähnlich blind, pauschal, klischeehaft aus den Schreibtischecken oder Ökonischen der Selbstzufriedenheitslinken oft nichts weiter betrieben wird als Meinungsbesitzstandswahrung, mit der man Weiterdenker wie Schneider oder Enzensberger e tutti quanti, über den sinkenden Daumen gepeilt, in die »rechte« Ecke schiebt, nur weil sie auf die alten Fragen und die neuen Lagen ein wenig mehr als die erwarteten Antworten zur Diskussion stellen, weil also nicht wenige sich als links verstehende Leute den Reichtum neuer oder differenzierender Argumente für eine Bedrohung halten, als sei nicht jeder dieser umstrittenen Essays auch ein Brunnen, aus dem zu trinken wäre, und kein Spucknapf, in den zu spucken wäre, womit ich wieder beim Sprichwort bin, das hier vielleicht so zu variieren wäre: »Ich spucke nicht in den Brunnen, aus dem ich trinke« usw.,

als wüßte man auf beiden Idioten- oder Feldherrnhügeln nicht, daß Marktwirtschaft und konservative Werte nicht gleichzeitig zu haben sind, so wenig wie eine alleinseligmachende Rettungsidee à la »wir wollen alles« (Gute) auf einmal, als wüßte man hier wie dort nicht, daß Arbeitslosigkeit usw. Zivilität usw. untergräbt usw. und daß jede schlichte moralische Frage vor der immer brutaleren Wirklichkeit und in der laufenden Kulturrevolution durch die »technischen Bilder« (Flusser) »versagen« muß und daß auch den schlaueren Köpfen überhaupt nur ein Minimum dessen bewußt ist, was uns verbesserte Schimpansen (mit denen der Mensch bekanntlich, was die Gene betrifft, zu 98,6 Prozent identisch ist) geduldig oder ungeduldig durch die Täler der Fakten bis auf die Höhen einer so oder so gebildeten Meinung treibt usw.,

kurz, in einer Situation, in der niemand, der seine Sinne beisammen hat, behaupten kann, den Durchblick oder gar den Überblick zu haben, in einem Welt- und Kopfzustand, da vieles aus guten, vieles aus unguten Gründen kippt, bricht, schleudert, wankt, da man allenthalben soziale Klonierung und politischen Rinderwahnsinn diagnostiziert und gleichzeitig vor der Hektik einer neuen (negativen? implodierenden?) Gründerzeit zu bestehen hat usw.,

kann einer, dessen Arbeit es ist, zwischen zwei Punkten mit möglichst wenigen Wörtern möglichst viel Sinn zu speichern usw.,

zumal er, wenn er wie ich dazu neigt, nicht über alles und jedes gleich eine druckreife Meinung zu verfertigen, und es vorzieht, zunächst den möglichen Gewinn einer neuen, noch nicht zum Gemeinplatz verkommenen Ansicht abzuschöpfen und vielleicht etwas davon zu überneh-

men, statt sich gleich auf die vielleicht hirnrissigen, kurzgedachten oder im Extremfall reaktionären Nebengedanken jenes anderen Meinungsschöpfers zu stürzen, oder es sich, sei es aus Konfliktscheu oder ähnlicher Feigheit oder aus Liebe zu Hypothesen, Überraschungen und offenen Formen, sogar erlaubt, mehrere, sich widersprechende Meinungen oder ihre Autoren nebeneinander ertragen, ja schätzen zu können, oder für die altmodische Haltung wirbt, daß jemand, ohne unaufrichtig zu sein, auch einmal gegen *zwei* extreme Ansichten sein kann usw.,

weshalb ich, um nur von mir zu reden, selbst in den dünkelhaften Merkwürdigkeiten von Botho Strauß die gar nicht so wenigen Sätze suche, die ein Weiterdenken lohnen könnten, und bei Martin Walser trotz seiner monokausalen Strähne in nationalen Fragen keinen Schrecken kriege, da seine realitätstüchtige Intelligenz offenbar sonst nicht gelitten hat, und weshalb ich dem geschätzten Enzensberger (*Aussichten auf den Bürgerkrieg*), wenn ich mit ihm diskutieren wollte, nicht nur die, nach meiner Ansicht, drei Kurzschlüsse vorhalten würde (den Krieg in Jugoslawien als Bürgerkrieg mißzuverstehen, folglich Sarajevo als nicht vor der Haustür liegend zu betrachten, die Fragen der dritten Welt und der Waffenexporte mit je *einer* Prozentzahl beiseite zu wischen), sondern für seine Beleuchtungen der Lage sowohl meinen Sommerhut als auch meinen Winterhut zöge usw.,

während mir manchmal, wenn ich lese, wie leichtfertig Cora Werte schmiedet und Henryk seine hübschen Bosheiten allzu selbstgefällig abläßt, oder lese, wie Botho Knobelbecher und Kanzel vermißt und Bodo mit Worten klatscht, der alte Johann Gottfried Seume einfällt, der mitten durch den italienischen Bürgerkrieg wandernd und nach dem Neapel-Chaos die Sehnsucht hegte, mit den (griechischen, lateinischen) Klassikern an einen ruhigen Fleck sich zurückzuziehen, »um das bißchen Vernunft bei sich zu behalten, die nun wieder als Konterbande gilt« (aber tapfer weiterlief bis Syrakus und zurück ins deutsche Gewusel) usw.,

in solch einer Situation kann ich, auch wenn ich den Einfluß der wirklichen, d. h. strategischen Rechtsdenker nicht unterschätze und die Gefahr der rechten Gewalt bedenke, die nicht zu leugnen, aber mit Worten am wenigsten zu bekämpfen ist, sondern z. B. mit der Abschaffung der schmierigen Grundlage des deutschen Blutes (ius sanguinis), auf die sich die ganze deutsche Nation und ihre Verfassung stützen soll, und mit der Einhaltung der Strafgesetze und der Änderung des Ausländergesetzes usw., und selbst wo der deutsche »Defektnationalismus« (Beland) auch in intellektuellen Häuptern sich zeigt, ist das kein Grund, in Panik zu geraten (denn wer kein gelassenes oder heiteres Verhältnis zur Nation hat, wird auch intellektuell nicht gerade bestechend sein) usw.,

denn (was für Zeiten, in denen man so Selbstverständliches kursiv her-

vorheben zu müssen glaubt) *kritisch* zu denken scheint mir produktiver als in jeder Minute *richtig* zu denken, falls es, wie ich meine, die Aufgabe, um es wieder viel zu pathetisch, aber doch möglichst bescheiden und ohne die alte Selbstüberschätzung zu sagen, »unserer« Generation ist (die es, summa summarum, so gut hatte und hat wie keine vor ihr und wie keine nach ihr, eine doppelt privilegierte Generation, die den Höhepunkt der liberalen Demokratie samt Wohlstand und bürgerlicher Freiheit fast widerwillig erlebt und schlecht genutzt hat), die Aufgabe: sich selbst nicht zu belügen und, gerade im zunehmenden medialen Schwindel, möglichst viel von der Tradition des radikalen (also: nichtegoistischen) Denkens weiterzureichen und den rechtslinksfixierten Scheuklappenträgern *jeder* Richtung, auch der feschen und windigen, zu widersprechen und den Blick möglichst weit und offen zu fokussieren (statt mißvergnügt zwischen verschiedenen Pessimismen zu changieren) usw.,

kann ich also aus all diesen und anderen Gründen, um einen kurzen Beitrag gebeten, nur diesen vergleichsweise banalen und geschraubten Satz als eine kurze Vorrede liefern zu all dem, was ausführlicher und leidenschaftlicher und konkreter zu sagen wäre,

obwohl man alles noch viel kürzer formulieren könnte mit einem Zitat von Umberto Eco, der dem Richtigkeits- und Sauberkeitswahn von (deutschen) Intellektuellen-Debatten herzhaft widerspricht, allerdings noch von einiger Selbstüberschätzung zeugt, ein Satz, in dem ich, wenn es mein Satz wäre, das »muß« durch ein »sollte« ersetzen würde:

»Der Intellektuelle muß Krisen nicht lösen, sondern Krisen produzieren, selbst da, wo noch keine sind.« Punkt. Ende der Einleitung.

Sibylle Tönnies
Die Gemeinschaft der Heiligen

Vorsichtig, damit mein Kind nicht aufwachte, zog ich die Wohnungstür hinter mir ins Schloß und ging die Treppe hinunter. Auf diesem Weg durch das dunkle Treppenhaus war mir sehr bewußt, daß ich ein sicheres Ufer verließ und mich auf unsicheres Gewässer begab: Obwohl ich an diesem regnerischen Winterabend nur den ganz vertrauten, tausendmal gegangenen kurzen Weg in die Universität ging, näherte ich mich doch unbekannten Verlockungen und unbekannten Gefahren. Ich folgte dem Ruf an einer Säule im Juristischen Seminar, der zu den Sitzungen einer sogenannten »Basisgruppe Jura« aufgefordert hatte. »Das Auge des Gesetzes sitzt im Gesicht der herrschenden Klasse«, hatte auf dem Anschlag gestanden, und diesem neuen und verwegenen Ton ging ich nun nach.

Schon einmal war ich der »Bewegung« sehr nahe gekommen: die breite Woge einer Vietnam-Demonstration war zufällig eines Sonntagmorgens an mir vorbeigerollt, und ich hatte das »Komm, komm, lockt ihr Schritt« wohl verspürt, hatte die Parolen gelesen, die skandierten Rufe gehört und war mir darüber klargeworden, daß man hier im Recht war und gegen das Unrecht marschierte. Ich wanderte auf dem Bürgersteig nebenher, unsicher und geniert, aber ich wagte nicht, mich einzureihen. Es streckte sich auch keine Hand nach mir aus, man schien mich nicht zu brauchen, und außerdem tauchte der Schatten meiner Mutter über mir auf, die ein derartiges Engagement, wofür oder wogegen auch immer, in jedem Fall für unangebracht hielt. Ebenso hatte ich mit dem Widerstand meines Freundes zu rechnen, der nicht etwa aus politischen Rücksichten, sondern aus Eifersucht darüber wachte, daß ich nicht in Kontakt trat zu den scheinbar heißblütigeren Genossen.

Nun, diese Bedenken waren jetzt über Bord geworfen. An dem auf dem Anschlag angegebenen Ort, einem Raum in der Universität mit der üblichen Minimalausstattung, fand ich die Genossen, auf den Plastikstühlen mehr liegend als sitzend, die Beine auf dem Tisch zwischen den überfüllten Aschenbechern, den Kaffeetassen und den von diesen verursachten braunen Ringen, mit den Zigaretten in der Hand gestikulierend.

Als guter Stil wurde angesehen, daß man Neuankommende ignorierte. Nicht, daß man mich wirklich übersah, die Gruppe war ja nicht groß, aber »die Sache« stand so im Vordergrund, daß man keine persönlichen Rücksichten nehmen konnte. Ein Neuankömmling mußte sich einfach einfädeln, sich dazusetzen, die Beine hochlegen, eine Zigarette anzünden und irgendwann mitreden. Das hatte in einem möglichst geringschätzigen, wissenden Ton zu geschehen, Unkenntnis mußte verborgen werden, Bluff war in der Anfangsphase unumgänglich. Es ging um eine Schulung in »Lohnarbeit und Kapital«, bei der man aber nicht etwa unterrichtet wurde, wie das Wort Schulung ja nahelegen würde, sondern den Text gemeinsam so intelligent wie möglich diskutierte. An diesem und an den nächsten Abenden, die in kurzen Abständen folgten, quälte ich mich noch etwas mit meinem Unwissen und der Bluffanforderung, aber es stellte sich bald heraus, daß der Text – für die Arbeiterschulung geschrieben – leicht faßlich und schnell zu beherrschen war. Die Genossen ließen sich denn auch allmählich herab, mich zur Kenntnis zu nehmen und als Mitglied in ihre verschworene Gemeinschaft aufzunehmen.

Das kommunistische Bewußtsein hatte in diesem Rahmen keine Gelegenheit, langsam zu wachsen: es mußte zunächst vorgetäuscht und dann hinterrücks entwickelt werden, und ich erinnere mich noch, wie ich den Konflikt, in den mich dieses unwürdige Verhalten brachte, eines Tages auf dem einsamen Nachhauseweg so stark spürte, daß ich unter einem Torbogen laut zu mir selbst sagte: »Billig!« Damit versuchte ich mich zur Ordnung zu rufen, aber es gab keine Ordnung mehr, zu der ich mich hätte rufen können: Ich hatte bereits innerlich gebrochen mit dem alten Milieu, mit der stummen und klebrigen Übereinstimmung mit der älteren Generation, die durch ihre scharfe Antwort auf die harmlose Subversion, der ich nachging, ihre moralische Bodenlosigkeit offenbart hatte; ich hatte mich bereits entfernt von den gleichaltrigen Juristen, die in ihren dunkelblauen Blazern vor dieser Generation einen guten Eindruck machen wollten und alle besseren Impulse in sich unterdrückten. Die Echtheit des Verhaltens, zu der ich mit dem Ausruf »Billig!« zurückfinden wollte, hätte sich nur in Einsamkeit leben lassen, und das kam überhaupt nicht in Frage – im Gegenteil, die subversive Gruppe sollte mir Gemeinschaft sein. Dafür diente ich ihr unermüdlich als Helfer in allen Prüfungs- und Examensangelegenheiten, und ich wurde belohnt durch das gesellige Leben, das neben den ernsten Sitzungen herlief und von der Musik der »Doors« und der »Rolling Stones« begleitet wurde. Auch eine Fußballgruppe, in der man gegen gleichgesinnte Germanisten antrat, gehörte zu den Annehmlichkeiten – und wenn auch Frauen niemals an den Ball kamen, so durfte ich doch in der frischen Luft mitlaufen und hinterher in fröhlicher Runde Moorwasser, eine Mischung aus Cola und Bier, trinken.

Die kommunistische Überzeugung kam dann durch die Lektüre von Karl Marx' Frühschriften. In einer Ostberliner Buchhandlung kaufte ich für ein paar Groschen eine Reclam-Ausgabe der »Ökonomisch-philosophischen Manuskripte«, und schon auf der Rückfahrt in der S-Bahn, zwischen Friedrichstraße und Zoo, hatte ich Feuer gefangen. »Morgens fischen, mittags jagen, nachmittags Kritiken schreiben ...« – das wollte ich auch.

Zwei Jahre später sah das Bild der Basisgruppe allerdings ganz anders aus. Junge Klassenkämpfer aus Süddeutschland waren dazugekommen, die einen neuen Stil einführten. Für die letzte Sitzung, die ich besuchte, war der Raum umgestaltet worden: Die Stühle waren in Reihen aufgebaut, und vorne war ein langer, tuchverhängter Tisch aufgestellt, hinter dem die Genossen, die sich aus irgendwelchen Gründen für die Crème hielten, Platz genommen hatten. Sie beschlossen die Auflösung der Basisgruppe und die Gründung einer Roten Zelle, einer Kadergruppe im leninistischen Stil, die die Revolution in zentralistischer Form vorantreiben sollte. Über dem Tisch waren Mikrophone aufgehängt, mit deren Hilfe offenbar die goldenen Worte des neugegründeten Kaders festgehalten wurden. »Genossinnen und Genossen«, sagte der selbsternannte Kaderführer, »wir müssen gegen den Opportunismus in Organisationsfragen das Prinzip des demokratischen Zentralismus stellen. Im Gegensatz zu der Auffassung von der Spontaneität der Massen sind wir der Überzeugung, daß die Massen aus eigener Kraft nicht imstande sind, den revolutionären Kampf in Bewegung zu setzen. Sie blicken aber mit erwartungsvollen Augen auf die Intelligenz ...« – »Wen meint er wohl damit, wer guckt ihn erwartungsvoll an?« fragte ich meinen Nachbarn. Er war ein junger Mann, der gewisse bourgeoise Neigungen hatte und mehr für die lockere Form war. »Vielleicht seine Zimmerwirtin?« – »Nein, die gehört eher zu den verrotteten Teilen des Kleinbürgertums. Aber die Kellnerin im Oblomoff, die guckt immer so erwartungsvoll. Vielleicht meint er die?« Mit solchen schlichten Scherzen unterhielten wir uns flüsternd und kamen so über die von dem langen Tisch ausgehende Beklemmung hinweg. Auch mein Nachbar war das letzte Mal anwesend; denn einige Tage nach dieser bemerkenswerten Sitzung wurden wir beide in ernster, etwas förmlicher Weise zur Rechenschaft gezogen wegen unserer geflüsterten Nebenbemerkungen. Die Mikrophone hatten nämlich gar nicht die Funktion, die Worte des Kaders festzuhalten; es handelte sich um Richtmikrophone, die man zu dem Zweck aufgehängt hatte, den privaten Teil der Publikumsreaktion festzuhalten. Man schämte sich dieser Maßnahme keineswegs, sondern war im Gegenteil stolz darauf, bildete sie doch einen wesentlichen Bestandteil der neuen Linie, die man eingeschlagen hatte. Nicht, daß man uns die

Bemerkungen nicht verzeihen wollte oder daß wir uneinsichtig gewesen wären. Wir machten uns keine Illusionen über die Chance, die Revolution in der bisherigen freien Form wirksam vorantreiben zu können; zu ihrer Beförderung waren diszipliniertere und leider unsympathischere Formen notwendig – aber über die Sache mit den Richtmikrophonen kamen wir doch nicht hinweg, und so lösten sich denn die Bindungen zu den mir fremd gewordenen Genossen.

Fünfundzwanzig Jahre später fand ich mich hinter den feindlichen Linien wieder. Im letzten Winter war es mir nämlich gelungen, in einem gutbürgerlichen Haushalt zu Gast zu sein. Man hatte mir zu Ehren ein Feuer im Kamin angemacht; ich saß ganz glücklich auf dem mit englischem Blumenstoff bezogenen Sofa; auf dem Couchtisch war ein leichtes Abendbrot – Omelette mit Pilzen – angerichtet, und ich genoß die unaufdringliche Aufmerksamkeit, die mir zuteil wurde. Mit stiller Freude beobachtete ich die geübte Hand der Hausfrau, ihre sichere Führung der Konversation, die die jahrhundertealte Routine in Sachen Gastlichkeit verriet, die sie aus ihrer feudalen Herkunft mitbrachte. Der Hausherr saß behaglich in seinem Lehnstuhl. Das schöne Steingutgeschirr, an manchen Stellen ganz leicht angeschlagen, die Messingleuchter, das alte Silber mit dem Wappen – ich fühlte mich, unter dem Einfluß des halbtrockenen Sherry, der gereicht worden war, leicht schwebend, geheilt und versöhnt, geheilt von den selbstzugefügten Verletzungen, versöhnt mit der Kaste, aus der ich stammte und aus der ich mich, im Namen des Guten, des Gerechten und des Klassenkampfes, fünfundzwanzig Jahre zuvor hatte ausstoßen lassen. Denn was trennte meine Gastgeber und mich jetzt noch, nachdem nicht nur der reale Sozialismus, sondern auch die ihn tragende Ideologie zusammengebrochen war? Man hatte mir offenbar verziehen und teilte mit mir an diesem Abend die Annehmlichkeiten des bourgeoisen Lebens. Den Durchbruch in die besseren Kreise hat mir ein Artikel in der *FAZ*, einer in diesem Haus gern gelesenen Zeitung, verschafft, meine dort geäußerte Skepsis gegenüber zu großer Permissivität angesichts des Ausländerzustroms; eine Position, die ich so vorgetragen hatte, daß sie ohne das Beiwerk von Rassismus und Egoismus als die moralisch gebotene Zuwendung zu den Nöten der heimischen Massen in Erscheinung trat. »Sie haben mich erlöst!« hatte die Tante der Dame des Hauses mit strahlendem Augenaufschlag zu mir gesagt; sie meinte damit: erlöst von ihrem schlechten Gewissen wegen ihrer ausländerfeindlichen Tendenzen. Heute abend war davon nicht die Rede; wohl aber streute die Hausfrau in ihre anmutige Konversation immer wieder Berichte davon ein, wie aufreibend – und andererseits wie beglückend – die karitative Tätigkeit für »ihre« Ausländer war. Sie hatte die Garage als Sammellager

für Möbel, Kleidung, Kinderwagen zur Verfügung gestellt, und bis auf die Tatsache, daß hier die rechte Hand allzugut wußte, was die linke tat, war gegen diese nützlichen Aktivitäten überhaupt nichts einzuwenden.

War auch nicht die Rede von dem Umstand, der mir den Zugang zu dieser Häuslichkeit verschafft hatte, so war doch viel die Rede von den Umständen, die mich einstmals aus solchen Verhältnissen herauskatapultiert hatten. Ich fand für meine Schilderungen der Studentenbewegung, bei denen ich nichts beschönigte, die aufmerksamsten Zuhörer. »Wie gut, daß ich nicht in diese Falle gegangen bin!« sagte der freundliche Hausherr, und ich konnte ihn gut verstehen. Auch meine Schilderung der Gefahren und Konflikte, in die man geriet, wenn man die Gefangenen der RAF gegenüber den Bedrohungen durch die Isolationshaft unterstützen wollte, stießen auf großes Interesse. »Wie gut, daß ich nicht in diese Falle gegangen bin!« sagte der Hausherr, der sich inzwischen ein Pfeifchen angezündet hatte, wieder.

Irgendwann wurde mir schlagartig klar, daß der liebenswürdige Aufwand, den man um meine Person trieb, dazu diente, daß man »Wie gut, daß ich nicht in diese Falle gegangen bin!« placieren konnte, daß ich für das Kaminfeuer, den Sherry, das Omelette, die Pilze, die Rosen auf dem englischen Leinen bezahlte, indem ich mir diesen leitmotivischen Satz anhörte. Es war zum Glück schon spät und der Aufbruch ohnehin fällig; so wurde meine Verstimmung nicht bemerkt, und für die Gastgeber war der Abend äußerst befriedigend verlaufen. Das konnte ich daran ablesen, daß ich bald wieder herzlich eingeladen wurde, diesmal in einen etwas größeren Kreis; aber bei allen Verlockungen, die eine so gekonnte Bewirtung auf einen Menschen ausüben muß, der sonst anderen etwas auf den Tisch stellt, schien mir der Preis, der dafür zu zahlen war, zu hoch: »Wie gut, daß ich nicht in diese Falle gegangen bin!« wollte ich nicht wieder hören.

Der leitmotivische Ausruf des Hausherrn war nur eine verkürzte und verstümmelte Fassung dessen, was er dachte. Er dachte gar nicht: »Wie gut, daß ich nicht in diese Falle gegangen bin!«, sondern er dachte: »Wie gut, daß ich jetzt zu jemandem, der an der Studentenbewegung teilgenommen hat, sagen kann: Wie gut, daß ich nicht in diese Falle gegangen bin!« Denn das Gespräch gab ja gar keinen Anlaß dafür, sich über vermiedene Leiden zu freuen. Die behagliche Stimmung, die aufkam, die Entspannung, der sich der Gastgeber in seinem Ohrensessel hingab, rührte ja daher, daß er die Minderwertigkeits- und Neidgefühle gegenüber seinen rebellierenden Altersgenossen endlich ablegen und sogar die Pose des Überlegenen, dessen, der sich aus Weitsicht einen mühsamen Umweg erspart hatte, einnehmen konnte.

Aber er irrt sich. Er hat jetzt, als fünfzigjähriger Mann, keine Chance

mehr, sich von der Generation, die ihn erzogen hat, abzunabeln. Sind die Menschen dieser Generation mittlerweile auch tot oder jedenfalls senil, so ragt ihr Schatten doch groß und schwarz in das nächste Jahrtausend. Ihre Taten und Werke sind als absoluter Tiefpunkt des Menschengeschlechts ins Buch der Geschichte eingetragen, und ihre Versuche, mittels »Historikerstreits« und anderer Finessen um diese Eintragung herumzukommen, haben die Buchstaben nur noch tiefer eingeprägt. Wohl dem, der sich rechtzeitig von dieser Generation hat distanzieren können. Wohl dem, der es ausgehalten hat, daß Vater und Mutter über zwei Zentimeter zu lange Haare außer Fassung gerieten, wohl dem, der sich wegen seines Vollbarts eine Chance hat entgehen lassen; wohl der, die sich für ihre wilde Ehe hatte »Nutte« nennen lassen, wohl der, die als Kommunistin aus dem Haus geworfen wurde. Der Bart ist ab, die Haare sind vielleicht schon ausgefallen, die wilde Ehe ist längst zerbrochen, der Kommunismus ist in den Abgrund der Geschichte gefallen – was bleibt, ist ein etwas freierer Mensch, einer, der nicht in stickiger Harmonie stumm die unausgesprochenen Schuldgefühle seiner Eltern teilen muß.

Die Studentenbewegung hat denen, die an ihr teilgenommen haben, die Möglichkeit gegeben, die gesellschaftlichen Zustände im Kontrast zu einer denkbaren Alternative zu sehen. So folgenlos dieses Denken praktisch war, es wirkte doch nachhaltig aufräumend auf den Geist. Und wenn auch dieselben Menschen, die sich früher darin geübt hatten, das Gegebene in Frage zu stellen, später ihren Ehrgeiz dareinsetzten, das Gegebene überhaupt wahrzunehmen und in seiner Einmaligkeit, Tiefe und Farbigkeit zu erfassen, so hat doch die frühere Ausrichtung auch die spätere geprägt, und das Spannungsverhältnis zwischen beiden ergibt ein differenzierteres Bewußtsein als das, welches nie aus dem Halbschlaf der »bleiernen Zeit« erwachte.

In dem Ressentiment gegen Linke – das, wie jedes Ressentiment, von Neid begleitet ist – drückt sich auch der Neid auf den Stachel des geistigen Durchdringens aus, den der Marxismus bedeutet hat, auf die Philosophiehaltigkeit des Bewußtseins, die er bewirkt hat. Nicht, daß das philosophische Gebäude des Marxismus mehr wäre als eins von vielen geistigen Luftschlössern, in denen Menschen sich einzurichten versuchen; nicht, daß es auf Dauer geeignet war, den realen und vitalen Anspruch der Menschen auf Gerechtigkeit zu artikulieren – aber man hat sich als junger Marxist wenigstens *einmal* in einem Philosophiegebäude umgetan und sein Bewußtsein um eine intellektuelle Dimension bereichert. Die Vorstellung, daß im Stofflichen, in dem ökonomischen Austausch des Menschen mit der Erde, eine Tendenz vorhanden ist, die das soziale Zusammenleben nach dem Durchlaufen gewisser Stadien in eine bestimmte, harmonische Ordnung bringt; die Vorstellung, daß dieser

Ablauf von einem Motor angetrieben wird: gegen alles, was ist, stellt sich etwas Gegensätzliches, der Widerspruch zwischen These und Antithese fällt dann in einer Synthese zusammen, gegen die sich wieder eine neue Antithese setzt, und so fort; die dem zugrundeliegende Hegelsche Vorstellung, daß aus dem widersprüchlichen Nebeneinanderbestehen von Sein und Nichtsein das Werden und damit alle Bewegung entstanden sei – das sind Ideen, die jetzt als einer der hilflosen Versuche des Menschen, sich seine Welt zusammenzureimen, offensichtlich sind. Aber wäre man in dieses Denkgebäude eingedrungen, wenn man es nicht als »seine« Philosophie empfunden, als ein mit vielen Gleichgesinnten geteiltes geistiges Haus erlebt hätte? Wäre einem Philosophie sonst mehr als das Rauschen von Papierblättern gewesen? Man lernte nicht nur, sich im eigenen Gebäude zurechtzufinden, sondern man lernte – zu dem Zweck, sie zu widerlegen – auch andere Philosophiesysteme mit einer Neugierde kennen, die anders nicht zu erreichen ist. Daß damit auch eine grandiose intellektuelle Talmi-Produktion einherging, die bis heute noch nicht ganz ausgelaufen ist, steht – allerdings in großen Buchstaben – auf einem anderen Blatt. Und daß damit eine grenzenlose Überschätzung des Intellektuellen verbunden war – eine der marxistischen Theorie ja zuwiderlaufende Geringschätzung der praktischen Arbeit –, ist ebenfalls ein bis heute nicht ausgeschwitztes Übel. Aber die Tatsache, daß einmal ein kräftiger Wind durch ein Bewußtsein ging, daß eine von träger Tradition abweichende Position eingenommen wurde, verändert das Bewußtsein für immer, auch wenn die Position später revidiert wird.

Zwischen den Angehörigen der Generation, die in und nach dem Krieg geboren wurde, verläuft ein unsichtbarer Riß, der sie aufteilt, je nachdem, ob sie an der Studentenbewegung teilgenommen haben oder nicht. Dieser Riß ist nicht dadurch verheilt, daß die Ideologie der abstinenten Seite letzten Endes den Sieg davongetragen hat und die Marktwirtschaft außer Frage steht. Es ist ein Riß ähnlich dem, der Kriegsteilnehmer von den Zuhausegebliebenen trennt und der den Veteranen auch dann ein Überlegenheitsgefühl gibt, wenn sie den Krieg verloren haben.

Insofern, als unsere Generation einmal in dieser Weise aufgeteilt war, gab es »die Linken«, definiert als diejenigen, die gemeinsam auf einer Seite der Kluft standen. Jeder, der dazugehörte, ist in seiner Identität durch diese Beteiligung geprägt worden, und diejenigen unter ihnen, die nicht rechtzeitig neue, abweichende oder zusätzliche Identitäten ausgebildet haben, befinden sich jetzt in einer Krise.

Betrachtet man die Gemeinschaft der Heiligen aber genauer, so zeigt sich, daß sie ihrerseits durch Risse geteilt war. Ich will nicht reden von

der offensichtlichen Zersplitterung in sich bekämpfende Gruppen und Grüppchen, die nach 1970 eintrat. Ich will reden von der einfacheren Trennung in »Revisionisten« und solche, die sich als echte Revolutionäre verstanden. Denn während die Aufspaltung in diverse K-Gruppen ja nichts war als eine Verfallserscheinung, die vom Lauf der Geschichte einfach weggewischt wurde, hat die Trennung in Revis und Nicht-Revis doch ihre Spuren hinterlassen. Man spricht heute nicht mehr gern über die Animositäten, die die beiden Lager trennten, denn beide Seiten haben Interesse daran, darüber den Schwamm gehen zu lassen: die einstigen Revis, weil sie sich ihrer Kompromißbereitschaft, ihres Flirts mit den geld- und einflußbesitzenden Alten immer etwas schämten; weil sie die Nase nicht so frech in den Wind der Freiheit gesteckt hatten wie die anderen, die geneigt waren, das kaputt zu machen, von dem sie meinten, daß es sie kaputt machte, und die dafür Berufsverbote riskierten. Lange genug hatten die Revis unter der leisen Verachtung gelitten, die ihnen von dieser Seite entgegenkam. Jetzt nehmen sie dankbar die Verbrüderungsbereitschaft der ehemals Revolutionswilligen entgegen. Diese andererseits können kein Interesse mehr daran haben, daß man sich ihrer Umsturzentschlossenheit zu gut erinnert. Der Lauf der Geschichte hat ihre Jugendirrtümer so gründlich widerlegt, daß sie alles daransetzen müssen, sie in Vergessenheit geraten zu lassen; und sie sehen es gern, wenn die Revis, die ja mit ihren behutsameren Reformvorschlägen recht behalten haben, über die allzu schroffen, totalitaristischen Sentenzen der ehemals Radikalen den Mantel der Liebe decken. Deshalb ist es kein Wunder, daß man jetzt beide Seiten der ehemals feindlichen Lager friedlich vermischt an runden Tischen sitzend oder auf Cocktailparties stehend antreffen kann. Denn was wäre wohl, wenn heute Johano Strasser etwa triumphierend die alten Schriften von U. K. Preuß hochhalten würde, in denen dieser das Bekenntnis zu den Werten der Verfassung als gefährliche zweite Legalitätsstufe denunzierte; oder wenn umgekehrt U. K. Preuß Johano Strasser entgegenschmettern würde, er sei immer ein Schmeichler des Establishments auf der Suche nach einem Parteiposten und als richtiger Linker nie akzeptabel gewesen? Nein, man hat all das Trennende und Böse vergessen und bildet gemeinsam »die Linke«; man verschafft auf der einen Seite den Anpaßlern nachträglich die Anerkennung als echte Genossen und nimmt auf der anderen Seite den Revoluzzern das Stigma der widerlegten Kommunisten.

Das Bedürfnis nach Homogenität und Kohäsion ist in der verbliebenen Linken so stark, daß auch niemand aufschreit, wenn Habermas beispielsweise seine gegenwärtige, treu-rechtsstaatliche Haltung als in ununterbrochener Kontinuität mit dem stehend bezeichnet, was er seit dreißig Jahren gepredigt hat; wenn er seine angeblich durchgehende Po-

sition als die einer »nicht-marxistischen« Linken bezeichnet – das hätte, 1972 geäußert, seine Auflagen auf ein Drittel heruntergehen lassen.

Oben war ja andererseits behauptet worden, daß die Kluft zwischen Revis und Revolutionswilligen bis heute nachwirkt. Dieser Widerspruch löst sich so auf: Die »echten« Linken, die wie Marx keine Reformen wollten, keinen neuen Wein in alten Schläuchen, keine Reparaturen an einem verrotteten Gesellschaftsgebäude, sondern die kapitalistische Produktionsweise zusammenbrechen sehen und auf den Trümmern eine neue Gesellschaftsordnung aufbauen wollten – diese Linken haben in ihrer Mehrheit schon viel früher aufgehört, sich als Linke zu verstehen. Für die beweglichen und wachen Geister, die nicht an irgendwelchen Fleischtöpfen des Links-Seins festgehalten wurden, war 1975 erkennbar, daß der Fortschritt nicht im ideologischen Gewand des Marxismus einziehen könne. Zu dieser Zeit hatte sich die ökologische Frage schon deutlich vor die des Klassenkampfs geschoben; es lag klar zutage, daß der Marxismus die denkbar schlechteste Grundlage zur Lösung dieser Frage darstellt: setzte er doch alle Hoffnungen für den fälligen Umschlag auf die Weiterentwicklung der Produktivkräfte, derselben Kräfte, die im Begriff sind, die Biosphäre zu zerstören. Das politische Engagement derer, die sich nicht an linke Fleischtöpfe gesetzt hatten, sondern die Welt retten wollten, verlagerte sich von den roten Fahnen auf die grüne Bewegung. Dort trafen sich die radikalsten Kräfte; die Angehörigen der einstigen K-Gruppen suchten hier mit Sandalen tragenden Müsli-Essern gemeinsame Sache zu machen – sehr zum Schaden der grünen Partei, denn die Legierung gelang nur unvollkommen und brachte Spannungen und neue Risse. Wiederum allerdings war es nur ein Teil der radikalen Linken, der in diese Aktivitäten abwanderte – die anderen (solche wie ich) suchten ihr Heil in Nischen, unter der Idee des »Small is beautiful«, säten Schnittlauch und gruben nach Kartoffeln in der Meinung, daß diese Verhaltensänderung, tausendfältig durchgeführt, zu einer stillen »Graswurzelrevolution« führen würde. Das war eine radikale Kehrtwendung gegenüber den ehemaligen linken Tendenzen: statt nach außen, auf das System der modernen Gesellschaft, richtete sie sich nach innen, in eine vorindustrielle Lebenswelt. Was blieb, war die Verachtung der herrschenden Kreise, die man nicht mehr Establishment nannte, aber als »Anzugmenschen« nicht weniger abschätzig beurteilte; was blieb, war der Hang zur Kommune, nicht mehr zu einer schießenden Kommune auf den Barrikaden, sondern zur pflanzenden Kommune auf dem Acker – in beiden Fällen war die Zuneigung geprägt von der Ablehnung des Individualismus, des Egoismus und des Profitmotivs.

Neben dem Abwandern in die ökologische Richtung gab es tausendfach weitere Formen, in denen sich die Linken ihrem früheren Engage-

ment entzogen. Sieht man also genauer hin, ist der Bestand des Linkstums auf ein winziges Restchen zusammengeschmolzen, das sich nur dadurch, daß es gewisse Stellen besetzt (die ich als Fleischtöpfe bezeichnet habe), mehr bemerkbar machen kann, als es seiner tatsächlichen Bedeutung entspricht. Andererseits bleibt die Feststellung richtig, daß durch unsere Generation ein bis heute nicht ganz verwachsener Riß geht, den man ohne die Begriffe »rechts« und »links« schwer kennzeichnen kann. Ein Fünkchen von linker Identität lebt weiter auch in denjenigen, die sich schon vor zehn oder zwanzig Jahren ideologisch losgesagt haben, und der kleine linke Restbestand kann ihnen deshalb Verletzungen zufügen, wenn er sie polemisch als »rechts« einstuft. Er macht sie damit heimatlos – oder, besser gesagt, er macht ihnen ihre Heimatlosigkeit bewußt.

Hinter der Sicherheit, mit der die Vertreter der Orthodoxie Häretiker denunzieren, verbirgt sich aber ebenfalls eine Angst vor Heimatlosigkeit, die auf ihrer Seite viel größer ist als auf der Seite der Denunzierten, die andere Wurzeln geschlagen oder sich in die Tatsache hineingefunden haben, daß man als denkender Mensch die Einsamkeit akzeptieren muß. Die Vertreter der Orthodoxie werden sich jetzt erst der Krise bewußt, die schon vor zwanzig Jahren begonnen hat, aber sie haben sich innerlich und nach außen so stark auf ihre linke Position festgelegt, daß sie keinen würdigen Abgang finden. Ihre brüchig gewordene Identität suchen sie durch die Verfolgung von Renegaten zu konservieren; ihre Vergreisung suchen sie zu kaschieren durch kampflustig-frische Angriffe auf Überläufer, die aber, von ihnen unbemerkt, schon vor Jahren und Jahrzehnten ideologisch unabhängige Positionen eingenommen haben.

So klein, so ausgesiebt der linientreue Restbestand auch sein mag – welches ist die Orthodoxie, an der er festhält? Überprüfen wir von dem Set an Ideen, der den Marxismus ausmachte, einige Bestandteile daraufhin, ob sie noch zu der gehüteten Orthodoxie gehören oder nicht: die Vorstellung, daß die *Wirtschaftsweise* für alle gesellschaftlichen Vorgänge verantwortlich ist und *Ideen* keine selbständige Rolle spielen können, die Ablehnung eines neutralen Standpunkts und das Bekenntnis zur *Parteilichkeit*, die *Massenfreundlichkeit*, die *anti-rechtsstaatliche* Grundhaltung, die *ethisch-humanitäre* und die *pazifistische* Ausrichtung.

Oberster Glaubenssatz der Marxisten war der, daß alle gesellschaftlichen Probleme auf einen »Hauptwiderspruch« zurückgeführt werden können, den Widerspruch zwischen *Lohnarbeit* und *Kapital*. Diese Annahme, die früher als Basisannahme angesehen wurde, auf der alle anderen Ideen als Überbau ruhten, ist weggefallen, ohne daß das Gebäude in sich zusammengebrochen wäre. War das Insistieren auf der

Behauptung, daß ohne die grundlegende Veränderung der Produktionsverhältnisse, ohne die Expropriation der Produktionsmittel und ihre Überführung in Gemeineigentum kein Fortschritt zu erwarten und alle Anstrengung vergebens sei, der Kern der linken Identität gewesen, so hat man sich in dieser Frage erstaunlich schnell gelockert. Die Forderung nach Vergesellschaftung der Produktionsmittel, ohne die man nichts Gutes erwarten durfte, hat man fallengelassen wie eine heiße Kartoffel.

Man findet im Gegenteil unter denen, die sich weiterhin als rechtgläubig links ansehen, entschiedene Apologeten des Marktes. Sie huldigen dem Paradigma der Selbsttätigkeit und der Eigensteuerung – Prinzipien, die im Markt verwirklicht sind. Man hört in diesem Kreis Äußerungen, die man früher Manchesterliberalismus genannt hätte und heute als Thatcherismus bezeichnet. Diese Menschen halten sich deshalb weiter für rechtgläubig, weil sie nicht dem *Idealismus* anheimgefallen sind. Für sie ist ein »basic« ihres Links-Seins die materialistische Auffassung, daß die Verhältnisse sich nicht in ideengeleiteter menschlicher Anstrengung, sondern aus innerer Dynamik verändern. Solche innere Dynamik kam in der marxistischen Ideologie aus einer objektiven Tendenz der Produktivkräfte, sich höherzuentwickeln, einer Tendenz, die sich die Verhältnisse (nach den kapitalistischen die sozialistischen) schuf, die sie für ihre Verwirklichung brauchte. Menschen waren dabei nur die ausführenden Werkzeuge dieser dem Stofflichen immanenten Kraft. Auch wenn man nicht mehr an die aufeinanderfolgende Stufenreihe der Produktionsverhältnisse glaubt, so hält man doch an der Vorstellung einer den Abläufen innewohnenden Eigendynamik fest, an dem Glauben an eine intrinsische Selbststeuerung der Dinge. Von der Fähigkeit übergeordneter Ideen, eine gesellschaftliche Leitfunktion zu haben, hielt man im dialektischen Materialismus nichts, und man hat jetzt dank der Systemtheorie die Gelegenheit, an der Ablehnung all dessen, was man früher als ideologischen Überbau der bürgerlichen Gesellschaft geringgeachtet hat, festzuhalten (diesmal mit der Diskreditierung als »alteuropäisch«). In dieser von vielen Linken unterstützten Theorie, die nach den Absichten ihres Schöpfers Niklas Luhmann alle von universalen Maximen (wie Gerechtigkeit und Gleichheit) gelenkte Einmischung in die Aktivitäten der Systeme aufgeben will, da diese immer nur sich selbst und ihre Erhaltung zum Ziel haben, ist weder für den Haupt- noch für Nebenwidersprüche Platz. Eine zunächst kybernetisch und dann biologisch argumentierende Weltauffassung gaukelt ein vernunft-unabhängiges Zusammenspiel der Systeme vor, dessen Scheitern nur vom Meister selbst zynisch-billigend einkalkuliert wird; in der Vorstellung seiner ihrem Links-Sein verpflichteten Epigonen hingegen steht es im Dienst des Guten und Gerechten. Sie merken nicht, daß sie im Rahmen ihrer Supertheorie das schlimme

Werk der Philosophie dieses Jahrhunderts fortsetzen: die Ablösung des rechtsstaatlich-liberalen Denkens durch ein Weltbild, das sich blinder Totalität unterwirft.

Nicht in diese Richtung sind diejenigen gegangen, die sich aus der marxistischen Ideologie ein anderes Element herausgesucht haben, dem sie treu bleiben: die *Parteilichkeit*. Obwohl die Marxisten annahmen, daß die Verhältnisse von sich aus den Drang haben, in die nächste Stufe umzuschlagen, wußten sie doch, daß Menschen diesem Drang Stimme und Hand leihen mußten, damit er sich durchsetzen konnte. Menschen mußten die Notwendigkeit einer klassenlosen Gesellschaft artikulieren und zugunsten des Proletariats die Forderung nach der Aufhebung seiner Unterprivilegierung erheben. Dabei kam es nicht darauf an, die Stabilität des Gesamtsystems im Auge zu haben, sondern im Gegenteil darauf, partikulare Interessen zur Durchsetzung zu bringen; und wenn die *pars*, um die es bei dieser Partikularität ging, auch die Masse war, so handelte es sich trotz der zahlenmäßigen Unterlegenheit der herrschenden Klasse angesichts von deren tatsächlichem Einfluß doch um ein Partikularinteresse, bei dessen Vertretung man sich blind stellen mußte gegenüber mächtigen Fakten, die Berücksichtigung verlangten. Die einseitige, parteiliche Interessenvertretung, die in der Arbeit der Gewerkschaften am Platze ist, prägte die Gesamtbeurteilung der gesellschaftlichen Lage; sie nahm das Blickfeld der Linken völlig ein und gebot es, den Blick auf andere, für das Gesamtsystem bedeutende Faktoren als Verrat an der Sache zu betrachten. Diese Haltung findet heute ihre Nachfolge in der Frauenbewegung, die sich ganz ausdrücklich zur Parteilichkeit bekennt; sie kennzeichnet aber auch den Grundbestand dessen, was man noch als linke Orthodoxie auffassen könnte. Man nimmt nach wie vor Partei und denkt nicht daran, in staatsbürgerlicher Verantwortung für das Ganze den Bestand der Polis zu schützen. Man nimmt aber nicht mehr für die Massen Partei; man hat sie aus der Klientel verstoßen und sich benachteiligte Minderheiten gesucht, für die man streitet. Neben den Frauen, die ungeachtet ihrer Mehrzahl als eine solche Minderheit angesehen werden, sind es die Ausländer, die an die Stelle der ehemals unterstützungswürdigen Massen getreten sind. Stimmen, die vor einer Überforderung der Integrationsbereitschaft der heimischen Bevölkerung warnen, gelten als Verrat an der Sache. Die von den Massen zu Minderheiten abgewanderte Parteilichkeit führt dazu, daß die linken Impulse sich auf dem Niveau der Aktivitäten einer pressure-group bewegen.

Nicht zum Grundbestand des Links-Seins gehört offenbar die Treue zu den *Massen*, zum arbeitenden bzw. arbeitslosen Volk, eine Treue, die dessen ideologisches Abrutschen überdauern würde. Das (noch zu erörternde) sozialethische Motiv im Marxismus erweist sich als zu schwach,

als daß die Sympathie für Unterprivilegierte es aushalten könnte, wenn diese sich unter neue Fahnen stellen. Die Idee, daß das Sein das Bewußtsein prägt und man deshalb nicht über das Bewußtsein klagen darf, sondern das Sein verändern muß, hat überraschend schnell ihre Grenze da gefunden, wo das Bewußtsein unerwünschte Wege ging. Spricht jemand allerdings offen aus, daß er keinen Bock mehr hat, den sich gegenseitig prügelnden Verdammten dieser Erde die Stange zu halten (Enzensberger), gilt er als Renegat; im Grunde hat er aber allen Linken aus der Seele gesprochen, und als Renegaten gelten mindestens genauso diejenigen, die sich darüber wundern, wie schnell die Linken die sinkenden Massen verlassen haben.

Jedem Linken war die Ablehnung der *Rechtsstruktur* selbstverständlich. Mit der ihr zugrundeliegenden Gleichheitsbehauptung galt sie als lediglich formal-abstrakt: sie teilte den Mangel des Tauschwerts im Unterschied zum Gebrauchswert; in ihr drückte sich die »Trennung des Produzenten von den zur Befriedigung seiner Bedürfnisse notwendigen Gebrauchsgütern« (U. K. Preuß) aus. Angestrebt wurde eine neue Ordnung, die gerecht war, ohne Individuen subjektive, gegeneinander antagonistische Rechte zu garantieren. Dieses Programm, das »das Konkrete« auf seine Fahne geschrieben hatte, deckte sich mit dem, welches Carl Schmitt dem Nationalsozialismus zur Verfügung stellte: Es war antiliberal und antirechtsstaatlich. Diese Haltungen werden heute im Kommunitarismus fortgesetzt, der von amerikanischen Wissenschaftlern entwickelt wurde, die in diesen Fragen naiv sind. Statt daß die europäischen Linken sie über die totalitaristischen Gefahren ihrer Ausrichtung belehren, greifen viele von ihnen nach der Chance, ihren Anti-Liberalismus in neuem Gewand weiter zu pflegen. Diese Chance bietet ihnen auch der Feminismus, der – unter kommunitaristischem Einfluß – die liberalen Abstraktionen ablehnt und das Konkret-Gute will.

Das beste Element im Marxismus war das *ethische*. Im Unterschied zu dem philosophischen blieb das ethische Element versteckt; es wurde tatsächlich von der materialistischen Philosophie erstickt, die Ethik nicht duldete und das Gute nicht als eine von Menschen zu verwirklichende Idee ansah, sondern als das Endergebnis eines materiell initiierten Prozesses ausgab. Marx – und jeder orthodoxe Linke – lehnte es ab, auf Ethik gegründete Forderungen nach Gerechtigkeit für das Proletariat zu erheben – und in dieser Frage (in seiner Kritik am Gothaer Programm) kam es dann zur Abspaltung des Revisionismus in der sich entwickelnden SPD. War also das ethisch-humanitär geleitete Denken theoretisch verpönt, so war es doch die Triebkraft sowohl in Marx als auch in allen anderen redlichen Klassenkämpfern. Die Bereitschaft, die Not der Unterdrückten zur Kenntnis zu nehmen und sich auf ihre Seite zu stellen,

gab allen Linken die Möglichkeit, wenn schon nicht gut zu sein, so doch dem Guten nachzustreben und sich dabei im Verein mit Tausenden zu fühlen. Und hat sich dieses Gefühl auch als auf Irrtum gegründet herausgestellt, so war es doch einmal vorhanden. Bis heute gehen von dieser Übereinkunft günstige Auswirkungen aus, kleine Fünkchen davon glimmen noch verstreut in dem jetzigen ideologischen Chaos, und sie sind es wert, beachtet und gehütet zu werden. Wenn jemand gewisse Schweinereien nicht begeht, weil er seine Identität »links« ansiedelt, drückt sich darin eine – oberflächlich betrachtet – diffuse, genau genommen aber doch spezifische Auffassung vom Links-Sein aus. Ich würde es für einen Fortschritt halten, wenn die ethisch-humanitär geleitete Ausrichtung einen neuen Namen fände, hinter dem nicht ein ideologischer Trümmerhaufen stünde. Solange aber dieser neue Name, und das heißt: ein neues Bild des Guten, nicht hervorgetreten ist, mag es einen Wert haben, an dem alten Wort »links« festzuhalten.

In die »links« genannte ethisch-humanitäre Ausrichtung ist allerdings an einer Seite ein großes Loch gerissen. Ein fester Bestandteil des Strebens nach dem Guten und Gerechten schien der *Pazifismus* zu sein. Er ist im Golfkrieg herausgefallen. Mögen einige auch an ihm festhalten: zu dem Ideen-Set dessen, was sich als »links« begreift, gehört er nicht mehr. Einer der aktivsten Renegatenverfolger zugunsten des linken Ideenbestandes (Brumlik) ist zugleich einer der aktivsten Bellizisten in Deutschland. Und tatsächlich hat die reine Lehre des Marxismus ja keineswegs die bewaffnete Auseinandersetzung geächtet – im Gegenteil. Sie fand nach dieser Lehre allerdings in der Vertikale statt, nach oben gegen die dort herrschenden Schichten gerichtet, und nicht in der Horizontale, zwischen den Nationen. Obwohl aber der Marxismus kein Programm der Gewaltlosigkeit vertrat, war für viele Linke der Pazifismus doch eine Haltung, die sie mit ihrem Links-Sein in Zusammenhang brachten. Diese Haltung bereitete sich eine letzte große Feier im Protest gegen den Golfkrieg, die eine überraschende und scharfe Gegenposition innerhalb der eigenen Reihen provozierte. Wolf Biermanns Rede in der *Zeit*: »Damit wir uns gleich richtig mißverstehen: Ich bin für diesen Krieg« hat mit scharfer Stimme den linken Restbestand aufgesprengt. »Soldat, Soldat, im nächsten Krieg, Soldat, Soldat, gibt es kein' Sieg!« galt nicht mehr; es ging darum, dem Irak zum Schutze Israels eine militärische Niederlage zu bereiten – und vielleicht war es richtig. Wenn es richtig war, so wirkte es sich um so destruktiver auf das moralische Bewußtsein aus, das zwischen historisch wohlbegründeter Solidarität mit dem Staat Israel und ebenso wohlbegründeter absoluter Gewaltlosigkeit in Stücke gerissen wurde.

Es zeigt sich: Vom Links-Sein ist nichts übriggeblieben als ein gewisser Anti-Idealismus, eine gewisse Parteilichkeit, die sich aber von der Masse

auf Minderheiten verschoben hat, etwas Mißtrauen gegen den liberalen Rechtsstaat und einige ideologisch ungebündelte Fünkchen von ethischem Humanismus. Diese heterogenen Elemente sind in sich zu widersprüchlich, als daß sie als Orthodoxie auftreten könnten; das Band, das einige Linke noch zusammenhält, hat lediglich soziologischen Charakter und eine Funktion in der Seilschaft, die sie verbindet.

Abgesehen von den unangenehmen Begleiterscheinungen, die eine Seilschaft für diejenigen hat, die nicht dazugehören, hat das nicht nachlassende Bedürfnis, sich an die Restbestände des Linkstums zu klammern und abweichende Positionen als »rechts« zu diskreditieren, eine Wirkung, die den Geist vernebelt und das Auftauchen einer neuen Perspektive erschwert. Es verhindert die klare Sicht auf den Sachverhalt, daß rechts und links, je weiter sie sich ihrer ideologisch konsequenten Form genähert haben, desto ähnlicher waren: beide Ausrichtungen waren antiidealistisch, anti-liberal, anti-rechtsstaatlich, parteilich und massenbezogen. Die große Verdrängungsleistung auf der linken Seite beruht auf der Blindheit gegenüber diesem offensichtlichen Sachverhalt. Hannah Arendts Anstrengungen ist es nicht gelungen, die Augen für die Tatsache zu öffnen, daß dieses Jahrhundert das totalitäre Syndrom hervorgebracht hat in zwei Couleurs, braun und rot, und daß die Unterschiede, sieht man der linken Ideologie nur furchtlos ins Gesicht, gering sind. Die Linken haben sich Hannah Arendt einfach einverleibt, ohne ihre Botschaft zur Kenntnis genommen zu haben; in Unterdrückung ihrer scharfen Gegenposition zum Marxismus – nicht nur in seiner verdorbenen, sondern auch in seiner reinen Form – gilt sie als Ehren-Linke. Solange man sich auf der linken Seite nicht die eigene totalitäre Vergangenheit bewußtmacht und sich von ihren philosophischen Elementen distanziert, können die verstreuten ethischen Fünkchen, auf die allein Hoffnung gesetzt werden kann, sich nicht auswirken.

ECM

Heiner Goebbels "Hörstücke"

Hörstücke
nach Texten von Heiner Müller

Die Befreiung des Prometheus
Verkommenes Ufer
MAeLSTROMSÜDPOL
Wolokolamsker Chaussee I-V

mit David Bennent, Peter Brötzmann, Peter Holliger, dem Kammerchor Horbach, Alexander Kluge, René Lussier, Megalomaniax, Heiner Müller, Walter Raffeiner, Otto Sander, Ernst Stötzner, We Wear The Crown u.v.a.

ECM 1452-54
513 268-2, 3 CD-Set mit 92 seitiger Textbeilage

Shadow/Landscape with Argonauts
nach Texten von Edgar Allen Poe und Heiner Müller

mit Sussan Deihim u.a.

ECM 1480
513 372-2

Der Mann im Fahrstuhl
nach einem Text von Heiner Müller

mit Don Cherry, Arto Lindsay, Fred Firth u.a.

ECM 1369
837 110-1/2

ECM NEW SERIES

Heiner Goebbels

La Jalousie
Red Run
Herakles 2
Befreiung

Ensemble Modern unter Leitung von Peter Rundel

ECM New Series 1483
437 997-2

Gesamtkatalog (gegen DM 3,- in Briefmarken) von: ECM Records, Postfach 600 331, 81203 München
Im PolyGram Vertrieb

Christian Semler
Der Weg ins Freie

Verrat und Identität der Linken

»Tak żyje niemiecka lewica«, sagt Andrzej, Wissenschaftler und Mitarbeiter eines polnisch-deutschen Unternehmens in Berlin: »So lebt also die deutsche Linke«. »I takie mieszkanie ma« – »und solche Wohnungen hat sie«. Er wippt zuerst auf unserem Bohlenfußboden, der, abgezogen und lackiert, ganz das links-akademische »Wohnbewußtsein« der siebziger Jahre spiegelt – bevor der Kult der Kälte hellgraues Linoleum zu diktieren begann. Anschließend wirft er einen angewiderten Blick auf die blauen und braunen Bände, die immer noch, wenngleich nicht in Griffhöhe, stumme Wacht auf dem Bücherbord halten – geduldete, ins Elend geratene, ehemals geschätzte, ja geliebte Verwandte. Andrzej ist Neoliberaler, Parteigänger Krzysztof Bieleckis. Wohlerzogen unterdrückt er weitere Sarkasmen und beschränkt sich darauf, nach den Fortschritten des Kapitalismus in den Sonderzonen Chinas zu fragen, die er besuchen wird. Dazu kann ich aus eigener Anschauung nichts beitragen. Meine Interessen waren etwas anderer Natur, als ich noch diese Weltgegend bereiste.

Während es Andrzej schwerfallen würde auszumachen, was an der polnischen Linken eigentlich links ist, hat er bezüglich der westlichen, speziell der deutschen Linken keine Erkennungsprobleme. Hauptsächlich, meint er, profitieren sie von dem, was sie kritisieren. Beispielsweise schwenken sie die Fahne des Multikulturalismus und der internationalen Solidarität. Sie denken aber nicht im Traum daran, ihre Kinder einer Kreuzberger Gesamtschule anzuvertrauen oder eine Familie bosnischer Kriegsflüchtlinge in ihre Fünf-Zimmer-Wohnung aufzunehmen. Nicht zufrieden mit der eigenen inländischen, parasitären Existenz, maßen sie sich auch noch an, den Osteuropäern gute Ratschläge zu geben. Ohne auch nur den Schatten einer Alternative anzudeuten, kritisieren sie den Übergang zu Markt und Privateigentum. Vor allem: Sie verübeln den ehemaligen Solidarność-Intellektuellen, das Bündnis mit den Arbeitern zerstört und damit einen alten Traum der westlichen Linken verraten zu haben. Aber was, so Andrzej, berechtigt Leute, die zu Zeiten des Real-

sozialismus fast durchwegs auf die Reformfähigkeit der Machtelite gesetzt hatten, dazu, nachträglich von den Chancen eines neuen, hegemonialen Blocks jenseits von Kapitalismus und Stalinismus zu schwadronieren? Hätte Andrzej Brecht gelesen, so würde er unzweifelhaft resümieren: Ihr Linken seid »mißtrauisch, faul und zufrieden am End«.

Soll sich der deutsche Teilnehmer einer dieser typischen Diskussionen, von Herkunft wie der gegenwärtigen Selbsteinschätzung nach ein Linker, *dieser* Zuschreibung entziehen? Soll er auf seine Verdienste bei der Unterstützung der osteuropäischen demokratischen Opposition in den achtziger Jahren verweisen? Soll er ganz einfach darauf beharren, gefälligst als der genommen zu werden, der er (nicht erst seit gestern) ist: unabhängig, partei- wenngleich nicht illusionslos? Oder soll er sich ins Unvermeidliche fügen und die angetragene Rolle akzeptieren, um anschließend zu versuchen, das ganze Spiel zu unterlaufen?

Politische Zuschreibungen funktionieren auch »von der anderen Seite«. »Was ich dir immer schon mal sagen wollte, wozu ich aber nie Gelegenheit hatte: Du warst wirklich ein widerwärtiger Superstalinist. Wer du heute bist, weiß ich nicht.« Die mir dies mitteilt, ist eine linke Altersgenossin. Zeitpunkt und Ambiente sind angemessen: ein vorweihnachtliches Seminar zum 25. Jahrestag des »Prager Frühling«. Veranstaltet in der Friedrichshainer Hauskirche des Pfarrers und Bürgerrechtlers Rudi Pahnke zu Berlin (Ost). Wie kann ein Superstalinist für den »Sozialismus mit menschlichem Gesicht« eingetreten sein? Besteht nicht außerdem der Verdacht, daß er später seine Überzeugungen lediglich den veränderten Umständen angepaßt, seine autoritären Deformationen aber in die Redaktion der *taz* hinübergerettet hat, um dort – auf bekannte Weise – den Überresten radikal-emanzipatorischen Denkens den Garaus zu machen? Ist dieses Chamäleon nicht kürzlich sogar dafür eingetreten, naheliegenden Bedenken zum Trotz Jelzin bei seinem Machtkampf mit dem Obersten Sowjet publizistisch zu unterstützen? Und hat er damit nicht die *taz* auf das Niveau des bürgerlichen Dutzend-Liberalismus herunterzubringen versucht?

Politische Zwangszuschreibungen erleichtern die Geländekenntnis. Das war schon in den sechziger Jahren so. Ein sanfter Student mit anarchischen Neigungen und einer gehörigen Portion Ekel vor der deutschen Vergangenheitsbewältigung mußte nur oft genug gesagt bekommen: »so wie du redet nur ein Kommunist«, um tatsächlich einer zu werden. Aber heute? Wie soll man in einer Welt ohne prästabilierte Feind-Feind-Fronten seinen Abgrenzungsbedürfnissen nachkommen? Soll der entrüstete Westberliner Stadtbürger dem linken Gegenüber noch sein »Geh doch in' Osten« an den Kopf werfen, während der schon längst auf dem Prenz-

lauer Berg Quartier bezogen hat? »Du Kommunistenschwein« ist heute kein Schimpfwort, sondern eine skurrile, dabei unverständliche Meinungsäußerung. Selbst Jungnazis scheuen vor dem Gebrauch dieser außer Kurs geratenen Injurie zurück.

Und die Linken, wie befriedigen sie den Drang nach Ab- und Ausgrenzung? Als Reagan seines Amtes waltete, war die Formel »der Freund dieses Feindes ist mein Feind« noch anwendbar, wenngleich mit Verrenkungen. Geht das noch mit Clinton, der die »neue Weltordnung« unter amerikanischer Hegemonie soeben ziemlich umstandslos verabschiedet hat? Die USA als Hauptfeind sind nicht mehr das, was sie mal waren – aber das Bedürfnis nach Teufeln und Unterteufeln eint nicht nur die Mehrheitsbevölkerung, es eint auch die Linken. Bis zu einem gewissen Grad definiert es sie sogar.

Vergeblich jagt Joachim Fest den Utopisten früherer Jahre hinterher. Der Erdboden hat die falschen Sinnstifter verschluckt, und die *Frankfurter Allgemeine* kann nur noch die moralische Wüste beklagen, die sie hinterlassen haben. Warum haben die Utopien ihren Glanz verloren? Bestimmt nicht, weil sich ihre Ärmlichkeit offenbarte (es gibt auch großartig-phantastische, wie Fouriers »Theorie der vier Bewegungen«, die natürlich Fests Aufmerksamkeit entgangen ist). Auch nicht, weil den Linken die Elemente des totalitären Plan-Staats aufgefallen wären, die noch die humansten utopischen Entwürfe, etwa den von Thomas Morus, durchziehen. Sondern, paradoxerweise, weil das Band zerriß, das die Utopie in der Vorstellung der Linken mit der trüben Wirklichkeit verband: Der utopische Wirkstoff in den gesellschaftlichen Verhältnissen, die antizipierte Freiheit und Brüderlichkeit, die »befreiten Gebiete«, Blochs Kategorie des »real Möglichen«. Hätten die Linken utopisches Denken nur als regulatives Prinzip gehandhabt, wäre es für sie ohne jedes Interesse gewesen.

Den ernüchterten Linken steht heute für die Zwecke der Identifikation kein auch nur einigermaßen konsistentes Projekt gesellschaftlicher Reform »jenseits des Kapitalismus« zu Gebote. Aber diesseits des Kapitalismus lauert das schlechte Bestehende, immer bereit, uns dem Druck der Realpolitik und der jeweiligen Mehrheiten zu unterwerfen. Mit unappetitlichen Versuchen dieser Art soll sich Joschka Fischer beschäftigen. Wir aber, höhnische und gleichzeitig passive Zuschauer seiner Schwimmkünste, klatschen Beifall, wenn der Sumpf des Opportunismus über ihm zusammenschlägt.

Eint uns wenigstens ein universalistisch bestimmter, in der Aufklärung verankerter Wertkonsens? Vielleicht. Aber aus dieser Übereinstimmung läßt sich keine politische Strategie destillieren, erst recht nicht sicherer Grund gewinnen für moralische Urteile. »Sie wollen also noch ein Trink-

geld dafür haben, daß Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben«, entgegnete Hegel schneidend seinem Studenten Heinrich Heine, als dieser im Angesicht des Sternenhimmels auf einem gesicherten Werteuniversum bestand, auf dessen Basis die Guten belohnt werden und die Schlechten verdammt. Prozedurale Regeln sind das äußerste, was wir erwarten können. Gar nicht so schlecht – wenn die Linken tatsächlich kommunizieren würden. Zum Beispiel mit Biedenkopf oder Geißler. Womit wir wieder beim Thema der Ab- und Ausgrenzung wären.

Wer sind die Linken heute? (Der Plural war schon immer notwendig, wollte man nicht einer billigen Selbsttäuschung zum Opfer fallen.) Sie bilden die Gemeinde derer, denen eine *Gewißheit* – der schließliche Sieg des Sozialismus – abhanden gekommen ist, die sich aber mit diesem Verlust nicht abfinden können oder wollen. Auf sie trifft speziell zu, was Gehlen dem Menschen allgemein attestiert hatte: Sie sind Mangelwesen. Aber sie sind nicht in der Lage, Anpassungsleistungen zu vollbringen, die dieses Manko ausgleichen könnten. Sie zürnen Gott, weil er sich verborgen hält, allerdings auf matte Weise. Fast scheint es, als ob von den überschäumenden Energien früherer Jahrzehnte nur diese eine Leidenschaft der Linken überlebt habe: zu unterscheiden, wer zu uns gehört und wer nicht. Wer wo publizieren oder Interviews geben darf. Wer mit wem reden darf. Und wer Verräter an einer Sache ist, deren Umrisse niemand mehr kennt.

Der Begriff des Renegaten stammt aus der frühen Neuzeit und bezeichnete insbesondere jene Christen, die es opportun fanden, in den vom osmanischen Reich besetzten Ländern zum Islam zu konvertieren. Treubrüchige gegenüber Gott. Seine eigentliche, säkularisierte Karriere erlebte der Begriff aber zu Zeiten der dritten, der Kommunistischen Internationale. Die politischen Erinnerungen abgefallener Kommunisten enthüllen seit den dreißiger Jahren den immergleichen Versuch der Parteigetreuen, den Apostaten wenn nicht physisch, so wenigstens moralisch zu vernichten. Und noch in den siebziger Jahren bedurfte es beträchtlicher Ich-Stärke der aus den revolutionären Gruppen Ausgetretenen oder Ausgeschlossenen, um dem Abbruch von Freundesbeziehungen, der kalten Nichtbeachtung und dem ständig präsenten Vorwurf des Verrats standzuhalten, ohne Haß mit Haß zu begegnen.

Hans Magnus Enzensberger hat zur »Verratsproblematik« in dem 1981 erschienenen Aufsatz »Das Ende der Konsequenz« eine bemerkenswerte Anekdote beigesteuert: Anläßlich einer Diskussionsveranstaltung mit Herbert Wehner zieht ein linker Junglehrer ein Zettelchen aus der Tasche und konfrontiert den SPD-Gewaltigen mit einem Zitat aus dem Jahr 1926, wonach er, Wehner, öffentlich zum Bombenwerfen aufgefordert habe. Heute aber verurteile er die RAF-Terroristen. Dieses Verhalten

stemple ihn zur unglaubwürdigen Person. Wehner geht über diese Entlarvungsaktion zur Tagesordnung über, und das, nach Enzensberger, zu Recht. Der Mann, schreibt er, hat sich im Laufe eines halben Jahrhunderts die Sache einfach anders überlegt. Er lebt nämlich, bewegt sich, und in seinem Gehirn herrscht ständiges Kommen und Gehen. Enzensberger resümiert: Das Konsequenz-Gebot verwechselt eine logische Kategorie mit einem moralischen Postulat.

Halten wir uns, und sei es nur der erneuten Aktualität des Beispiels wegen, für einen Augenblick bei Wehner, seinem linken Kritiker und seinem Publikum auf. Was der Junglehrer einklagt, ist nicht, wie Enzensberger nahelegt, das sture Festhalten an einmal gefundenen Einschätzungen, Strategien oder selbst Prinzipien. Vielmehr fordert er, vielleicht ungeschickt, vielleicht polemisch, Wehner zu einer *Erklärung* auf. Er will wissen, welche Ereignisse und Überlegungen ihn bestimmten, erst anarchistischer Freigeist zu sein, dann knochenharter kommunistischer Funktionär und schließlich stellvertretender Vorsitzender der SPD. Um das herauszufinden, greift der Junglehrer zu einer Provokation – dem Zitat. Wehner antwortet nicht (er hat zu Lebzeiten *nie* geantwortet). Diese Tatsache ist für Enzensberger ganz unproblematisch. Er transportiert sie, aber ihm entgeht, daß sie die eigentliche Pointe seines Essays ist.

Wäre Herbert Wehner ein postmoderner Philosoph gewesen, er hätte dem Junglehrer (oder einer imaginären Öffentlichkeit) geantwortet, daß die Vorstellung von einer konsistenten Lebensgeschichte, in der sich individuelle Identität erfülle, nichts sei als eine unnütze Fiktion, nur dazu tauglich, uns über die Zerrissenheit, über den notwendig fragmentierten Zustand unserer selbst und unserer Welt hinwegzutäuschen. Die Vorstellung von Kohärenz und Einheit der Biographie sei unterdrückerisch. Man soll sich und die anderen in vielen Lebensgeschichten begreifen, im Abbruch, im Neuanfang samt den dazugehörigen Prinzipien, und seien sie noch so widersprüchlich. Aber mit dieser Erklärung hätte sich das Publikum, zumindest das *linke* Publikum, nicht abspeisen lassen – und das zu Recht. Denn die Weigerung, Bruch und Neuanfang in der eigenen Biographie, zumal der politischen, zu erklären, weckt Zweifel daran, ob der Politiker (Journalist, Wissenschaftler) heute in der Lage ist, gemäß der jetzt von ihm vertretenen Überzeugungen zu handeln. Ob er sich diese seine gegenwärtigen Überzeugungen tatsächlich in Auseinandersetzung mit seiner ursprünglichen Position erarbeitet hat und nicht auf der jeweils nächsten Welle schwimmt. Ob er das, woran er jetzt glaubt, mit allen Konsequenzen wirklich versteht, ob er seiner »Wahl« diesmal gewachsen ist.

Eigentlich lieben wir alle die den klassischen Bildungsromanen ent-

lehnte Idee von der lebenslangen Suche, vom allmählichen Wachsen, von der erfüllten Biographie. In den Bekenntnisschriften seit Rousseau appelliert der Einzelne an die »Anderen«, ihn als Individuum samt seinen Überzeugungen und seinen Wünschen anzuerkennen. »Ethische Selbstvergewisserung« nennt Habermas diesen Appell. Der heilige Hieronymus empfing Besuch in seiner Klause, und selbst Einsiedler, die sich ein Schweigegebot auferlegten, sannen nach Mitteln und Wegen, sich den Frommen draußen in der Welt in Erinnerung zu bringen. Wer mit den Linken gebrochen hat, sucht sich ein anderes Forum der Anerkennung. Und umgekehrt. Keins dieser Foren kann sich das Recht anmaßen, zum Gerichtshof über mißlungene oder wohlgeratene Lebensgeschichten zu werden. Aber wenn, wie im Falle Herbert Wehners und so mancher anderer ehemaliger Revolutionäre, sei es der dreißiger oder der sechziger Jahre, die Linken um jene Chance des Nachvollzugs von Entscheidungen betrogen werden, ist der Reflex der Ab- und Ausgrenzung so gänzlich unverständlich nicht.

Allerdings sollte man sich davor hüten, eine öffentlich verhandelte Lebensgeschichte mit einer therapeutischen Situation zu verwechseln. »Die Anderen«, das Publikum, verdienen nicht allzuviel Kredit. Stellen wir uns einen Augenblick lang vor, Pastor Heinrich Albertz hätte sich nach einigen Jahren des Rückzugs von der Tagespolitik entschlossen, in Berlin das Amt des Innensenators zu übernehmen. Hätte er, der den Bruch mit konventionellen Rollenerwartungen als Voraussetzung von »Identität« so überzeugend vorgelebt hat, seinen neuen linken Freunden diesen Schritt vermitteln können? Oder wäre er, zum zweitenmal ein Verräter, aus der Gemeinde der Linken ausgestoßen worden, egal welche Gründe er hätte vorbringen können?

Viele der Linken haben in diesem Jahrhundert ihre politische Biographie selbst mit einem ersten Verrat begonnen: dem Verrat an der eigenen, der bürgerlichen Klasse. Das Abbruchunternehmen wurde manchmal tränenreich, oft aber mit kaltem Haß bewerkstelligt. Niemand hat es mit größerer Schärfe festgehalten als Paul Nizan, Sohn eines in die Bourgeoisie aufgestiegenen Arbeiters, Absolvent der »École Normale Supérieure« und Aktivist der Kommunistischen Partei Frankreichs. 1932 schrieb er in dem Pamphlet *Wachhunde*: »In einer brutal in Herren und Knechte gespaltenen Welt kann man nur entweder das lang verborgene Bündnis mit den Herren öffentlich zugeben oder den Anschluß an die Partei der Knechte proklamieren ... Niemand ist mehr zu täuschen, niemand ist mehr zu verführen. Es werden nur noch Schläge ausgeteilt und Schläge empfangen. Die heutigen Philosophen scheuen sich noch zuzugeben, daß sie die Menschen um der Bourgeoisie willen verraten haben. Wenn wir heute die Bourgeoisie um der Menschen willen verraten, so wollen wir

uns nicht scheuen zu gestehen, daß wir Verräter sind.« 1939, nach Abschluß des Hitler-Stalin-Paktes und als Reaktion auf ihn, trat Paul Nizan aus der Kommunistischen Partei aus. Er meldete sich bei der Armee und fiel kurz darauf bei Dünkirchen. Die Partei beeilte sich, ihn als bezahlten Agenten des Innenministeriums zu entlarven, eine Anschuldigung, der sie nie Beweise folgen ließ. Henri Lefebvre, einer seiner Jugendfreunde und damals ebenfalls Parteimitglied (er wurde später ausgeschlossen), erledigte das gleiche Geschäft auf subtilere Weise. Nizan, so schrieb er, sei von einem inneren Zwang zum Verrat getrieben worden. Ein anderer Jugendfreund Nizans, Sartre, hat sich mit diesem Argument auseinandergesetzt: »Als Sohn eines Bourgeois gewordenen Arbeiters fragte er (Nizan) sich, was er wohl sein könne: ein Bourgeois oder ein Arbeiter. Seine Hauptsorge war ohne Zweifel dieser innere Bürgerkrieg in ihm.«

Im Gegensatz zu Nizans Vater waren die Väter der meisten 68er-Linken keine Klassenaufsteiger, sondern selbst Söhne wohlbestallter Mittelschichtler. Aber dem »inneren Bürgerkrieg« fielen ihre verräterischen Söhne doch anheim.

Wie Nizan hatten die deutschen linken Radikalen nie der bequemen, von vielen KP-Intellektuellen vertretenen Illusion angehangen, sie seien »irgendwie«, als Lohnabhängige, auch Proletarier. Radikal mußte man als Linker brechen: mit den Lebensgewohnheiten, den Hoffnungen und Wünschen der Bourgeoisie. Selbst mit ihren Idealen von Anstand und Fairneß. Darunter war der Übergang ins »Lager der Knechte« nicht zu haben. Die keinesfalls nur bei der maoistischen Linken verbreitete Neigung, das Schicksal des Proletariats – als Hilfsarbeiter – in der Fabrik zu teilen, war die Konsequenz dieses Entschlusses. Es galt, den Bruch, den Klassenverrat zu dokumentieren und damit unwiderruflich zu machen.

Seit diesen seltsamen Begebenheiten sind fast 25 Jahre vergangen. Immergleiche Erzählungen über die Straßenschlachten der sechziger, die großen AKW-Blockaden und Häuserkämpfe der siebziger Jahre ersetzen heute die großväterliche Kriegsberichterstattung in früheren Generationen – und werden vom Nachwuchs mit dem gleichen Widerwillen goutiert. Ganz offensichtlich hat sich, mit Ausnahme einer Handvoll RAF-Militanter, die gesamte radikale Linke im Unvermeidlichen eingerichtet. Aber diesen zweiten Verrat beging, nach der Auflösung der diversen linksradikalen Gruppen und Bünde, jeder für sich allein. Eine stille Heimkehr, ohne alle Öffentlichkeit. Versöhnung mit den alt gewordenen Eltern, später Berufsabschluß, Heirat, Wiedereintritt in GEW und IG Medien.

Zu Anfang der achtziger Jahre hätte es eine Chance gegeben, den »inneren Bürgerkrieg« in jedem Genossen ohne Gewinner und Verlierer, gewissermaßen durch Terrainwechsel, zu einem glücklichen Ende zu

führen. Aber der Gründungsakt der Grünen war weit davon entfernt, ein Forum für die Abrechnung der Linken mit sich selbst zu bilden. In ihrer Ehrlichkeit und in ihrem Lakonismus aufmunternde Bekenntnisse wie das eines Frankfurter Ex-Maoisten und Grünen-Gründers: »Ich habe ausgeteilt und eingesteckt – und dann hab' ich Biologie studiert«, blieben allzu rar. Statt dessen führten die Angst vor kommunistischer Infiltration auf der einen, die Angst vor linkem Ausverkauf auf der anderen Seite zu einem unguten, von periodischen Anfällen des Mißtrauens geschüttelten Modus vivendi. Einstige politische Gegnerschaften begannen, sich in persönliche Idiosynkrasien zu verwandeln. Aber in dem Maße, in dem das sozialistische Projekt aus der Grünen Partei verschwand und sich die Mehrzahl der Linken von der Partei verabschiedete, siegten die linken Verkehrsformen, siegte der Stil der Ab- und Ausgrenzungen. Die Verratsneurose nistete sich ein.

Man hätte das Beispiel des Kampfs gegen die AKWs als Lehrstück nehmen können. Man hätte aus ihm lernen können, wie man gesellschaftliche Mehrheiten verändert und mit ihrer Hilfe politische Veränderung bewirkt. Nichts davon spielte sich ab. Statt dessen die altehrwürdigen, linksscholastischen Diskussionen in neuer, ökologischer Verpuppung. Die Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Teilforderungen zum Endziel, über die Gewichtung des außerparlamentarischen Kampfs gegenüber dem parlamentarischen, über den Nutzen der Regierungsbeteiligung etc. waren ebenso erbittert wie steril. Denn sie waren (und sind noch immer) mit der bangen Frage verknüpft, ob nicht die Identität, die teure, für ein paar Titel und Würden verraten wird.

Aber verfehlt dieser Versuch, nachzukarten, nicht den Schauplatz, auf dem die Linken, politisch machtlos zwar und ihres Fixsterns beraubt, dennoch glänzende Siege errangen? War die Abwehrschlacht, die unter der Führung unseres Generalstabschefs Jürgen Habermas gegen alle Versuche geführt wurde, die deutsche Geschichte zu »normalisieren«, nicht erfolgreich? Ist bislang nicht jeder Plan gescheitert, uns einen neuen Kodex konventioneller Tugenden aufzudrücken, und wurde nicht der erreichte Stand postkonventionellen, der Autonomie und der Zivilcourage verpflichteten Handelns verteidigt? Sind schließlich nicht die üblen Absichten der Reaktionäre, die Emanzipationsbewegung der Jahrzehnte nach 1968 verantwortlich zu machen für die zerrüttete Psyche rechtsradikaler Mordbrenner, der Lächerlichkeit preisgegeben worden? Schon. Der Sinn für strategische, gesellschaftlich das Klima verändernde Debatten ist den Linken gottlob nie abhanden gekommen – letzter Ausläufer einer spontan-materialistischen Haltung zur Welt der Ideen. Aber bezeichnenderweise ist die bedeutendste dieser Debatten, eben der »Historikerstreit«, seitens der Linken nie einer nachträglichen Analyse unterzo-

gen worden. Diese hätte zutage gefördert, wie teuer der damals errungene Sieg erkauft wurde.

Der Abwehr von Noltes in der Tat absurdem »Prius« bolschewistischen Massenmords gegenüber dem Holocaust der Nazis fielen zu viele Tatsachen zum Opfer – nicht zuletzt eine genaue Bestandsaufnahme des Gulag-Systems und seiner verheerenden, keineswegs auf die Sowjetunion beschränkten Wirkungen. Wer dies in der Diskussion in Anschlag brachte, sah sich leicht der Denunziation ausgesetzt, er wolle ein Verbrechen mit Hilfe eines anderen relativieren. Es wurden, um im hier offensichtlich unvermeidlichen Militärjargon zu bleiben, allzuschnell Frontlinien gezogen, allzurasch wurde das feindliche Zentrum ausgemacht. Hier, wie auch anläßlich späterer Debatten, war massiver Linkskonformismus am Werk, um die Rekruten an der Uni und in den Medien zur Fahne zu rufen. Der nicht erarbeitete, sondern vorweg eingeforderte Konsens birgt bis heute die Gefahr, daß Ab- und Ausgrenzungsmechanismen endlos weitergeschleppt werden.

Einst, zu Zeiten des Realsozialismus, wurden sorgfältig Pakete geschnürt, um die zum jeweiligen Zeitpunkt notwendige Mischung aus rechts- und linksopportunistischen Verrätern der gerechten Strafe zuzuführen oder ihnen wenigstens, sollten sie nicht greifbar sein, »eine gründliche Abfuhr zu erteilen«. Gestern vermutete man seitens der deutschen Linken das Hauptquartier des gegenaufklärerischen Irrationalismus in Paris – und ab ging die Post gegen die Ex-Linken Lyotard, Derrida »e tutti quanti« (was Lenins Lieblingsvokabel für die Zwecke der Kollektivhaftung war). Und wenn einmal alles verschwimmen sollte, wenn keine Verräterzentralen mehr ausmachbar sind, dann bleibt uns doch die *FAZ*: dank der Brosamen, die Dr. Schirrmacher den Renegaten hinstreut.

Wo die deutschen Linken in den vergangenen Jahren erfolgreich intervenierten, ging es ums Verteidigen und Bewahren. Verteidigung des in der alten Bundesrepublik erreichten Standes von Liberalität und Bürgerfreiheit. Abwehr der dem größeren Deutschland angeblich zugewachsenen neuen Aufgaben. Viele deutsche Linke erlebten den Zusammenbruch des Realsozialismus und die Wiedervereinigung wie einen Überfall zur Nachtzeit. Er kam ebenso unerwartet wie unerwünscht. Der einzige Versuch, den Vereinigungsprozeß als Chance für eine *neue* »Constitutio Libertatis« zu begreifen, kam von der kurzlebigen Bewegung für eine neue deutsche Verfassung. Es war dies das einzige Projekt der Übergangszeit, in dem Vertreter der ostdeutschen Bürgerbewegung und der westdeutschen Linken praktisch zusammenwirkten. Für die deutschen Linken wäre es eigentlich darum gegangen, sich den revolutionär-demokratischen Erfahrungen der Bürgerbewegten auszusetzen, ihrem »dialogischen« Verständnis von Politik, ihrer Bereitschaft zu Bündnissen quer

zu den Fronten, ihren querulatorischen Macken und ihrem Freiheitspathos. Nicht das Scheitern des Verfassungsprojekts war die Katastrophe, sondern die emotionale und intellektuelle Distanz, die dem Scheitern folgte. Kein Mensch konnte damals von den Linken erwarten, daß sie dem Vereinigungsprozeß eine grundlegend andere Richtung geben würden. Aber wer hätte schon geglaubt, daß sie so sehr Teil des Problems werden würden statt Teil der Lösung?

Wollte man einen Lasterkatalog der deutschen Linken angesichts der Herausforderungen der Zeit nach 1989 aufstellen, man sähe sich einer »embarasse de richesse« (ein weiterer Lieblingsausdruck Lenins) gegenüber. Hier ein Angebot in lockerer Folge:

1. Immer noch zweierlei Maß bei der Verteidigung der Menschenrechte. Unterschieden wird nach dem Verursacherprinzip. Je pro-westlicher die Unrechts-Regime, desto schärfer deren Verurteilung, et vice versa. Klar, daß die westlichen Regierungen ebenfalls mit zweierlei Maß messen und daß Interventionen (mehr aber noch Unterlassungen) oft genug dem Opportunitätsprinzip folgen. Aber aus diesem Faktum wird seitens vieler Linker der Schluß gezogen, der Ruf nach Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines unmenschlich regierten Staates sei *per se* imperialistisch. Paradoxerweise landen die Vertreter dieser Auffassung bei einem nationalstaatlichen Souveränitätsbegriff, den sie ansonsten ablehnen.

2. Aus der Kritik am nationalistischen Fieberwahn seit 1989 werden Schlußfolgerungen gezogen, die, angewandt, das Selbstbestimmungsrecht der Völker außer Kraft setzen würden. In den zwanziger Jahren war Julien Benda völlig im Recht, als er in der national-vitalistischen Wende vieler Intellektueller den Kern der »trahison des clercs« ausmachte. Aber eine heutige Wertung der Nationalismen hätte in Rechnung zu stellen, daß sowohl im Falle der Sowjetunion wie im Fall Jugoslawiens die neuen Nationalstaaten aus dem Zerfall von Zwangsverbänden entstanden, die die Entwicklungsmöglichkeiten der unterworfenen Völker beschnitten und sie ökonomisch wie ökologisch in die Katastrophe trieben. Wohl trifft zu, daß ein im endlosen Regreß verwirklichtes Selbstbestimmungsrecht zu absurden Ergebnissen führen würde. Ganz nach der Manier konservativer Geopolitiker antworten viele Linke auf dieses Problem aber mit Theoremen wie dem der Mindestgröße funktionsfähiger Staaten. Heimlich wird dem sowjetischen Imperium nachgetrauert, werden die völkerverbindenden Taten des Tito-Regimes verklärt. Die Pauschal-Kritik am nationalistischen Kurs der ost- und südosteuropäischen Regierungen hat vor allem Bedeutung für das Wohlbefinden der Kritiker. Sie wirkt identitätsbildend.

3. Immer noch saugen die Linken den Honig ihres Selbstverständnis-

ses aus der Größe der Verbrechen, die die Deutschen in diesem Jahrhundert verübten. Je ungeheuerlicher, je einzigartiger die Untaten, desto strahlender ihre eigene Existenz als späte Antipoden. Unbelastet von den immerhin kontroversen Ergebnissen der historischen Forschung wird die deutsche Geschichte weiterhin in den Kategorien des »Sonderwegs« beschrieben, als Abweichung vom generellen Entwicklungspfad, der über Humanismus, Aufklärung und bürgerlich-demokratische Revolution zum modernen Verfassungsstaat führte. Diesen Prämissen gemäß wird zum Beispiel die Gegnerschaft zu bewaffneten Blauhelm-Einsätzen deutscher Soldaten nicht etwa mit einem prinzipiellen Argument begründet oder mit möglichen Alternativen, sondern letztlich nur mit dem Hinweis auf die deutsche »Sonderrolle«.

4. Nach der Feier der Gewalt als vorgeblich emanzipatorischer Kraft beherrscht jetzt ein abstrakter Pazifismus die linken Szenen. Abstrakt, weil er nicht verbunden ist mit einer Lebenspraxis, die den künftigen gewaltlosen Weltzustand antizipieren würde, abstrakt auch, weil alternative Widerstands- und Unterstützungsformen weder aufgewiesen noch praktiziert werden. Speziell im Fall des Völkermords, begangen an den bosnischen Muslimen in Bosnien-Herzegowina, haben die Bündnisgrünen umfassende Wirtschaftssanktionen gegen Serbien als Alternative zur militärischen Intervention propagiert. Aber diese Sanktionen würden, konsequent angewendet, weit größeres Leid als gezielte Angriffe auf bosnisch-serbische Artilleriestellungen zur Folge haben. Die Wirkungen einer rigiden Sanktionspolitik wären zudem viel schwerer zu kalkulieren als eine mögliche Konflikteskalation nach einer Militäraktion. Solchen Erwägungen ist die abstrakt-pazifistische Position unzugänglich. Sie ist nur eine Droge der Selbstvergewisserung. Wie sehr dieses ganze Feld zwanghaften Reaktionen unterliegt, zeigt die Tatsache, daß heute, mehr als zehn Jahre nach den großen Aktionen gegen die Pershing-2-Stationierung, keine einzige Untersuchung linker Provenienz vorliegt, die die damaligen Grundannahmen der Friedensbewegung einer kritischen Analyse unterziehen würde.

5. Das Verhältnis zur Politik, aber auch zu den politischen Institutionen ist nach wie vor von Geringschätzung geprägt. Was zählt, ist einerseits die Sphäre der Lebenswelt, in der autonomes Handeln noch möglich ist, andererseits das ökonomische Subsystem, die eigentliche Quelle der Macht und des Geldes. So erhalten die Redensarten von der Scheinwelt der Politik, vom »Raumschiff«, vom »Treibhaus«, und was der Metaphern mehr sind, ihre theoretische Weihe. Es hat sich zwar herumgesprochen, daß es vielleicht gar nicht so wünschenswert wäre, wenn der Staat abstürbe. Aber daraus sind auf Seiten der Linken keine Konsequenzen gezogen worden. Wo bleiben Arbeiten, die uns zeigen, wie in

den modernen Repräsentativstaat Elemente der unmittelbaren Demokratie und der Bürgerinitiative integriert werden und dadurch der Einfluß der Parteiapparate zurückgedrängt werden kann? Das war's, was die DDR-Bürgerbewegung bewegt hatte. Aber im vereinten Deutschland scheint das Thema mehr auf die Seite revoltierender CDU-Honoratioren gewandert zu sein.

6. Die Ideen der Bürgergesellschaft sind heute zwar in aller Munde, aber die deutschen Linken sind gänzlich unfähig, sie zu entfalten. Am ehesten wird »civil society« noch als Kampfbegriff der Bürgerbewegungen gegenüber den Anmaßungen der Machtelite akzeptiert. Aber Zivilgesellschaft als der Ort, wo sich das *individuelle* Engagement des Bürgers gegenüber dem Gemeinwesen abspielt – das klingt entschieden zu sehr nach Kohl, nach Opferideologie, die den Rückzug des Sozialstaats von seinen Aufgaben verschleiern soll. Im Gegensatz zur angelsächsischen Linken, die schon zu Beginn der achtziger Jahre das kritische Potential des Liberalismus aufgriff, haben die deutschen Linken sich dieser Welt verschlossen. Sie konnten deswegen auch die Idee des Gesellschaftsvertrags nicht neu interpretieren, obwohl die deutschen Verhältnisse nach 1990 geradezu nach seiner Anwendung schreien. Deshalb auch reagieren sie so hilflos auf die Aufforderung zum Teilen, die ihnen aus allen Himmelsrichtungen, aber vornehmlich aus dem Osten, in den Ohren schallt. Sie, die großen Umverteiler, sind zu Besitzstandswahrern geworden.

7. Und am gravierendsten: der Verlust der Neugier für Menschen und Ideen.

Genug für diesmal. Morgen trete ich aus der Linken aus. Oder ich proklamiere wie schon so viele vor mir feierlich ihren Tod. Um dann übermorgen erneut mit Verwünschungen und Forderungen an den Leichnam heranzutreten. Nicht das »Unabgegoltene« einer humanen Idee fesselt mich an unserem Pleiteunternehmen. Auch nicht die Tatsache, daß Instrumente, Pharmaka und Therapieplan zwar abhanden kamen, der Patient Kapitalismus aber weiterhin munter auf dem Krankenbett liegt – ein Kranker, so robust, daß er all seine Ärzte überleben wird. Eher bindet uns unsere uneingestandene Geschichte zusammen: gemeinsame Niederlagen, Frustrationen, »trotz alledem« durchgehaltene Hoffnungen. Und die Einsicht, daß sich die Arbeit der Ent-Täuschung vielleicht doch besser im Kollektiv der Betroffenen bewältigen läßt – allerdings bei offener Tür.

Richard Wagner
Die edlen Wilden unserer Gedanken

Nachrichten aus dem Gesinnungsland

1.

Vor mir liegt ein Zeitungsausriß, der mit der Post kam. Es ist ein Ausriß aus der Hamburger gußeisernen Zeitschrift *konkret*, er wirbt für eine Studienreise nach Kuba. Die Reise verspricht Stadtbesichtigungen von Havanna und Santiago, den Besuch einer Gesundheitseinrichtung, der Nationalversammlung mit Abgeordnetengesprächen, des Revolutionsmuseums und einer Polytechnischen Schule mit Gesprächen über das Bildungswesen Kubas, des Museums der Moncada-Kaserne, eines Industriebetriebs und der Akademie der Wissenschaften, der Universität mit vielfältigen Möglichkeiten zu Gesprächen. Reiseleiter ist der langjährige Botschafter der DDR, Heinz Langer.

Den Zeitungsausriß schickten mir zwei Freundinnen mit dem Vermerk: Schon Pläne für den Sommer? Das ist eine Anspielung auf einen nächtlichen Streit, den wir vor ein paar Monaten in unserer Stammkneipe in der Goltz-Straße, in Schöneberg, hatten, bei dem es um die Kuba-Blockade ging. Ich war für die Beibehaltung, weil eine Aufhebung die Castro-Diktatur verlängern, sie waren für die Aufhebung, weil die Blokkade nur das Leid der Bevölkerung vergrößern würde. Fazit: Ich war bloß gegen die Diktatur, sie waren für die Menschen. Und so fühlten sie sich auch. Wochen später las ich im *Spiegel* ein Gespräch mit einem kubanischen Dissidenten, der für die Beibehaltung der Blockade war. Einen Augenblick lang dachte ich, eine Kopie des Gesprächs an die beiden Frauen zu schicken, ich tat es nicht. Ich hatte keine Lust mehr zu solchen Gefechten. Plötzlich erschienen sie mir unwichtig.

Der Streit zwischen uns hätte zu einer Entzweiung führen können. Was aber nicht geschah, weil wir zuerst eine Weile darüber schwiegen und ihm danach eine ironische Wendung gaben. Das war nicht einmal beabsichtigt, es ergab sich so. Diese ironische Wendung ist der modus vivendi zwischen uns in vielen Fragen.

Irgendwann zeigte ich den Zeitungsausriß einem alten Bekannten von mir. In seinen Ansichten ist er den beiden Frauen ähnlich. Er war gerade aus Frankfurt gekommen und für ein paar Tage in Berlin, zum erstenmal

seit dem Fall der Mauer und der Vereinigung. Unser Gespräch wurde rasch politisch. Es tangierte bald die Frage der Straßennamen und der Denkmäler. Die Denkmäler sollten alle stehenbleiben, meint er, und er meint damit die kommunistischen Denkmäler, sie seien Teil der Geschichte, und das solle nicht alles wegradiert werden. Das gleiche gelte für die Straßennamen. Dann hätte man ja auch die Adolf-Hitler-Plätze seinerzeit beibehalten können, kontere ich. Ich habe schon Übung darin, ich stichele. Er findet das natürlich gar nicht komisch. Das könne man nicht vergleichen, sagt er. Und er meint unausgesprochen, man könne den Sozialismus nicht mit dem Faschismus vergleichen. Mit dem Faschismus nicht, aber mit dem Nationalsozialismus, denke ich mir. Er aber sagt nicht Nationalsozialismus, das würde er in diesem Zusammenhang nie sagen. Nationalsozialismus ist zu nahe an Sozialismus. Wir kennen uns lange genug, wir brauchen das nicht zu erörtern. So mäandert das Gespräch vor sich hin, und er weicht aus und sagt: Aber die Siegessäule und die Wilhelmstraße. Ich weiß sofort, was gemeint ist. Er stellt mir die bekannte Falle.

Ich erinnere mich an eine Straßennamen-Debatte im Fernsehen, zwei Wochen zuvor. Es ging unter anderem um die Wilhelm-Pieck-Straße, die Rosa-Luxemburg-Straße und die Karl-Liebknecht-Straße. Es sind Anwohner da, Politiker, Künstler und sonstige Menschen. Jemand kündigt in der Argumentation gegen Pieck an, er habe hier in der Aktentasche die Listen mit den Namen der Genossen, die von Pieck in Moskau an das Dritte Reich ausgeliefert wurden. Das Wort Mörder fällt, und aus dem Hintergrund ruft jemand, die wahren Mörder seien Bismarck und Kaiser Wilhelm, die hätten Millionen Tote zu verantworten. Die Anwohner spenden lautstark Beifall. Damit wären wir wieder bei der Wilhelmstraße. Welchen Wilhelm meinst du, sage ich zu meinem Frankfurter Bekannten. Mit der Wilhelmstraße ist Wilhelm der Erste gemeint, nicht der Zweite, nicht der, der den Ersten Weltkrieg mitzuverantworten hat. Ich sage mitzuverantworten, ich sage nicht zu verantworten, und ich weiß, das ist schon wieder falsch, aber es schert mich nicht. Ich frage mich manchmal bloß: Geschieht die Verwechslung von Wilhelm dem Ersten mit dem Zweiten unabsichtlich, ist die Meinung, Kaiser Wilhelm habe den Weltkrieg ausgelöst, auf Unwissenheit zurückzuführen, oder ist alles volle Absicht? Man will sein Weltbild, das den Rahmen der Biographie bildet, nicht verlassen. Es sind gute Menschen, mit denen ich es zu tun habe. Sie glauben, daß das Gute in ihnen mit ihrem Weltbild unauflöslich verbunden sei. Es ist eine Art Ethik des Weltbildes.

Beim Weggehen zeigt mein Bekannter auf meine Baskenmütze, die er am Kleiderhaken hängen sieht. Er faßt sie mit spitzen Fingern an und sagt: Daran haben wir früher immer die DKP-Leute erkannt. Macht

nichts, sage ich. Ich weiß, erwidert er, du hast keinerlei Vorurteile. Keinerlei ästhetische Vorurteile, fügt er hinzu und lacht, weil er einen Punkt gemacht hat, wie er glaubt. Ich lache ebenfalls, denn irgendwie gönne ich ihm den Punkt. Wir sind wie Spieler, jeder weiß, daß er recht hat und auch recht behalten wird. Wir haben uns schon lange nichts mehr zu sagen, aber das macht nichts. Die Debatten werden noch lange andauern.

Öfter mal sagt jemand zu mir: Sieger der Geschichte. Ihr habt halt gesiegt, heißt es, und es folgt ein Achselzucken. Vor drei Jahren erklärte mir ein bei Rom lebender deutscher Schriftsteller, der schon seit längerem kein Buch mehr veröffentlicht hat, er habe sein neues Romanmanuskript aufgeben müssen. Ihr habt mir mit euren Revolutionen einen Strich durch die Rechnung gemacht, sagte er und klopfte mir kumpelhaft besänftigend auf die Schulter. Ich war damit als Dissident angesprochen. Sieger der Geschichte und Sieg des Westens, heißt es. Das verlagert die Fragestellung. Als hätte ein Krieg stattgefunden und der Westen den Sieg davongetragen. Wie bei einem Turnier. So braucht man nicht vom Zusammenbruch des Sozialismus zu reden. Der ist sozusagen an den bösen Absichten des Westens gescheitert, an der Blockade.

Alles geschieht in voller Absicht. Ein Schriftsteller, den ich schon seit vielen Jahren kenne und schätze, gebraucht in einer Diskussion, in der es um die Frage der Staatsbürgerschaft und damit auch um die Einwanderungsfrage geht, mehrmals das Wort Blutrecht. Er fordert dezidiert die Abschaffung des Blutrechts. Er meint damit das jus sanguinis und stellt dagegen das jus soli. Aber er sagt nicht jus sanguinis, sondern Blutrecht. Er betont es: Blutrecht. Denn er will es weghaben. Und so bringt er es in Verruf. Mit Absicht. Er macht aus dem juristischen Begriff ein Nazi-Wort. Das jus sanguinis und seine Denunziation meint aber nichts anderes als die Aussiedler. Sie sollten alle bleiben, wo sie sind. Im Unterschied zu den Ausländern, die alle kommen sollen. Stichwort: Offene Grenzen. Bundesrepublik Einwanderungsland. Quotenregelung. Ich gebe zu bedenken, daß jedes Einwanderungsgesetz ein Gesetz gegen die Einwanderung ist. Es bedeutet doch Klempner statt Roma. Aber so genau will man es gar nicht wissen. Die Details schaden dem Weltbild. Plötzlich reden alle von Sinti und Roma und ihrer Verfolgung in Südosteuropa. Sinti und Roma sind aber zwei verschiedene Stämme, und in Südosteuropa leben nur Roma. Ein Sintiundroma, rufe ich unbemerkt in die Runde. Die edlen Wilden unserer Gedanken bevölkern das Jahrhundert.

2.

Der Regisseur Bernardo Bertolucci wird zu seinem neuen Film »Little Buddha« interviewt. Ich höre mit mäßigem Interesse zu, obwohl Berto-

lucci früher einmal zu meinen Favoriten unter den Filmemachern gehörte. Ich höre ihn sagen, daß er eine große Leere in seinem Traum-Reservoir spüre. Seine Utopien seien alle wie Seifenblasen zerplatzt. Er meint das Jahr 1989, das Jahr, das für mich den Moment der Befreiung darstellt. Ich höre zu und konstatiere, daß mich Bertoluccis Aussage gleichgültig läßt. Noch vor zwei Jahren wäre das anders gewesen. Okay, er fand schlecht, was 1989 geschah, ich fand es gut. Wir sind aus verschiedenen Welten. Es ist die Frage der Utopie, die uns trennt.

Seit ich im Westen lebe, werde ich dauernd mit der Frage der Utopie konfrontiert. Ich habe diese Überbewertung der Utopie nie richtig verstanden. Ich war es aus dem Sozialismus gewöhnt, mich in realen Zwängen zu orientieren, die sich zur Utopie erklärten. Ich lebte in der Utopie und wollte aus ihr heraus. Mich trieb nie eine Utopie an, ich stand gegen die real existierenden Zwänge. Ihre Exponenten wollten mir allerdings auch damals schon die Zensur der Utopie auferlegen. Die Macht sprach mit der Zunge der Utopie. Und diese Zunge war manchmal die von Intellektuellen. Im Westen nun erlebte ich, wie die Utopie zur Freizeitmaske wurde. Der intellektuelle Karneval führt seine Lieblingsmaske durchs Jahr.

Was ich anfangs im Westen sagte, über Ceauşescu und Rumänien, wurde angenommen. Aber gleichzeitig tauchte immer die Überlegung auf: der Ceauşescu ist kein Kommunist, das in Rumänien ist gar kein richtiger Sozialismus. Rumänien war weit. Aber dann sagte ich Nationalkommunismus und meinte Ceauşescu, Tito und Enver Hodscha. Meine Schlußfolgerungen über den Sozialismus und meine Absage an die Utopie erklärt man sich bis heute mit meinen besonderen rumänischen Erfahrungen. Meine besonderen rumänischen Erfahrungen retten mich vor der Abstempelung als Reaktionär. Richard ist unser Provokateur, sagt eine Bekannte, als ich in einer Tischrunde im Herbst 1993 von der Notwendigkeit der Aufnahme der ost- und mitteleuropäischen Staaten in die Nato spreche. Sie sagt: unser Provokateur. Und dann ist von der KSZE die Rede und von einem kollektiven Sicherheitssystem mit der Beteiligung Rußlands. Jaja, sage ich, das kollektive Sicherheitssystem, eine uralte sowjetische Idee.

Rumänien hat mit Mitteleuropa nichts zu tun, und es hat mit der Utopie nichts zu tun. Rumänien ist die reale Ausklammerung aus der Utopie. Ich bin die politische Auskunftsperson. In der DDR war alles ganz anders, sagen mir DDR-Intellektuelle, die früher mit ihrem Staat ganz gut auskamen. Man kann aus den rumänischen Erfahrungen nicht auf das Wesen des Sozialismus insgesamt schließen. Es wächst zusammen, was zusammengehört: Diese Intellektuellen verstehen sich prächtig mit den braven Linken aus dem Westen. Im zweiten Teil der Diskussion werde

ich stets aufgeklärt über den wahren Feind, den Westen. Ost- und West-Intellektuelle werden nicht müde, mir die Menschenfeindlichkeit des Kapitalismus zu erklären. Ich verstehe den indiskreten Charme der DDR nicht.

Junge Leute sitzen vor mir, und ich versuche ihnen von der Willkür und der Gewaltherrschaft im Sozialismus zu berichten. Ich versuche ihnen die Verbrechen des Stalinismus zu veranschaulichen. Aber sie können sich nichts darunter vorstellen. Sie erklären mir ausschweifend die Manipulation der Medien im Westen, die Ausgehöhltheit der Öffentlichkeit. Plötzlich steht Bad Kleinen gegen den Slansky-Prozeß. Ich sitze Leuten gegenüber, die in den siebziger Jahren geboren sind. Leute aus der Bundesrepublik, aus der DDR, aus Ungarn. Die jungen Leute aus der DDR, jene aus Ungarn haben keine genauen Erinnerungen an den Sozialismus mehr. Sie haben nur Erinnerungen an Kinderspiele und erste Küsse.

Die Menschen brauchen eine Perspektive. Es gibt kein Leben ohne Utopie. Die langatmigsten Plädoyers für den Sozialismus habe ich in kirchlichen Akademien gehört. Als ich mal mit einer Freundin, die zeitweise in dem Bereich arbeitete, darüber sprach und meinte, daß ich das angesichts der Verfolgung der Kirchen durch die Kommunisten nicht verstünde, sagte sie: Die glauben doch längst nicht mehr an Gott, die haben nur noch einen Glauben, den Sozialismus. Ohne den sind sie verloren. Ich bin ohne Glauben. Ich bin verloren. Und das ist gut so.

3.

Wir hatten Glück, daß du während des Golfkriegs nicht da warst, sagt eine Freundin zu mir. Sonst wäre unsere Freundschaft wahrscheinlich zerbrochen. Mag sein, sage ich und denke mir, wie gut, daß ich damals die ganze Zeit in Rom war. Wie gut? Unsere Freundschaft hält, weil wir eine ganze Latte von Themen auslassen. Die Freundin schrieb damals in einem Artikel, den sie gegen die gerechten Krieger richtete, die Männer sollten ihren Männlichkeitsbedarf beim Holzfällen abarbeiten, wie Kaiser Wilhelm in Holland. Wenn man alle Männer zum Holzfällen abkommandiere, würde es wohl keine Kriege mehr geben.

Der Golfkrieg verblaßt, aber wir führen ihn noch. Wolf Biermann ist kein Linker mehr, höre ich jemanden feierlich sagen, weil er, ich winke ab. Und Enzensberger ist irgendwie auch keiner mehr, weil. Ich weiß Bescheid. Der eine hat es fertiggebracht, für Israel Verteidigung einzufordern, der andere hat eine Blasphemie begangen. Er hat Saddam Hussein mit Adolf Hitler verglichen. Mit Hitler darf man aber nur die USA vergleichen, wie wir aus der Vietnamkriegszeit wissen oder je nach Geburtsort und Geburtszeit vielleicht auch aus der Zeit der stalinistischen Prozesse. »Die katholische Kirche Rumäniens verwandelte sich nun in

ein Spionagezentrum zugunsten Hitlers. Das scheint eine wichtigere Funktion gewesen zu sein als die religiöse Betreuung der Diözese. Wer wundert sich da, wenn nach Hitlers Sturz Amerika der Kopf dieses Spionagezentrums wurde?« Die rhetorische Frage stellt der DDR-Schriftsteller Ludwig Renn in einem 1952 im Aufbau-Verlag veröffentlichten Rumänien-Buch. Ja, ich weiß, Rumänien ist weit weg, und überhaupt ist das alles lange her.

Nein, nicht nur in Rumänien gab es den wirklichen Sozialismus nicht, die Stellungnahmen von Intellektuellen lassen vermuten, daß es ihn auch sonst nicht gab. Sie, die ihn vorher real begrüßten, haben ihn nie kennengelernt. Und da ist was dran. Auch in der DDR sei es nicht der wirkliche Sozialismus gewesen. Höchstens in ihren Anfängen, wie Hans Mayer konstatiert. Nein, den wirklichen Sozialismus hat es nicht gegeben. Kein Ort, nirgends, nicht wahr? Der wirkliche Sozialismus ist die Utopie. Sie kommt jeden Abend, wenn alles getan ist, zu den Intellektuellen in die Stammkneipe und redet artig mit.

Ich werde den Verdacht nicht los, daß es zwei Länder namens DDR gegeben haben muß. Und keiner hat sich in beiden Ländern gleichzeitig aufgehalten. Wenn nun über die beiden Länder DDR gesprochen wird, sitzt man leider am selben Tisch, und es werden an einem einzigen Tisch zwei verschiedene Gespräche gleichzeitig geführt. Jedes dieser Gespräche versucht sich durchzusetzen, was immer wieder mißlingt. Von der Vergangenheit zu reden, ist ziemlich unanständig. Lieblingsfrage des West-Intellektuellen: Wer weiß, wie ich mich unter den Umständen verhalten hätte? Unentwegt arbeitet die Rechtfertigungsmaschine. Immer wieder ist das Verständnis für die Täter im Vordergrund. Die Intellektuellen bemühen sich pausenlos, die Täter zu verstehen. Statt eines Unrechtsbewußtseins haben sie ein ausgeprägtes Rechtsbewußtsein, wenn es um die Verfolgung der Täter geht. Rechtsstaatlichkeit bis zur Annullierung des Themas. Und die Opfer? Die Opfer sind seltsam sprachlos und ohne jedes mediengerechte Schillern. Offenbar schillert nur das Böse mediengerecht. Die Vergangenheit verschwindet pausenlos. Und die Gegenwart schweigt unter dem Nazi-Wappen. Intellektuelle gründen Initiativen, um einen Film, der reden will, Winfried Bonengels »Beruf Neonazi«, mundtot zu machen. Man redet nicht über den Rechtsextremismus, man gibt vor, darüber zu reden. Promis unterschreiben. Die Aufregung ist groß, das Ritual stimmt. Nur: Die meisten der Leute, die der Öffentlichkeit den Film vorenthalten wollen, haben ihn nicht gesehen oder bestenfalls Ausschnitte daraus, wie sie sagen. Das Weltbild weiß alles. Es weiß zum Beispiel, daß man als Schriftsteller nicht an Veranstaltungen der Konrad-Adenauer-Stiftung teilnimmt. Warum? Achselzucken.

Es heißt zur Tagesordnung übergehen. Und zur Tagesordnung überge-

hen heißt vom Kapitalismus reden, vom wahren Feind. Die Linke? Die gibt es doch gar nicht mehr. Abgewunken. Keine Diskussion über die Linke. Die Linke gibt's nicht mehr, sagt die Linke. Doch, sage ich, es gibt sie, und sie ist schrecklich. Sie ist tierisch anachronistisch und abartig provinziell. Was ich sage, ist unglaublich unwissenschaftlich, liebe Kollegen. Es braucht einen Einfall an diesem Tisch. Der Einfall sind Günter Grass' Sonette gegen die Treuhand. Glasklar wie sozialistischer Realismus. Die DDR wird kolonisiert, plattgemacht, und zwar gezielt, damit die Profiteure aus dem Westen sich das alles billig aneignen können. Die DDR-Bevölkerung wird entmündigt, es gibt eine Strategie des Westens, des Siegers der Geschichte, den großen Reibach zu machen, das gilt für ganz Osteuropa, alles klar. Der große Räuber kommt. Beifälliges Nikken. Der Grundwiderspruch läßt grüßen.

4.

Damals, vor mehr als einem Jahr, vor zwei Jahren, wer weiß das noch, standen junge Leute an einem Sonntagnachmittag vor der Gedächtniskirche in Berlin, der Krieg in Bosnien war gerade von der jugoslawischen Volksarmee begonnen worden, und hielten Transparente hoch, auf denen die Abschaffung der Bundeswehr gefordert wurde. Die größte Irritation rief ich in einem Kreis junger Leute hervor, als ich erklärte, mit welchen Waffen ich schießen könne. Ich sprach, nach dem Wahlerfolg Schirinowskis in Rußland im Winter 1993, von der Wehrhaftigkeit der Demokratie und der Notwendigkeit der Verteidigung des abendländischen Wertekatalogs. Ich erntete Gelächter. Ich war nie Pazifist, sagte ich noch, und damit hatte ich den letzten Rest an Kompetenz eingebüßt. Ich hatte jetzt nur noch den Unterhaltungswert des Entlarvten. Und ich war richtig froh, in dieser Lage zu sein. Mit Vergnügen erinnerte ich mich plötzlich wieder an jene Tagung an der Universität Tübingen, auf der sich ein linksliberaler Schriftsteller-Kollege in der Verachtung Europas fast überschlug, seine Brust blähte sich richtig auf vor Selbstverachtung, als er sich für die Barbarei Europas, der Vernichterin des Planeten, unter dem Beifall der Professoren mit eleganter Rede geißelte. Ich habe bei jener Gelegenheit von der Notwendigkeit der kulturellen Rekonstruktion Mitteleuropas gesprochen, wie ein eurozentrischer Barbar, Rassist und Verbrecher habe ich gesprochen. Die Professoren straften mich mit Nichtbeachtung, sie sagten gar nichts. Es war unter jedem akademischen Niveau, was ich gesagt hatte. Mir aber war das alles selbstverständlich erschienen, mir und einigen anderen Leuten im Saal. Es ist in meiner Erinnerung ein glücklicher Tag. Der Tag fiel mir wieder ein, unlängst, als jemand sich nach einem Vortrag über die rumänischen Intellektuellen zu mir setzte und mir mit großer Geduld zu erklären versuchte, daß ich mir

mal lateinamerikanische Modelle genauer ansehen solle. Ja, der Süden. Der Süden ruft. Ich aber will nicht in den Süden. Ich mag den Strand des Nord-Süd-Konflikts nicht, weil ich dieses moralische FKK nicht verstehe. Der Nord-Süd-Konflikt läutert die Herzen der Utopisten. Kolumbus ist ein Verbrecher, Saddam nichts als ein Produkt des Westens, eine Marionette, die das Sagen hat. Was nicht sein darf, kann nicht sein. Und der Islam, der die Moderne blockiert? Und die Bevölkerungsexplosion, die jede Entwicklung verhindert? Und die verheerenden Folgen der verschiedenen Sozialismus-Modelle? Äthiopien, Algerien, Indien, Kuba. Kuba? Kuba hat das beste Gesundheitssystem Lateinamerikas. Da ist er wieder, der Gute-Menschen-Sound. Wir sind in der Gute-Menschen-Disco, und die Gesinnungs-Party läuft.

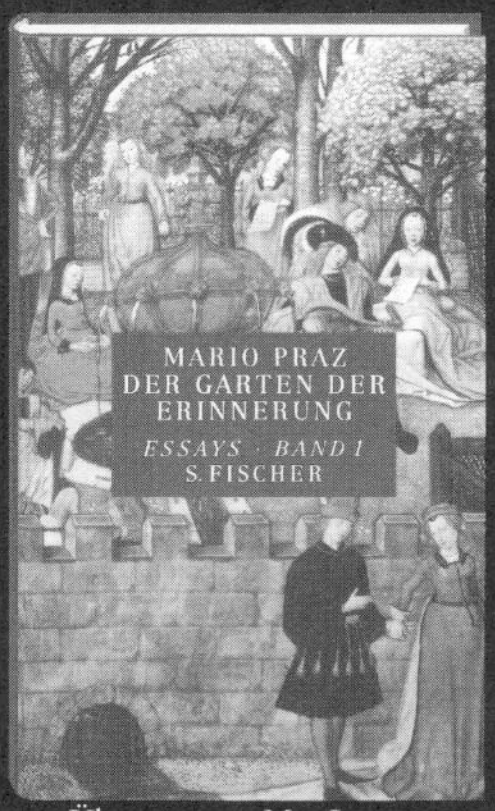
5.

Ich rede hier von einer ausgedehnten Nebensache. Sie dehnt sich wie ein Archipel in unserer Öffentlichkeit aus. Alles, was ich sagen möchte, wird durch diese Nebensache abgeblockt. Man war für Jugoslawien, und man war kein Freund der deutschen Vereinigung. Die deutsche Außenpolitik habe in der Vereinigungseuphorie in Jugoslawien falsche Maßstäbe gesetzt. Man war gegen die Anerkennung von Slowenien und Kroatien. Man war aus dem gleichen Grund gegen diese Anerkennung, aus dem man gegen die Vereinigung Deutschlands war. Es gab und gibt keine Sensibilität unter diesen Intellektuellen für die Fragen der Nation. Darauf beruhte die Beschimpfung Martin Walsers. Inzwischen hat man eine vorsichtige Anpassung an die reale Situation vorgenommen. Die deutsche Vereinigung zu diskutieren, mache keinen Sinn mehr, die Sache ist sowieso gelaufen. Und sie ist schlecht gelaufen, heißt es dazu, nicht ohne Schadenfreude. Über die eigene Haltung in dieser Frage soll also nicht mehr geredet werden. Wir wollen uns an unsere Peinlichkeiten nicht erinnern. Das ist der unausgesprochene Grundton. Von Slowenien und Kroatien heißt es nunmehr, sie seien zu früh anerkannt worden. Ja, wann bitte hätte das denn sein sollen? Die Bevölkerung in beiden Staaten hatte sich schließlich mit einem Referendum für die Unabhängigkeit entschieden. Alle Debatten dieser Art sind abstrakt. Sie verfolgen nichts weiter als die Perpetuierung der eigenen Sprachregelung, in der Nation immer noch ein Fremdwort ist. Slowenien, liebe Leute, ist heute eines der am besten funktionierenden Länder unter den postkommunistischen. Was wäre ohne Anerkennung gewesen? Die eigentliche Zielscheibe in der Anerkennungsfrage ist die Außenpolitik der Bundesrepublik. Der Intellektuelle wirft seine Dart-Pfeile und macht Punkte auf Kosten der Balkan-Staaten. Die Ukrainer, heißt es, die sprechen doch nicht mal mehr ukrainisch. Mit Verachtung wird es gesagt. Als hätten die freiwillig

ihre Sprache verlernt, als hätte dies alles nichts mit dem sowjetischen Imperium zu tun. Die Ukrainer waren als Nation fast tot, sie sollen es gefälligst bleiben. Ein ukrainischer Staat? Die waren doch alle bei den Nazis, die Ukrainer, KZ-Wächter und so. Genau wie die Kroaten. Ustascha. Der intellektuelle Stammtisch spricht. Manchmal ist er weniger deutlich, manchmal mehr. Krieg? Vergewaltigung? Das gebe es in jedem Krieg. Und die feministische Ärztin, die gerade aus Bosnien zurück ist, gibt dem Talk-Show-Publikum die Beispiele: Vietnam, Korea, Guatemala. Kein Wort über die Rote Armee, fünfundvierzig in Berlin. So wundert es auch keinen, wenn Renate Künast vom Bündnis 90/Grüne in Berlin im Januar 1994 meint, getrennte Abschiedsfeiern für die westalliierten Soldaten und die sowjetische Armee seien kleinkariert. Die Ansichten sind weitgehend immer noch Ableitungen aus dem intellektuellen Weltbild der sechziger Jahre. Ihre Äußerungsformen sind weiterhin nicht frei vom radical chic. Die wahre Quelle des Verbrechens aber, das sich aus den postkommunistischen Ländern meldet, ist das alte System, seine Auswirkungen und seine Träger, die nicht abtreten wollen. Jene, die sich immer auf die Utopie beriefen und gleichzeitig mit Eifer ethnische Konflikte schürten, die heute von den Intellektuellen verächtlich als Stammeskriege bezeichnet werden. »Die guten Leute mögen am Krieg nicht, daß er sichtbar ist«, schrieb Uwe Johnson 1967 im *Kursbuch* in seiner Betrachtung »Über eine Haltung des Protestierens«. Nehmt eure Utopie und geht, denke ich mir. Es gab eine Zeit, da versuchte ich noch, meine Erfahrungen in die Sprachregelung einzubauen. Ich mache das nicht mehr. Ich sage, was ich zu sagen habe. Und basta.

Mario Praz spricht nicht *über* die Dinge – er spricht *mit* ihnen.

Mario Praz gehört zu den intelligentesten Anregern der Kulturwissenschaften in unserem Jahrhundert. Seine Essays sind große Kulturgeschichtsschreibung en miniature: sie handeln von Lektüren, Alltagserfahrungen, literarischen, musikalischen, architektonischen Werken, stil- und ideengeschichtlichen Konstellationen, von Filmen, Skulpturen, Gebäuden, Reisen, Ortschaften, Theater- und Ballettaufführungen... Ein immenses Wissen, das nicht auftrumpft, sondern den Blick und das Interesse schärft.
Der zweite Band (mit Register) ist für Herbst 1995 vorgesehen.



Übersetzt von Max Looser
416 Seiten. Gebunden. DM 58,-

»Wir Europäer sind so sehr von Geschichte erfüllt, wir leben in einem solchen Maße zwischen den Reliquien der Vergangenheit, zwischen Ruinen und Palästen, daß wir am Ende kein Geschichtsbewußtsein mehr haben.«

Mario Praz

S. Fischer

Rudolf Ungváry
Anschwellende Freiheit

Eine ungarische Rhapsodie

Während aus der Diktatur eine Republik wurde, änderte sich meine politische Anschauung diametral. Was ich bis dahin mit tiefer Feindseligkeit betrachtet hatte, ist mir zu etwas Annehmbaren geworden. Diese Änderung wird mir jetzt langsam bewußt. Mit innerem Kopfschütteln und einem gewissen Schamgefühl, aber auch durch mein Aufatmen nehme ich sie zur Kenntnis (ich atme auf, weil sie mich von meinem Haß befreit hat).[1]

Das Monster der Vorahnung

Änderungen solcher Art spielen sich während eines so monströsen Übergangs wie desjenigen von der Diktatur zur Demokratie, zur Republik Ungarn, vermutlich überall in der Gesellschaft ab. Die Monstrosität ist in diesem Fall von einem unterschwellig glimmenden Erinnerungsschimmer überzogen. Republik und Demokratie, somit auch den Übergang, hat es in Ungarns Geschichte schon mehrmals gegeben und immer nur für kurze Zeit: zuerst die anderthalb Jahre von 1848-49; dann die knapp fünf Monate nach dem Ersten Weltkrieg, 1918-19; schließlich die zweieinhalb Jahre zwischen 1945 und 1947. Und dann gab es noch einen, im embryonalen Zustand gebliebenen Übergang: die Revolution von 1956, womit für Ungarn das 19. Jahrhundert verspätet zu Ende ging und das Land durch die Niederlage seine Wiederaufnahme in das geistige Europa erlebte. Jedesmal wurde der Übergang versucht, und jedesmal scheiterte er. Aus »außenpolitischen Gründen«, wie das Fazit beschwichtigend auf den einfachsten Nenner gebracht wird. Zuerst wegen der Österreicher und Russen der Heiligen Allianz im Jahre 1849, sodann 1947 und zuletzt 1956 wegen der Sowjetunion. Aber für 1919 scheint dies nicht so richtig zu stimmen. Viel zu leichtfertig wird das damalige Scheitern der Entente in die Schuhe geschoben, als hätten nicht unter den harten Friedensbedingungen und Grenzbestimmungen ungarische Kommunisten und spä-

ter ungarische Offizierskommandos der Demokratie und der Republik ein jähes Ende bereitet. Der gefühlsgelenkte nationale Kummer neigt dazu, letztlich jede Verantwortung auf die Türken zu wälzen, die zwischen 1526 und 1686 beinahe das ganze Land regierten und somit das brave Volk von Europa trennten. Der Verdacht liegt nahe, daß das Scheitern auch in den anderen Fällen innere Ursachen gehabt haben mußte und daß diese endogenen Ursachen auch heute irgendwie wirksam sind.

Nun, die politischen Ereignisse der letzten Jahre in Ungarn erwecken zumindest *in einem Teil* des Landes drohende Ahnungen, Vorgefühle, die historische Wurzeln haben: Wird der Übergang vielleicht erneut mißlingen? Schaffen wir es wiederum nicht, eine Demokratie zu errichten? Geraten wir ein weiteres Mal wenn nicht in eine Diktatur, so doch in eine paternalistische Gesellschaft der Klientel und der Hörigkeit? Im Grunde geht es um ein Erschrecken vor der Wiederkehr der eigenen Geschichte. Dieser verborgene Schrecken wird durch Ereignisse in Bosnien, Karabach oder Tadschigistan verstärkt, wo aus der Wiederkehr einer fernen, als versunken geltenden Vergangenheit in der Form des Bürgerkrieges Wirklichkeit geworden ist.

Diesen »Terror des Vorgefühls«, wie es Botho Strauß in seinem kruden, dem Terror so angemessenen Stil ausdrückt, scheint jedoch nicht nur ein Ungar, sondern auch der »deutsche Mensch« zu empfinden, obwohl die jeweiligen Vergangenheiten keineswegs gleichartig sind. »Auch die Planspiele der Generalstäbe versagen vor einer Neuen Weltordnung, die unter dem Signum des Bürgerkriegs steht«, schreibt in seinem Buch *Aussichten auf den Bürgerkrieg* Hans Magnus Enzensberger. Diese Sätze zeugen aber auch von einer gewissen Einheit der Kultur, zumindest aus der Perspektive eines heutigen, ebenfalls von der Angst erfaßten Ungarn.

Ein vielzitierter Satz aus Christa Wolfs *Kindheitsmuster* richtete sich ursprünglich gegen Erinnerungslosigkeit und gesellschaftliche Amnesie der ewigen »Sieger der Geschichte«: »Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd.« Was in Formen der – laut Enzensberger »molekularen« – Bürgerkriege in den Ungarn benachbarten Ländern droht und sich abspielt, kann als Vergangenheitsverwirklichung gedeutet werden und beweist somit in der faßbaren Form von Leichen, von vergewaltigten Frauen und von Massen, die anschwellend in westliche Richtung zu wandern beginnen, daß das Gewesene nicht vergangen ist.

Im Fall Bosniens z. B., wo die Christianisierung im Mittelalter nicht ganz zur Vollendung kam, bekannten sich beinahe bis zu der Türkenzeit große ethnische Gruppen zur Häresie. Diese eigenartige, den Kontakt mit vorchristlichen Verwurzelungen in gewissen Formen noch bewah-

rende Absonderlichkeit macht es für jene Gruppen leichter, unter türkischer Herrschaft zur muslimischen Religion überzutreten. Anderen, benachbarten oder unter ihnen lebenden ethnischen Gruppen, wie den Serben und den Kroaten, war der Wechsel zu einer nichtchristlichen Kultur weniger leicht möglich, weil in ihrer Kultur das Christentum schon tiefer verwurzelt war.

Wegen solcher, in den letzten Jahrzehnten scheinbar schon unbemerkbar gewordenen, bloß historischen Merkmale konnte auf beiden Seiten immer wieder eine Identifikation gewonnen werden, die für einen Bürgerkrieg ausreichte. Im Falle Bosniens zeigte sich die historische Verwurzelung an der Oberfläche in der Form der religiösen Zugehörigkeit; sie wirkte sowohl zur Zeit der Monarchie als auch während des Zweiten Weltkriegs, als die bosnischen Mohammedaner und die Serben immer wieder einander gegenüberstanden, und sie wirkt auch heute, wo die bipolare Weltordnung aufgehoben ist. Unter dieser Ordnung konnten in der Regel nur Konflikte ausgetragen werden, die den Bestimmungen dieser Ordnung und dem aus ihr folgenden Gleichgewicht entsprachen; sobald sie sich den Grenzen der »friedlichen Koexistenz« näherten, begannen im Interesse der Koexistenz dämpfende Mechanismen zu wirken. Somit können wir die Binsenweisheit in ihrer vollen Bedeutung erkennen: wie nützlich der äußere Feind doch gewesen ist! Der Warnruf »Die Russen kommen!« im Westen, der verborgene, meist in Anpassung umfunktionierte Haß auf das System im Osten hielten die zum Auseinanderlaufen neigenden Herden zusammen. Die Ost-West-Spannung zügelt heute nichts mehr, folglich ist es leichter geworden, übereinander herzufallen. Die Formen, in denen jene Verwurzelungen in Erscheinung treten und zu Konfliktquellen werden, können sehr verschieden sein: von der ethnisch-nationalen über die religiöse Zugehörigkeit bis zu beliebigen, kulturell verankerten Formen reicht die Palette.

Niemand hätte gedacht, am wenigsten vielleicht die Intellektuellen, daß der »Brunnen der Geschichte«, wie es Thomas Mann in *Josef und seine Brüder* noch in erzählerischer Unschuld nannte, nicht nur tief ist, sondern daß er seine Tiefe so jäh und heftig an die Oberfläche der Gegenwart auskotzen kann. Vermutlich hätten das besonders diejenigen nicht gedacht, die sich an den Brüsten des linken Aufschwungs von 1968 in Westeuropa sattgesogen hatten. Auch in Ungarn, wo das Entstehen eines »selbstorganisierten« linken Establishments der 68er Generation sowohl aus Gefühls- als auch aus Machtgründen unmöglich war, verursacht heute der Anblick der historischen »Wiederkehr« eine langsam um sich greifende geistige Krise. Geistige Krise schon deshalb, weil der Zeitgeist es jahrzehntelang gebot, Unruhen zwischen Völkern ausschließlich durch imperialistische Wirtschaftsinteressen zu erklären. Nach diesem

Muster stünden (wie es Enzensberger treffend ironisch ausdrückt) hinter dem bosnischen Bürgerkrieg revanchistische Madjaren, die ihre Monarchie zurückträumen, und/oder slawophile Russen, die mit serbischer Hilfe bis zur Adria vordringen wollen, und/oder Bonner Staatssekretäre, denen das Großdeutsche Reich am Herzen liegt. Diese Muster entsprechen heute nicht mehr dem Zeitgeist.

Im Frühling/Herbst kommen die Amerikaner

In meiner Jugend, auf deren Anfang die kommunistische Machtübernahme fiel, gab es in Ungarn eine nahezu völlige politische Einheit. Von einer solchen nationalen Einheit können die in einer Demokratie heranwachsenden Menschen nur träumen. Fast alle in meiner privaten Umgebung, seien es Verwandte, Freunde oder Nachbarn, hielten die über uns waltende Macht für einen Fluch Gottes, für etwas uns Aufgezwungenes, das sich mit der rigidesten Selbstsicherheit als das einzig Wahre und Gute rühmte. Die sich selbst feiernden, mit fortschrittlicher Weltanschauung protzenden Texte, mit denen die Öffentlichkeit durch Medien, Presse, Schule und Veranstaltungen bis in den letzten Winkel erreicht und ständig überschüttet wurde, waren in einem Maße abstoßend, daß man sich eigentlich wundern mußte: bemerkten *die* denn nicht, daß dadurch die erwünschte Wirkung völlig verfehlt wurde? Und diejenigen, die unterhalb der politischen Klasse diese Texte vermittelten, von Radioansagern über Journalisten, Ober- und Unterabteilungsleiter in den Büros und Fabriken bis zu Seminarleitern und Lehrern, wirkten von vornherein servil und verlogen. Es war schlicht unmöglich zu unterscheiden, wer aus Überzeugung und wer aus Dienstbarkeit die vorgeschriebenen Formulierungen absonderte. Eine der ungeheuerlichsten Natürlichkeiten bestand darin, daß derselbe Bürochef, der anläßlich einer verordneten Friedensversammlung die mit linker Ideologie durchtränkten Floskeln voller Überzeugung vortrug und über die Imperialisten lärmte, sich zu Hause, im privaten Kreis, genauso »reaktionär« gab wie diejenigen, die ihm bei seiner Rede folgsam zugehört hatten.

Was ich politisch dachte, schien auch die überwältigende Mehrheit um mich herum zu denken. Man erfuhr dies auch ohne Worte: die Spannung der Haut, die Haltung des Kopfes, der Schein der Augen genügten zur Kommunikation. Für die Eingeweihten vermittelten sie Widerwillen. Das wundersame Gefühl einer problemlosen Einheit mit meiner Nation entstand auf der Grundlage, daß *wir* alle reaktionär waren. Reaktionär konnte aber nur etwas Gutes sein, da ja *wir* es waren und man sich selbst normalerweise nicht als böse erlebt.

Mein Vater trat nach dem Krieg sicherheitshalber in die Sozialdemokratische Partei ein (sie wurde bald danach mit der Kommunistischen Partei gleichgeschaltet und vereinigt), wählte aber in den zwei noch freien Wahlen jene Kleinwirtepartei, die relativ am weitesten von den Kommunisten entfernt stand. Es war mir nichts natürlicher, als in der Öffentlichkeit zu verschweigen, was man zu Hause aussprach. Mein ältester Onkel sagte in jedem Frühling, die Amerikaner kämen im Herbst, und im Herbst sagte er, sie kämen im Frühling. Diese Sätze brachten nur in witziger Form zum Ausdruck, daß es letztlich doch einmal zu Ende gehen werde, bis dahin könne man es noch ertragen.

Die Kreise, zu denen ich sozial gehörte, waren wirtschaftlich vom politischen System nicht unmittelbar betroffen. Sie waren weder Fabrikanten noch Großgrundbesitzer. Und weil sich unter ihnen keine Leute befanden, die sich ernstlich mit Politik befaßten, waren sie auch nicht in ihrem politischen Handeln betroffen. Sie gehörten alle zum Kleinbürgertum, von den Angestellten, Pensionären, Gewerbetreibenden, Ingenieuren und Hausfrauen bis zu den Facharbeitern, und ihr Widerwille konnte kaum durch wirtschaftliche oder politische Interessenbeschränkung erklärt werden. Eher waren sie in ihren Gefühlen, ihrer Gedankenwelt, ihrer ganz privaten Bewegungsfreiheit getroffen – auf den ersten Blick lauter belanglose, materiell unbedeutende Dinge. Es war das wenige, was sie an Autonomie und Integrität besaßen: im Grunde ihre Persönlichkeit. Die kommunistische Ideologie hatte dafür natürlich genauso wie für alles in der Welt eine Erklärung: man sprach vom falschen Bewußtsein, vom schwankenden Kleinbürger und Mittelbauer (ein typischer Klassenbegriff der damaligen, von der Ideologie beherrschten offiziellen Sprache) und vom selbstbewußten Arbeiter. Da aber zwischen dem Arbeiter und dem Beamten im vertrauten Privatbereich kein Unterschied der politischen Anschauung feststellbar war, wurde diese Erklärung auf die einfachste, aber überzeugendste Weise entlarvt: durch die Realität. Weil letztlich die Persönlichkeit, das Bild, das man von sich selbst hatte, angegriffen wurde, verstärkte sich gerade hinsichtlich dieses Ich-Bildes der Widerstand. So wurde alles, was in der Tiefe der Seele lag, sei es gut oder böse, für eine spätere, freiere Zukunft konserviert. Das tatsächlich vorhandene falsche Bewußtsein konnte sich dadurch unbehelligt weiter vertiefen und verstärken – und gerade dies scheint heute, beim Übergang zur Demokratie, Folgen zu haben.

Es gab natürlich solche, von denen man ahnte, daß sie eine – wie es hieß: fortschrittliche – Überzeugung hatten. Abgesehen von der oberen politischen Klasse der Berufskommunisten und ihrer Verwandtschaft war das aber eine geringe Zahl von Menschen, die gut erkennbar und privat leicht zu meiden waren. Viele darunter waren offensichtlich Juden. In

Ungarn überlebten sie in größerer Zahl, dank der Tatsache, daß eine wirklich nationalsozialistische Macht nur in den letzten Kriegsmonaten zustande gekommen war und das Land deshalb nicht mehr rechtzeitig »judenrein« gemacht werden konnte. Da aber der moralische Schock des Zweiten Weltkriegs, der Judenvernichtung und somit die Auschwitz-Singularität auch in Ungarn zu einer Dämpfung antisemitischer Regungen führte, wurde dies in der Privatsphäre nicht weiter beachtet.

Das Problem war nicht die politische Doppelmoral. Sie war für uns nämlich keine doppelte. Moral gab es nur auf der privaten Ebene; alles, was in der Öffentlichkeit geschah, gehörte zur Sphäre des Überlebens – darin sah niemand eine moralische Frage. So wie es für einen Juden keine moralische Frage war, sein Jude-Sein im Dritten Reich gegebenenfalls zu verleugnen, um überleben zu können. Das Problem war nicht die Lüge, nicht das, was man über Sozialismus und Kapitalismus öffentlich äußerte, denn man wußte im Grunde genau, daß man log. Das war demütigend, aber der Gedemütigte war seiner Demütigung wegen nicht unmoralisch. Das Problem war, daß nichts aus der Vergangenheit wirklich verarbeitet werden konnte.

Die allgemeine Einschüchterung wirkte vielleicht hier am verhängnisvollsten: weder Schuldgefühle noch Trauer oder Reue wurden verarbeitet. Eine Trauer und eine Reue, die sich nicht auf der Ebene einer öffentlichen Interaktion der Gedanken und Handlungen abspielt, erzeugt keinerlei kulturellen Gewinn und ist somit für eine Gesellschaft ungefähr so nutzlos wie das Masturbieren, das nicht mit menschlicher Interaktion verbunden ist. So war es mit der Frage der Teilnahme am Zweiten Weltkrieg an der Seite Deutschlands, so war es mit der Frage der Ausrottung Hunderttausender ungarischer Juden (die durch Ungarn und nicht durch Deutsche nach Auschwitz verfrachtet wurden), aber auch mit dem Problem der unter Assimilationsdruck in den Nachbarstaaten lebenden Ungarn oder mit der grundsätzlichen Frage, ob und in welchem Maße Macht überhaupt moralisch sein kann.

Die öffentlich verkündete Propaganda hatte eine gerade entgegengesetzte Wirkung: man hämmerte uns ständig den Begriff der »schuldigen Nation«, des »letzten Vasallen Hitlers« ein. Da über all diese Fragen kein freier Meinungsaustausch stattfinden durfte, die Probleme also nicht öffentlich, auf der Ebene der nationalen Kultur verarbeitet werden konnten, wurden sie im Grunde nicht wahrgenommen. Im Privatdenken war es am einfachsten, alles, was die Judenvernichtung betraf, ausschließlich den Deutschen in die Schuhe zu schieben. Dadurch konnte das durch Kriegsniederlagen gebeutelte Nationalgefühl, vor jeder Selbstkritik geschützt, leidlos dahindämmern.

Dann kam die Revolution von 1956, der Aufstand der Gedemütigten. Als Student erlebte ich, wie die Arbeiter während der Wochen des allgemeinen Streiks uns Geflügel und Speck in die Studentenheime brachten. Erst nachträglich wurde mir langsam klar, was damals mit uns allen geschah: Es war noch das reine 19. Jahrhundert. Die in den Bergwerken und Fabriken arbeiteten, setzten ihre Hoffnungen auf uns, die Intellektuellen und werdenden Intellektuellen, und wir, die Intelligenz, stützten uns auf die Arbeiter mit ihren spontan gegründeten Nationalkomitees und Räten. In diesem hinfälligen Vertrauen zeigte sich beiderseits die Unschuld früherer Revolutionen. Was heute vielleicht niemand wahrnehmen kann, weil ständig nur von heldenhaftem Freiheitskampf die Rede ist: Diese Komitees und Räte sahen während der ganzen Zeit der Revolution ihre wichtigste Aufgabe in der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, und somit verkörperten sie in natürlichster Weise das eigenständig Bürgerliche, wie das Volk es durch Selbstorganisation zustandegebracht hatte. Mit dem Anrollen der sowjetischen Panzer fand dann dieses naive Jahrhundert für Ungarn sein verspätetes, nun endgültiges Ende. Übrig blieben in den staubigen Dörfern und verrotteten Städten, wo der Verputz von den Wänden fällt, die Menschen, die all dies erlebt und ertragen hatten und in den folgenden Jahren alles unternahmen, um zu vergessen, wie schwach sie bei dieser Niederlage gewesen waren. Obwohl sie gerade damals am stärksten waren.

Drei Monate nach der Niederwerfung sprach man noch offen von einer Revolution, unterstützte die unabhängigen Studentenvereinigungen und die gegen die Sowjetintervention protestierenden Schriftsteller. Sechs Monate später, als ich mich schon längst im Internierungslager in der Nähe von Budapest befand, marschierten alle meine Kollegen – zusammen mit den Arbeitern und Angestellten – folgsam unter dem roten Banner an den Tribünen vorbei, wo die Parteiführer sie winkend begrüßten. Falls ich mich auf freiem Fuß befunden hätte, wäre ich vielleicht auch unter ihnen gewesen.

Erneut wiederholte sich eine schon vertraute Lage: es gab weder Trauer noch Reue. Der einzige Gewinn war das wiederhergestellte Ansehen der Nation im europäischen Ausland und die Erschaffung jener Vergangenheit, auf die man sich in der heutigen Zukunft berufen kann.

Dann brach der längste Frieden des 20. Jahrhunderts aus. Die »Amerikaner« kamen endgültig nicht, aber das Entscheidende war, daß dies nicht nur von uns in Ungarn, in Polen, in Böhmen und in Mittel-, Ost- oder DDR-Deutschland wahrgenommen wurde, sondern daß selbst die Amerikaner und die Russen es begriffen haben. Die Pax Atomica beruhte auf der Erkenntnis, daß eine Konfrontation zwischen den beiden Systemen tatsächlich nicht vernünftig gewesen wäre. Daraus folgten für die Menschen in Ungarn (sicherlich auch für die in Polen usw.) zwei parallel verlaufende Sackgassen: die Erkenntnis, daß das System hinzunehmen sei, und die Erkenntnis, daß das System zu reformieren sei. Diejenigen, die es hingenommen haben, mußten sich zwangsläufig immer wohler fühlen. Das entsprach der gebrechlichen Natur des Menschen, der auf die Dauer nicht gerne mit einem doppelten Bewußtsein lebt. Diejenigen, die das System reformieren wollten und an diesem Bestreben auch nach 1968, nach dem Scheitern des »Prager Frühlings«, festhielten, mußten sich ebenfalls wohl fühlen, weil sie sich durch die Hoffnung täuschen ließen, denn das System war hoffnungslos unreformierbar. Nur eine einzige Einsicht schien unmöglich, und deshalb kamen sicherlich nur sehr wenige auf diese Idee: daß das System in absehbarer Zeit verenden würde. Alles richtete sich auf die Ewigkeit ein. Damit aber begann das Zeitalter der wirklichen Lüge und deshalb der Verlust der Unschuld der Gedemütigten: man belog sich nämlich selbst.[2]

Auch ich glaubte an die Ewigkeit des Systems. Nur konnte ich meine Verletztheit und den daraus entstehenden Haß nicht aufgeben, und deshalb meinte ich, meine intellektuelle Rolle geböte es, das System weiterhin bewußt zu verabscheuen. Gleichzeitig war ich genauso vorsichtig wie alle anderen und achtete darauf, nicht in verhängnisvolle, offene Konflikte zu geraten.

Es dauerte einige Zeit, bis ich die Folgen wahrgenommen hatte: Gegen Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre stellte ich mit Entsetzen fest, daß die wundersame reaktionäre Einheit meiner Jugendjahre dahingeschmolzen war. Als ich nach 1968 dann wieder in den Westen reisen durfte, kam der Schlag hinzu, den mir die europäische Linke versetzte. Nach all dem, was sich im Osten von Europa, bei uns, abgespielt hatte, war es mir schier unfaßbar, daß es im Westen Leute geben konnte, die nur den Kapitalismus, nie aber das System, in dem ich lebte, zum Objekt ihrer Kritik machten. Wie brachten es die Anhänger des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes moralisch fertig, ihre Demonstrationen unter roten Fahnen durchzuführen, während in der anderen Hälfte des Kontinents, bei uns, praktisch alle gezwungen waren, an solchen De-

monstrationen zum 1. Mai teilzunehmen? Die Wände der Studentenheime waren mit Fotos von strahlenden Chinesen-Gesichtern aus der maoistischen Kulturrevolution tapeziert. »Können Sie sich denn nicht vorstellen, daß man freiwillig daran teilnimmt?« erwiderte man mir selbstbewußt und herablassend, als ich meine Erfahrungen in Ungarn zu schildern versuchte. Immer wieder gefror die Luft um mich herum, wurden die Blicke abweisend oder feindselig, wenn ich zu erklären begann, daß ich in einer totalitären Diktatur lebte. Es drang nicht durch, weil Wörter wie »totalitär« oder »Diktatur« völlig anders besetzt waren. Und wenn ich den messianischen Charakter der sozialistischen Ideologie erwähnte, wurde ich erst recht nicht verstanden – und das war noch der bessere Fall. Der Begriff »messianisch« hatte entweder keine politische Bedeutung für die Teilnehmer der damaligen Bewegungen, oder er traf so direkt ins Herz des Wunschdenkens meiner neulinken Kontrahenten, daß sie ihn gar nicht fassen konnten. Es war, als hätte man den Strick im Hause eines zukünftigen Erhängten erwähnt.

Hinter dem von Ideologie triefenden neulinken Wortgebrauch verbarg sich etwas mir aus Ungarn längst Bekanntes, Gefürchtetes und Drohendes: der Zwang totalitären Denkens im Interesse des Guten. Gleichberechtigung, Freiheit, Überwindung der Ausbeutung – ist das denn nicht etwas Gutes? Dagegen zu argumentieren schien für einen Intellektuellen viel schwieriger, als das Rassenprinzip, den Religionsvorrang oder die einseitige Vermögensverteilung zu verurteilen. Ich erinnere mich: Nachdem ich auch in Hamburg, unter den Redakteuren des Norddeutschen Rundfunks, dieselbe linke Selbstsicherheit und Feindseligkeit als Reaktion auf meine Ausführungen über Ungarn wahrgenommen hatte, ging ich – um alleine zu sein – in ein Museum. Für jemanden aus Mittel- oder Osteuropa, der in diesen Jahren in den Westen kam, war das gedämpftere, durch mehr Zurückhaltung und Verständnis geprägte Benehmen der Leute im Westen ein immer wiederkehrendes Erlebnis. Das begann schon an der Grenze mit den Zollbeamten und Grenzwächtern, erstreckte sich auf die Verkäufer in den Läden und die Fußgänger auf der Straße. Auch die Gesichter wirkten ausgeruhter, weniger verkrampft. Im Vergleich damit waren die Gesichter in Ungarn – das konnte man nach der Rückkehr immer wieder feststellen – verzerrter, fast als ob man ihnen von hinten mit einem Messer durch den Nacken gestochen hätte. Möglich, daß dieser Eindruck bloß eine Selbsttäuschung war oder nur durch den höheren Lebensstandard und die bessere Technik entstand. Möglich, daß einen die teuren Leute in den teuren Wagen beeinflußt haben. Aber über dieses Erlebnis berichteten damals auch andere, die das Glück hatten, in den Westen reisen zu dürfen, und man kann solche Erinnerungen noch heute bei ihnen feststellen, wenn man sie danach fragt. Es wäre jedoch unmög-

lich gewesen, sich mit einem westlichen Linken über diese Erfahrung zu unterhalten. Schon der Spott, der in ihren Augen blitzte, genügte, einen von uns sofort verstummen zu lassen, denn es war klar: über diese Erlebnisse kann man sich ausschließlich unter seinesgleichen aus dem Osten verständigen. In jenem Museum damals, endlich allein geblieben, wähnte ich die mich umgebenden Gemälde und die mich umgebende, mich durch ihre Milde einnehmende soziale Kultur der Menschen in diesem Deutschland dermaßen gefährdet, daß ich eine Zeitlang dem Weinen nicht widerstehen konnte.

Der Osteuropäer als Nationalist

Auch in einer anderen Hinsicht waren die Reisen und die Berührung mit der neulinken politischen Subkultur bzw. der heranwachsenden politischen Klasse entscheidend. Mir lag nichts an Grenzen und an Staaten, aber viel an Sprache. Ein Sprachgebiet kann naturwissenschaftlich als Informationssystem aufgefaßt werden und Sprachen als Kanäle, durch die der Informationsfluß fließt. Muttersprache ist danach jener Kanal, durch den nicht nur die meiste Information mit den wenigsten Zeichen, sondern auch die tiefste Information durch die dazu notwendige überschüssige, redundante Zeichenmenge vermittelt werden kann; es handelt sich um jene Sätze, die durch ihren erzählerisch-metaphorischen Charakter auch ein »Vor-Wissen« enthalten. Das ist ein aus hermeneutischer Sicht unerläßliches Mehr an Information, ohne das ein Text, eine Aussage, eine Mitteilung nicht richtig verständlich sind. Ein im Gebrauch der Muttersprache gestörter Mensch verliert die Möglichkeit, auf der Ebene der Kultur am Verarbeiten der gemeinsamen Probleme teilzunehmen. In einer anderen Sprache ist das zwar weiterhin möglich, aber dazu muß sie zur Muttersprache werden. Zwei oder mehr Muttersprachen zu haben ist nicht allen gegeben. Die erwähnten Probleme sind dermaßen belastet, daß für einen Durchschnittsmenschen nur in der Muttersprache die Möglichkeit zur Beteiligung am Prozeß der gesellschaftlichen Verarbeitung besteht. Wohlgemerkt: ich verstehe darunter keine wissenschaftliche, sondern eine alltägliche, zivile Verarbeitung, die in jeder Kultur tagtäglich stattfindet, manchmal durch die einfachsten sprachlichen Formen, durch ein einziges Wort oder einen Wortteil. Als Beispiel nenne ich hier nur den Witz. Eine solche Art der Verarbeitung setzt vollständiges Sprachwissen, die Kenntnis der sprachlichen Nestwärme voraus.

Seit Kriegsende, seitdem ich die Landkarte lesen und demographische Angaben verstehen konnte, erlebte ich es als einen Verlust, daß die Ungarn in den benachbarten Ländern mit ihrer Sprache nicht gleichberech-

tigt neben der dortigen Mehrheit leben durften. Ich fragte unter den neuen Linken herum, ob sie es für richtig hielten, daß sich ungarischsprachige Gebiete unter tschechischer, rumänischer und serbischer Herrschaft befänden. Die erhaltene Antwort setzte nicht einmal linke Gesinnung voraus. Der westeuropäische und der amerikanische Durchschnittsbürger – sofern sie die Frage damals überhaupt verstanden – gaben meistens entweder direkt oder indirekt die Antwort: »Ach, wieder ein ungarischer Nationalist!« Oder (auf die Klage über die Assimilation der ungarischen Minderheiten in den Nachbarstaaten): »Ist es denn so schlimm, wenn jemand die Sprache wechselt?«

Das Problem war für mich nicht, daß ich als Nationalist betrachtet wurde. Auch nicht, daß man taktvoller hätte fragen können: »Wollen Sie denn Blutvergießen?« Das Problem lag darin, daß es niemandem in den Sinn kam, auch jene Tschechen, Slowaken, Rumänen, Serben usw. als Nationalisten zu betrachten, die es als richtig hinnahmen – von einer bewußten Bejahung gar nicht zu reden –, daß diese Gebiete rumänisch, serbisch und damals tschechisch (heute slowakisch) sind. Warum war das nicht haargenau so nationalistisch? Erst wenn beide Auffassungen als nationalistisch und in Sackgassen führend erkannt werden, kann man mit der Bewältigung des Problems beginnen. Welch ein Relativismus bezüglich der Moral und der Wahrheit ist es, jemanden nur deshalb nicht als Nationalisten zu betrachten, weil er für den Status quo oder für die Mehrheit ist!

Genauso steht es mit der Auffassung, daß Minderheiten kein Recht bekommen sollten, weil Recht nur den Rechtssubjekten – dem Bürger oder einer Körperschaft – zustehe, nicht einem Kollektiv, einem Aggregat. Es wird aber als natürlich hingenommen, daß die Mehrheit (ebenfalls ein Kollektiv) doch Rechtssubjekt sein kann: Durch die Festlegung der Sprache der Mehrheit als Amtssprache nämlich wird die Mehrheit (und nicht der Bürger) Rechtssubjekt. Warum das richtig, im Falle der Minderheit aber falsch sein sollte, war für mich unfaßbar.

Der innere Zwang nach rechts

In einer solchen Lage erschien mir alles, was links war, zwangsläufig als suspekt und bedrohlich. Da ich die linke Argumentation sowohl bei den Vertretern der ungarischen politischen Klasse als auch bei den Neulinken im Westen ernst genommen hatte, erschien mir eine Identifikation mit linkem Gedankengut unmöglich. Ich war in dem sich als links bekennenden System politisch nicht gleichberechtigt und fühlte mich deshalb gedemütigt und verletzt. In diesem Zustand war mir nicht nur die Iden-

tifikation, sondern schon das Verständnis für jene, die das System direkt oder indirekt befürworteten, ekelerregend, als säße man in einer Jauchegrube.

Daß dies nicht von allen so wahrgenommen und erlebt werden konnte, mußte ich natürlich feststellen, aber an meiner Determinierung hat das nichts geändert. Mit einem vielleicht noch größeren Entsetzen als im Fall des Verschwindens der »reaktionären« Einheit meiner Nation stellte ich fest, wie einige Freunde aus der heimischen Subkultur, in den Westen gegangen, binnen kurzer Zeit total links wurden, ja, sich bis zu RAF-Sympathisanten wandelten. Das war mir weder seelisch noch logisch nachvollziehbar. Wenn ich sie heute zufällig treffe, in einer völlig anderen Welt, kommt mir manchmal in den Sinn, wie einer von ihnen seine Hosentasche mit dem Mist von zu Hause auf den Gehsteig leerte. Auf meine Frage, warum denn nicht in einen Behälter, erfolgte die Antwort: »Das ist eine verreckte Gesellschaft ...« Nie werde ich vergessen, wie ich in jenen Jahren in einem Samisdattext den Ausdruck »verreckte Kommunisten« niederschrieb und mit folgendem Gedanken spielte: Falls einer von denen mich fragen würde, ob es regnet, würde ich sagen, die Sonne scheint, weil man bei einem Kommunisten, einem Linken nur lügen kann und lügen darf. Dieser Gedanke hat mich im heutigen politischen Ungarn wie ein Genickschuß durch die eigene Hand zurückgegrüßt.

Ich verstand mich seit jener Zeit als völlig rechts. In den Samisdatausgaben der kleinen ungarischen Opposition der achtziger Jahre versuchte ich – mit großer innerer Angst davor, wieder verhaftet zu werden –, einen rechten Standpunkt anzudeuten. Sehr selten, sehr behutsam, ununterbrochen abwägend, wie weit ich damit gehen dürfe. Die Zielscheibe meiner Gedanken waren aber nicht in erster Linie die Machthaber. Die waren viel zu furcht- und ekelerregend, daher konnten sie mich gefühlsmäßig nicht so fest an sich binden, daß aus dieser Bindung fruchtbare Gedanken hätten entstehen können. Meine Adressaten waren jene kommunistischen Herrensöhnchen, die sich im Rahmen eines ganz natürlichen Prozesses der menschlichen Selbstfindung gegen ihre Väter auflehnten. Innerhalb der sich in den siebziger Jahren langsam heranbildenden, schwachen ungarischen Opposition waren sie eine leicht erkennbare und in mancher Hinsicht auch entscheidende Gruppe.

Es verband mich mit ihnen eine Art Haßliebe. Einerseits waren sie für meinen Geschmack noch immer viel zu links. János Kis, einer ihrer Philosophen und der Verleger der wichtigsten Samisdatzeitung, schrieb noch zu Anfang der achtziger Jahre einen Satz, den ich damals als ungeheuerliche Einseitigkeit empfand: »Die Opposition braucht eine Ideologie ..., und ich glaube nicht, daß es besonders viele unter uns gibt, die sich nicht mit irgendeinem Teil der sozialistischen Tradition identifizieren wür-

den.« Ich explodierte beinahe, aber meine Feigheit machte es mir unmöglich, ihm in der Untergrundpresse offen entgegenzutreten. Nicht vor ihm, sondern vor der Polizei hatte ich Angst. Um den zitierten Satz angemessen zurückweisen zu können, hätte ich klar sagen müssen, daß mir das System samt Sowjetunion, Oktoberrevolution und Partei nicht nur wegen seiner Fehler, sondern prinzipiell unannehmbar und verfluchenswert erschien. Es war an sich schon schwer zu ertragen, daß diese Macht, die er mutiger als ich angriff, ihn in diesem Fall vor meiner Meinung schützte. Natürlich schützte ihn die Macht nicht direkt, sondern über meine Feigheit, da eine öffentlich von rechts vorgetragene antisozialistische Attacke mit mehr Risiken verbunden war als eine Attacke von links. Aber dieses Mehr an Gefahr infolge meiner rechtsgerichteten Auffassung änderte nichts an der Tatsache, daß ich das Risiko nicht einging – wie ich es auch in vielen anderen Fällen nicht tat. Mein Mut reichte nur so weit, daß ich diese Tatsache des größeren Risikos eines Rechtsstehenden damals schriftlich kundtat. Ich hatte das Glück, daß ich mir meiner Feigheit aus irgendeinem Grund bewußt blieb, vielleicht weil ich darunter sehr litt. Ohne dieses Bewußtsein hätte ich jene Herrensöhnchen nur gehaßt und nicht auch geliebt.

Tatsächlich fühlte ich mich unter ihnen in Ungarn am ehesten daheim. Das lag sicherlich daran, daß in ihrem Sprachgebrauch, ihrer Argumentationsweise, ihrem Benehmen nach ungarischen Maßstäben mehr von der Rationalität und nicht zuletzt auch von der Milde auftauchte, die ich an den Menschen in Westeuropa so schätzte und die trotz allem auch die dortigen Neulinken und die wenigen Rechten, die ich kennenlernte, auszeichnete.

Nach der Zeit im Internierungslager hatte ich István Bibó, den sanften und überlegten politischen Denker, ebenso spontan für mich entdeckt, wie sie es später, in den siebziger Jahren taten. Mich hatte sein berühmt gewordener Satz genauso tief beeindruckt wie sie und überhaupt alle ungarischen Intellektuellen: »Ein Demokrat zu sein heißt in erster Linie, keine Angst zu haben.« Er war ein Europäer aus ureigenem ungarischen Blut und Boden, um es provokant und frivol auszudrücken – durch eine »rechte« Wortwahl, derer sich zu Beginn des Systemwechsels noch alle bedient haben.

Der äußere Zwang von rechts

Dann kam der Anfang eines gar nicht erwarteten Endes, von dem nicht nur ich glaubte, daß bestenfalls meine Enkel es erleben würden. Das realsozialistische System zerbröselte rund um uns wie ein Nichts, schein-

bar ohne äußeren Zwang. Noch heute versuche ich mir die Sprachlosigkeit meines Staunens in Erinnerung zu halten. Und genauso unbeeinflußt von außen kamen Prozesse in Gang, von denen man nicht dachte, daß sie möglich wären. Vielleicht hatten es nicht einmal jene gewußt, die sie nun vorantrieben. In dieser Vorahnungslosigkeit liegt die Monstrosität des Übergangs, in dem sich die Nation, Freundschaften und sogar Familien spalteten.

Schon vor den ersten freien Wahlen nahm das Unmögliche seinen Anfang, und heute finde ich mich mit Argumenten konfrontiert, die ich weder gefühlsmäßig noch logisch nachvollziehen kann: daß es Verschwörer (1), fremde Agenten (2) und Feinde der Nation (3) gebe, daß die Regierung eher die nationalen Interessen vertrete als die Opposition (4) und aus diesem Grunde von vornherein ein moralisches Recht habe, die Medien unter Kontrolle zu halten (5), daß eine Opposition heute, wo ja das Gute an der Macht ist, zu nichts berechtigt sei (6), und daß es überhaupt an der Zeit sei, mit dem Zersetzen ein Ende zu machen (7, 8). Und daß die Juden! (9, 10, 11)

1 Noch vor den ersten freien Wahlen, aber schon während des Systemwechsels hieß es in einem Radiokommentar: »Erwachet, Ungarn! Man hat euch wieder irregeführt! Die Revolution von 1918 ist vorbei, das ist schon die Zeit der Nachkommenschaft des Bolschewisten Béla Kun, auch dann, wenn die neuen Leninbrüder in Worten Lenin schelten. Was kann darauf folgen? Terror, Soldaten, Blut und Zusammenbruch.«[3]

2 Zwei Jahre später schrieb der ehemalige Bühnenautor über den Staatspräsidenten, der lange Jahre nach der Revolution von 1956 im Zuchthaus saß, die Sätze: »Göncz sagt nein, weil die reformkommunistischen, liberalen und radikalen Leute der ehemaligen Nomenklatur, die Verbindungsmänner aus Paris, New York und Tel Aviv, ihm dies befahlen.«[4]

3 »Die Opposition ist nicht Opposition, sondern Feind. In den nächsten vier Jahren [nach den neuen Wahlen] ist dafür zu sorgen, daß der Ungar Ungarn als Opposition habe.«[5]

4 Der Außenminister im Parlament: »...es sei mir erlaubt anzunehmen, daß wir, die Parteien der Regierungskoalition, wesentlich authentischer als die Mitglieder der werten Opposition die Verpflichtung zu westlicher Zivilisation ..., bürgerlicher Demokratie ..., zu liberalen Ideen und nicht zuletzt zu den nationalen Werten und Interessen des Ungarntums vertreten.«[6]

5 »Während unser Bewegungsfeld bei der Behandlung der Presse von vornherein stark eingeschränkt ist, sichert uns die Regierungsposition bei der Lenkung ..., der vollständigen Umformung von Rundfunk und Fernsehen prinzipiell riesige Möglichkeiten.«[7]

6 Nach der Regierungsbildung erklärte der Führer der zweitgrößten Regierungspartei in einem Interview: »Die Lebensgrundlage der Opposition

ist ja erloschen, da nun die Opposition als Regierung an die Macht kam. Wer also heute oppositionell sein will, der tritt im wesentlichen gegen seine eigene Heimat auf.«[8]

7 Der Minister für Kultur bei einer Veranstaltung: »Es ist nicht erlaubt, die Künste zur Zerstörung zu verwenden, es gibt aber trotzdem solche Bestrebungen. Darum verstehe ich die Kampagne, die die Mohammedaner gegen Rushdie lancierten.«[9]

8 Der Leiter der Nachrichtensendung des zweiten Fernsehprogramms gab kund: »Wem nun das neue System nicht gefällt, soll doch tunlichst seinen Reisepaß in die Tasche stecken und gehen ...« Seine Eignung als Fernsehleiter bewies er durch den folgenden Satz: »Auf dem Bildschirm wurde [in den letzten Monaten nach dem Systemwechsel] der Egoismus, das Geseufze, das singende Jiddisch vorherrschend.«[10]

9 »Deshalb sollten gerade auch die Juden nach Verständigung streben und ihrem Drang nach Macht, Dominanz eine Grenze setzen ... Es wäre vermeidbar, nichtjüdische Schriftsteller zu verletzen, sei es auch nur durch die winzige Unachtsamkeit, daß zur Repräsentation ungarischer Schriftsteller György Konrád, Péter Nádas und Miklós Mészöly interviewt wurden.« Der diese auch sprachlich falschen Sätze verfaßte, wurde unlängst – trotz der Proteste in der Öffentlichkeit – durch die Regierung zum Leiter des Nationalen Informationsbüros ernannt.[11]

10 Einer der Gründer der größten Regierungspartei, graue Eminenz des der Regierung nahestehenden Weltbundes der Ungarn und des durch die Regierung finanzierten Satellitenfernsehens, schrieb in einem Aufsatz: »Ich glaube, die Zeit von Ady [Dichter vor dem Ersten Weltkrieg] war vielleicht der letzte Augenblick, in dem die Fragen der Nation, die Fragen des Ungarntums noch als miterlebbare existentielle und historische Probleme im Judentum aufflammen konnten ... Mit der Räterepublik, mit der Epoche des Horty-Regimes, aber besonders mit dem Holocaust ging die Möglichkeit des geistig-seelischen Zusammenwachsens zu Ende ... Es zeigen sich umgekehrte Assimilationsbestrebungen im Lande: das freisinnige Judentum wünscht sich in Stil und gedanklich das Ungarntum zu ›assimilieren‹.«[12]

11 Der heutige Direktor des Hauses Ungarn in Berlin in einer Monatsrevue: »In den letzten Jahrzehnten besetzten Ungarn jüdischer Abstammung in einer ungewöhnlich hohen Zahl und Masse die Schlüsselpositionen der Massenmedien des Kádár-Regimes. Immer als Leiter, immer belehrend, von oben herab, aus Machtpositionen. Ihre ›Verbraucher‹ wußten von der Abstammung der meisten gar nichts.«[13]

Die in solchen Äußerungen in Erscheinung tretende Gedankenwelt kommt mir so unlogisch vor wie früher die der Neulinken, von denen ich als Nationalist bezeichnet wurde, oder der Kommunisten, denen ich als reaktionär galt. Warum sollte ich heute weniger ein Ungar sein, warum

sollte ich keine nationalen Interessen vertreten, nur weil ich nicht jene vertrete, die von der Regierung und den Regierungsparteien als solche verkündet werden? Überhaupt: was suchen Attribute wie »national« und »ungarisch« in der Politik, wo doch jede politische Richtung eine nationale, da von Ungarn getragene, und deshalb eine ungarische ist?

Hierher gehört auch ein Argumentationstypus, demzufolge *ich hier, an dieser Stelle, durch Veröffentlichung dieser Zitate im Ausland meiner Heimat schade*. Woraus folgen würde, daß Heimat identisch ist mit den hohen Regierungsbeamten, Parteivorsitzenden und Antisemiten. Ich frage aber: mit mir wäre dann Heimat nicht identisch?

Warum ich mich von dieser Gedankenwelt sofort persönlich bedroht fühlte, kann ich nicht so leicht beantworten. Ich vertraue den Wörtern nicht, die mir dabei einfallen. Viel zu leicht sind sie im Vergleich mit der Wirklichkeit, die sich hier in mir befindet, nicht nur dort draußen. Keines der angeführten Argumente war gegen mich gerichtet. Trotzdem empfand ich es von Anfang an so, als würde man auch über mich urteilen. Vielleicht weil ich eine Überzeugtheit, eine Unerbittlichkeit wittere, die mich sowohl an die Kommunisten als auch an die einstigen neuen Linken erinnern?

Wenn ich nun in meiner Seele Umschau halte, komme ich zu dem Schluß, daß mich der Haß erschreckt, der hinter den verkündeten Begriffen lauert. Diese Begriffe haben nämlich keinen Inhalt, da es weder eine Ungarnfeindlichkeit noch eine liberalbolschewistische Verschwörung noch den bestimmten Juden gibt. Und da sie keinen Inhalt haben, können sie nur durch Haß einen erhalten. In diesem Haß entdeckte ich meinen eigenen Haß von früher wieder – Haß gegen die Kommunisten, gegen die neuen Linken. Ich sah in einen Spiegel, der meine Gegenwart ist und mir meine Vergangenheit vorhält. Zwar gibt es genügend Argumente, die mir meinen damaligen Haß erklären – ich kann aber keines dieser Argumente mehr gebrauchen, weil ich sonst auch einräumen müßte, daß jene Menschen, die ich hier vor aller Öffentlichkeit zitiert habe, mich mit Recht wegen meiner Ansichten hassen. Das könnte ich aber nur mit Wörtern, nicht mit dem Herzen zugeben, und darum nützen mir hier die Wörter nichts.

Der geschäftsführende Präsident der »Partei der ungarischen Wahrheit und des ungarischen Lebens« machte folgende Mitteilung über seinen antikommunistischen Widerstand zur Zeit der friedlichen Koexistenz: »Ich hatte bloß kleinere Partisanenaktionen unternommen: gerade war ich in den Schnellzug nach Dombóvár eingestiegen, da kommt ein russischer Soldat und fragt, ob der Zug nach Dombóvár fahre. Ich sage ›Niet‹. Um zu verhindern, daß er pünktlich in seine Kaserne gelangt. Das war mein passiver Widerstand.«[14]

Als ich das hörte, erinnerte ich mich nicht nur an meine eigenen Gedanken über die Kommunisten, sondern auch an einen Vorfall aus meiner frühen Jugend. Nach dem Krieg reiste ich, wie auch andere Gassenkinder, oft auf den Trittbrettern der überfüllten Straßenbahnen oder auf den Puffern zwischen zwei Waggons. Einmal bin ich abgestürzt, ich lag mit einem Arm auf der Schiene, da befiel mich für den Bruchteil einer Sekunde eine unerklärbare Trägheit, der Gedanke, mir sei nun sowieso nicht mehr zu helfen, und ich ließ den Arm auf der Schiene. Dann aber verflog diese eigenartige Eingebung aus der unerreichbaren Tiefe des Nichts in meiner Seele, ich riß meinen Arm hoch, und in diesem Moment rollte das Rad vorbei. Noch heute, wenn mich die Erinnerung daran durchfährt, zuckt es in mir, und für kurze Zeit weiß ich nicht genau, ob ich der Krüppel bin, der seinen Arm liegen ließ, oder jener, der ein Glück ohne gleichen hatte.

Die unaufhaltsame Spaltung in der Freiheit

Zitate sind nicht unbedingt beweiskräftig. Ich wollte auch nichts beweisen. Nur demonstrieren wollte ich, was *mich* beeinflußt hat, so daß sich meine politische Haltung völlig änderte. Sie läßt sich im folgenden Geständnis zusammenfassen:

Hohes Gericht, sehr geehrter Herr Staatsanwalt! Sei es auch noch so unzeitgemäß, mag es noch so liberalbolschewistisch klingen, und selbst wenn ich dadurch für Jahrzehnte in eine Jauchegrube fallen sollte: Ich stehe hier und kann nicht anders, weil in mir der Widerstand dahingeschmolzen ist und ich einer Kraft in mir ausgeliefert bin, die viel stärker ist als jeder Wille, und ich mag mich darob auch noch so schämen – ich gestehe, daß ich *links* geworden bin! Natürlich hat das weder physisch, noch biologisch, noch seelisch, noch ökonomisch oder kulturell eine besondere Bedeutung, weil es lediglich meinen politischen Standort andeutet und ich, wie jeder Mensch, viel mehr bin als irgendeine meiner Seinsschichten, sei es nun die körperliche, die seelische oder die politische. Dadurch, daß ich links wurde, höre ich keineswegs auf, Demokrat, Christ, Ungar und anständig zu sein, vor allem aber politisch gleichberechtigt mit jedem Menschen – somit auch mit Ihnen –, genausowenig wie gegebenenfalls ein rechtsgerichteter Mensch. Diese politische Gleichberechtigung hängt nämlich weder davon ab, ob jemand eine linke oder rechte Einstellung hat, noch davon, ob jemand ein Demokrat, ein Christ, ein Ungar oder ein anständiger Mensch ist; diese politische Gleichberechtigung hängt einzig und allein davon ab, ob jemand die politische Gleichberechtigung anderer anerkennt. Und wenn er sie nicht

anerkennt, dann schließt er in Wirklichkeit nicht diejenigen aus der Welt der politisch Gleichberechtigten aus, deren Gleichheit er nicht anerkennt, sondern sich selbst.

Im Grunde genommen bin ich jedoch nicht sicher, ob das, was ich als Linkssein bezeichne, identisch mit dem ist, was man herkömmlicherweise darunter versteht. Vielleicht war ich auch schon immer links, und nur die Linken haben es mir unmöglich gemacht, dies zu erkennen?

Der genannten Verwandlung bin nicht ich allein ausgeliefert. Sie geht quer durch meine Nation, sie ist vermutlich auch anderswo in Mittel- und Osteuropa anzutreffen. Ich bewundere die Kraft dieser Verwandlung, wie man einen Naturprozeß, wie man die unaufhaltbaren Wassermassen des Niagara bewundern kann. Es ist die unaufhaltbare Spaltung in der zu frischen Freiheit, auf deren Schrecken und Belastungen die Seele nicht in der erforderlichen Weise vorbereitet ist.

Weder mit den Zitaten noch mit meinem Geständnis wollte ich aber darauf hinaus, daß sich Ungarn einer faschistischen Diktatur annähere. In Ungarn besteht heute Demokratie, und was zur Zeit geschieht, kann eben in einer jungen, von der Weltpolitik als Geschenk erhaltenen Demokratie stattfinden. Wie die ganze mittel- und osteuropäische Region steht das Land einfach vor ein paar schwierigen Jahrzehnten – wo aus der Vergangenheit wieder Gegenwart wird, da sie noch nicht genügend verarbeitet ist.

Statt innerer Trauer der Bocksgesang eines Bürgerkriegs

Es ist die Tragödie der rechtsgerichteten ungarischen Intellektuellen, daß ihre besten Vertreter nach 1945 nicht vor aller Öffentlichkeit die Chance erhielten, an der Konfrontation mit ihrer Verantwortung selbst teilzunehmen. Man hat sie sowohl politisch als auch kulturell sofort geköpft. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die in der westdeutschen Gesellschaft dank demokratischer Verhältnisse auch die deutsche Rechte formte und ihre Toleranz zunehmen ließ, konnte in dieser Region nicht ihre unsichtbare, heilende und befruchtende Wirkung ausüben. Dies läßt sich heute sehr genau an dem in der östlichen Hälfte Deutschlands aufflammenden Fremdenhaß diagnostizieren, der wesentlich stärker ist als sein Pendant in der westlichen Hälfte.

Viele der damaligen Rechten Ungarns sind nämlich für die Judengesetze verantwortlich (und nicht die Deutschen), für den Eintritt in den Zweiten Weltkrieg (und nicht die Deutschen), für das mittelalterliche Klienten- und Hörigkeitswesen, und somit auch dafür, daß die linke Herrschaft so leicht hingenommen wurde. Verantwortung tragen viele

dieser Rechten auch dafür, daß sie daran geglaubt haben (und noch heute daran glauben), daß aus dem Primat der Rasse, der Nation, der eigenen Kultur und Religion, letztlich aus dem Primat der Autorität das Schicksal des Menschen politisch zu regeln sei.

Auch die ungarische Linke hat jeden Grund zu einem Schuldbewußtsein, weil sie glaubte, daß die soziale Gleichheit und die Freiheit durch eine bestimmte Klasse oder durch reine Willkür, den politischen Ausschluß anderer zu verwirklichen seien.

In den Reihen der linksgerichteten ungarischen Intellektuellen – besonders unter den Mitgliedern der demokratischen Opposition, den kommunistischen Herrensöhnchen – gab es einige, die nach 1968 versuchten, sich der geistigen Verantwortung der Linken zu stellen; sie rechneten aus eigener Kraft mit ihren welterlösenden, unbarmherzigen Wünschen ab. Damit erwiesen sie der nationalen Kultur einen unschätzbaren Dienst, auch wenn ich befürchte, daß es von solchen Leuten nur sehr wenige gab. Sie werden heute als Liberalbolschewisten angepöbelt, und ich bekenne mich nun freiwillig zu ihnen.

Die ungarische Rechte hingegen hat nicht einmal soviel an Schuldgefühlen wie die Linke, obwohl die letzteren das notwendige Maß keineswegs erreichen.

Diese einseitigen und unvollkommenen Bewältigungen der Vergangenheit bestimmen heute das Schicksal der Nation und die Rolle der Intellektuellen. Vermutlich erklärt das auch, warum die Rechte heute irgendwo dort politisch und gefühlsmäßig neu zu beginnen versucht, wo sie zuletzt aufgehört hatte. Im Vergleich damit hat die deutsche Rechte in den vergangenen Jahrzehnten wesentlich mehr geleistet und gelernt. Die deutsche Linke andererseits scheint heute wegen ihrer damaligen Selbstsicherheit und ihres unbarmherzigen Erlösungsdrangs genauso wenig Trauer zu empfinden wie die Rechte in Ungarn hinsichtlich der ihrigen. Es scheint nur eine für mich schwer verständliche Ernüchterung zu geben.

Die oben zitierten Sätze des erfolgreichen ungarischen Bühnenautors und Parteiführers über »Terror, Soldaten, Blut und Zusammenbruch« klingen heute wie eine ungarische Version des »Terrors der Vorahnung«, die der deutsche Bühnenautor Botho Strauß drei Jahre später verkündete. Als ob diesmal der mitteleuropäische Osten dem Westen zuvorgekommen wäre ...

In der Gegenwart, in der das linke Gedankengut von vielen der damaligen Neulinken vergessen worden ist, scheint gerade die ehemalige neue Linke an einer kollektiven Ernüchterung teilzuhaben, die sie eine Gefährdung der Kultur entdecken läßt. Die Vision eines »molekularen Bürgerkriegs«, die Abstufung moralischen Handelns, die Absage an den

Universalismus bei Hans Magnus Enzensberger haben einen unerwarteten Zusammenklang mit der Prophezeiung des Rechten Botho Strauß: »Zwischen den Kräften des Hergebrachten und denen des ständigen Fortbringens, Abservierens und Auslöschens wird es Krieg geben.«

Wieder einmal weichen Intellektuelle davor aus, es zu bereuen, daß sie ihre Seele einst restlos einer politischen Idee hingegeben haben – sei es von links oder von rechts. Unbarmherzig geblendet durch die einstmals gewonnene Idee, haben sie den anderen, im Halbdunkel befindlichen Menschen aus den Augen verloren und dadurch gerade das aufgegeben, was ursprünglich ihr Ziel war: die Erlösung, wie immer sie gemeint sein mochte.

Erträglicher als das Bekennen ihrer Tat und die Trauer über ihren Fall scheint ihnen eine »Götterdämmerung« zu sein. Sie malen fasziniert die Tragödie an den Himmel. Die Weigerung zu trauern und die Erwartung einer Götterdämmerung äußern sich entweder in der Melodie der Sprache, dem dunklen Sound, oder in der Selbstsicherheit, der auf absolute Eindeutigkeit zielenden Deklamation, die sofort nach etwas konkret Äußerem greift, anstatt das eigene Innere zu durchleuchten. So scheint der Großteil der ehemaligen Neulinken mit dem Großteil der Rechten zu einer Masse von Katastrophenbeschwörern zu werden. Statt der inneren Katastrophe eine äußere. Europa vereint sich, um sich in der Freiheit wieder zu teilen.

Anmerkungen

Dieser Text, den der Autor auf deutsch geschrieben hat, entstand als Vortrag für die Tagung »Mitteleuropäische Dialoge – Ungarn und Deutsche« der Evangelischen Akademie Tutzing und des Verbandes Deutscher Schriftsteller in Bayern (20. 11. 1993).

1 Obwohl ich sie nicht oft zitieren werde, haben Hans Magnus Enzensbergers Buch *Aussichten auf den Bürgerkrieg* und Botho Strauß' Essay »Anschwellender Bocksgesang« sowie der deutsche Historikerstreit in den späten achtziger Jahren diesen Text gewissermaßen provoziert. Nach mehrmaligem Lesen der genannten Schriften wird ihr Inhalt einem Ungarn semantisch nachvollziehbar; ihre finstere Sprachmusik, ihre subtilen Gereiztheiten zeugen jedoch von einer Vergangenheit, die gerade umgekehrt wie die eines Ungarn erlebt wurde – obwohl diese andere, deutsche Vergangenheit durch ihre vertraute Fremdheit von einem Ungarn als die gemeinsame europäische erkannt wird. Vermutlich wird dieses ungarische Erlebnis der deutschen Gegenwart den Deutschen in der westlichen Hälfte Deutschlands mit der Zeit etwas verständlicher werden: wenn sie mit den Erfahrungen der Deutschen aus dem östlichen Teil des Landes vertraut geworden sind.

2 In seiner »politischen Erzählung« beschreibt Péter Nádas den seelischen Zustand, in dem die Ewigkeit todernst hingenommen und somit zum moralischen Verhängnis nicht nur eines DDR-Literaten, sondern im Grunde aller Zeitgenossen (westliche Politiker

inbegriffen) wurde. »Aber jemand, der in jenen Jahren noch bei Sinnen war, konnte sich nicht vormachen, eine Heimat zu haben. Nein. Anfang der siebziger Jahre waren selbst die letzten Hoffnungen auf eine reformierbare Heimat verloren. Geblieben war jedem eine imaginäre Heimat, außerdem hatte man eine reale Heimat. Zwischen diesen beiden lag das Niemandsland, das allerdings gründlich vermint war. Abends konnte sich jeder in seine imaginäre Heimat zurückziehen, doch mußte er morgens den verminten Boden betreten, weil er nur auf diesem Wege in die reale Heimat gelangen konnte. Wenn er nicht in die Luft flog, keinen Selbstmord beging, nicht wahnsinnig wurde, seinen Verstand nicht ertränkte, konnte er abends friedlich zurückkehren und seine Sehnsüchte, Erinnerungen, fixen Ideen und Wahnvorstellungen weiterpflegen.« (Péter Nádas, »Armer Sascha Anderson«, *Kursbuch 108*: »Heroisierungen«, Juni 1992, S. 180).

3 Csurka István, »Ébresztö, magyarság!« [Erwachet, Ungarn!], in: Ungarischer Rundfunk, *Vasárnapi Újság*, 14. 1. 1990. Der Verfasser, während der vergangenen Jahrzehnte ein erfolgreicher Schriftsteller und Bühnenautor, war Gründungsmitglied – und später stellvertretender Vorsitzender – der Regierungspartei.

4 Csurka István, »Néhány gondolat a rendszerváltozás két esztendeje és az MDF új programja kapcsán« [Einige Gedanken anläßlich der zwei Jahre des Systemwechsels und des neuen Programms des MDF], in: *Magyar Forum*, 20. 8. 1992.

5 »Breszámoló a szárszói konferenciáról« [Bericht über die Konferenz von Szárszó], in: *Magyar Hírlap*, 11. 1. 1993.

6 »Az ellenzék lemondásra szóllította föl Jeszenszky Gézát« [Die Opposition forderte den Rücktritt von Géza Jeszensky], in: *Magyar Hírlap*, 12. 9. 1990.

7 Aus einer internen Abhandlung des Fraktionsführers Imre Kónya, in: *Magyar Hírlap*, 5. 9. 1991.

8 »Szentként vették körül. Interjú Torgyán Józseffel!« [Er galt als Heiliger]. Interview mit József Torgyán], in: *Magyar Nemzet*, 25. 4. 1990.

9 Zitiert in: *Magyar Narancs*, 14. 1. 1993.

10 Aus einer Rede auf der Konferenz von Szárszó, in: *Népszabadság*, 30. 8. 1993.

11 V. Domokos György, »A kisebbség és zsarnokság« [Die Minderheit und die Tyrannei], in: *Népszabadság*, 29. 4. 1990.

12 Csoóri Sándor, »Nappali Hold« [Mond am hellichten Tag], in: *Hitel*, 4. 9. 1990.

13 Kurucz Gyula, »Üldözöttek és üldözök« [Verfolgter und Verfolger], in: *Hitel*, 3. 10. 1990.

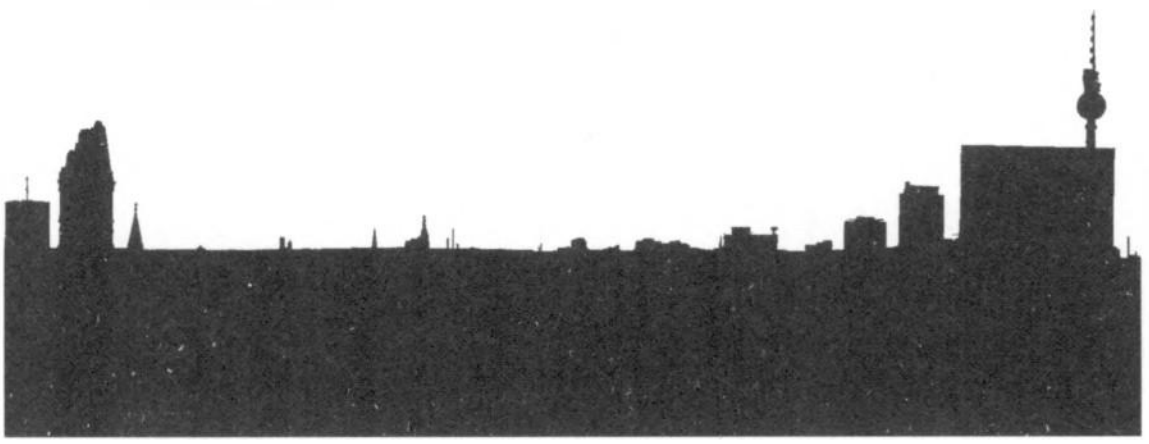
14 »Porté: Horváth Lajos« [Porträt von Horváth Lajos], in: *Heti Világgazdaság*, 16. 10. 1993.

ROWOHLT
BERLIN

Die Teilung: eine deutsche Lebenslüge

Basierend auf sensationellen Archivfunden erzählt Wilfried Loth die Gründungsgeschichte der DDR als eine Geschichte fortgesetzter Interessengegensätze zwischen der SED-Führung und Stalin, der bis zu seinem Tod an einer gesamtdeutschen Option festhielt.

288 Seiten.
Gebunden.
DM 38,-/öS 297,-/sFr 39,-



Horst Domdey
Ein Lager regeneriert sich

»Luxemburg, Liebknecht, Lenin. Niemand ist vergessen.« Unter dieser Parole demonstrierten am 15. Januar 1994 Zehntausende in Ostberlin. Lenin und Luxemburg *vereint*? Die Parole ist symptomatisch für die Kraft des Lagers; es bindet wieder. Im Gegensätzlichen wird das Gemeinsame entdeckt.

Niemand ist vergessen. Ganz recht. Also erinnern wir uns. Lenin 1922: »Das Gericht soll den Terror nicht beseitigen – das zu versprechen wäre Selbstbetrug oder Betrug –, sondern ihn prinzipiell, klar, ohne Falsch und Schminke begründen und gesetzlich verankern. Die Formulierung muß so weitgefaßt wie möglich sein, denn nur das revolutionäre Rechtsbewußtsein und das revolutionäre Gewissen legen die Bedingungen fest für die mehr oder minder breite Anwendung in der Praxis.«[1] Das ist die Haltung der Avantgarde nach dem Sieg; einer Avantgarde, die sich nicht auf Mehrheiten stützt. Es ist das Konzept eines revolutionären Rechts, das Heiner Müller in »Mauser« und in »Wolokolamsker Chaussee I« diskutiert, Brecht in der »Maßnahme«. Die Stücke spielen allerdings im Krieg, wo es leichter ist, ein Recht auf Terror zu legitimieren. (Aber natürlich bezieht sich »Mauser« von 1970 auf die Niederschlagung des Prager Frühlings.)

Das Konzept eines dynamischen Rechts, das die revolutionäre Notwendigkeit zum höchsten Prinzip erklärt, Terror einschließt, bildet die Grundlage des tschekistischen Ethos, der politischen Moral der SED.

Fluchtpunkt imaginär

Man trägt wieder ›Lenin‹. Das ist möglich, weil sich die Frage der Machtsicherung nicht stellt. Stefan Heym kann die Einheit von Demokratie und Sozialismus träumen im Bündnis mit der SED/PDS. Man muß Sozialismus weder als Sozialdemokratismus desillusionieren noch ihn als

Diktatur verteidigen. Weil sie nicht mehr an der Macht ist, präsentiert sich die PDS im Zeichen des Dritten Wegs.

Neu ist die Haltung nicht. Das Engagement kritisch loyaler DDR-Schriftsteller zielte immer auf einen Reformsozialismus. Der schlechten Gegenwart galt die Kritik, das Engagement aber der Utopie; einer imaginären Größe, die niemand konkret ausmalen mochte. Weshalb die Parteiführung diese gegenwartskritische Utopiearbeit nicht nur hinnahm, sondern im Lauf der Jahre begrüßte. Schließlich wurde es zum Auftrag, die Nachfrage nach ›Zukunft‹ zu decken, den Traumbedarf zu befriedigen: »Vielleicht machte gerade *das Irreale* des Staatsgebildes DDR seine Anziehung für Künstler und Intellektuelle aus (...) ›Denn süß ist wohnen, wo der Gedanke wohnt, entfernt von allem‹. Die DDR, die ich, im Doppelsinn des Worts, beschrieben habe, die Beschreibung ist auch eine Übermalung, war *ein Traum*, den Geschichte zum Alptraum gemacht hat, wie das Preußen Kleists und Shakespeares England.« So Heiner Müller 1992.[2]

Feindbild

Die Diktatur sicherte die Macht, den Sozialismus und die Arbeit an Traum und Utopie. Als Illusionsbildung trug die Utopie ihrerseits zur Stabilisierung bei: »Man kann mir und andern vorwerfen, daß wir mit ›kritischer Solidarität‹ – der Akzent verschob sich auf die Kritik, als das Regime zur repressiven Toleranz überging – in unsern Lesern die Illusion genährt haben, daß eine Reform des Systems möglich ist.«[3] Abgrenzung gegen den Westen war der andere Faktor, der stabilisierend wirkte. Wie kraftvoll der Westfeind das Lager zusammenhielt, erhellt eine Passage in Vera Wollenbergers Bericht über die Lektüre ihrer Stasiakten: »Warum war unsere Auseinandersetzung mit der Staatssicherheit so defensiv? Ich kann mich an keine einzige Friedensveranstaltung erinnern, in der die Stasi Hauptthema der Auseinandersetzung gewesen wäre. Dabei war uns doch klar, daß sie ein beherrschender Faktor unseres Lebens war (...) Ich glaube nicht, daß es Angst war (...) Nein, es war ein Rest jenes Denkens, das den eigentlichen Feind hinter der Demarkationslinie sah.«[4]

Die scharfe Abgrenzung gegen den Westen erlaubte, den permanenten Kriegszustand zu denken, einen »Krieg ohne Schlacht«. Ein solcher Ausnahmezustand auf Dauer bot die Legitimationsbasis für Diktatur. Doch Utopie blieb unersetzlich als Versicherungspolice für den hohen Preis, den die Revolution seit siebzig Jahren zahlte: »Solange wir an unsere Zukunft glauben, brauchen wir uns vor unserer Vergangenheit nicht zu fürchten«[5], schreibt Heiner Müller 1986 im Blick auf die Reformen in der

Sowjetunion. Angesichts der Perestroika wird das Betriebsgeheimnis gelüftet, wie Opfer verkraftbar sind. (»Wir sind nur Menschen, solange wir den Gral suchen«, läßt Christoph Hein die Figur des Keie sagen, des für die Staatssicherheit zuständigen Ritters der Tafelrunde.[6])

Reformen gingen nun endlich nicht nur von der Peripherie aus, von Prag zum Beispiel, sondern vom Hauptquartier: was neu hoffen ließ. Außerdem standen die Panzer schon in der DDR; die Reform konnte also nicht aus dem Ruder laufen wie in der ČSSR (die *Dosierung* der Reform war ja immer das Problem).

Haßobjekt ist neben dem Westen die Dissidenz, *weil* sie die Alternative darstellt: »die hirngewaschene, geschleuderte / & zum trocknen aufgehängte bande / der bastarde der bürgerbewegung«.[7] Die Kritik zielt auf die Überläufer, die Renegaten. Abgrenzung gegen den Westen ist heute der starke Restposten nach dem Zusammenbruch von sozialistischer Realität und Traumwelt. Massiv aufgetragen ist die Schwarzübermalung bei Heiner Müller: »Auschwitz als das Prinzip des Kapitalismus«[8]: »*Raskolnikow* ist gegen das Prinzip Auschwitz geschrieben, und Auschwitz kommt aus dem Westen.« »Kafka hat sich ins KZ geschrieben, weil er Auschwitz als Konsequenz europäischer Kultur spürte.« »Das Grundthema der Linie Dostojewski-Kafka-Faulkner ist die Selektion: Auschwitz als das letzte Stadium der Aufklärung.« »Auschwitz ist das Grundmodell der technologischen Gesellschaft.« »Das Auge des Westens blickt aus der Sicht der Maschinengewehrabteilung, die die Landschaft säubert von kleinen schwarzen Punkten, die sich auf sie zubewegen.« »Auschwitz ist der Altar des Kapitalismus.«[9] Manichäische Setzungen sind argumentativ nicht angreifbar, sie lassen sich aber historisieren. Müller stellt sich in die zweihundertjährige Tradition deutscher Zivilisationskritik, für die der Westen schon immer das Reich des Bösen war. Müllers Attitüde steigert ein vertrautes Feindbild.

Heiner Müller redet hier in der Tradition des Antifaschismus. Vor dem Hintergrund deutscher Ideologiegeschichte wird sein Manichäismus als die Kombination zweier, scheinbar gegensätzlicher Komponenten verstehbar. Das Bedürfnis nach *Abgrenzung* ist verbunden mit einem *utopischen Denken*, das emphatisch auf Weltentwurf und Gemeinschaft zielt. Im Blick auf die Tradition des deutschen Antifaschismus spricht Antonia Grunenberg von der »Gleichzeitigkeit von Denken in Gegensätzen und Sehnsucht nach Ganzheit«.[10]

In der Resistenz gegen den Westen die Abgrenzung nach außen, die Einheit nach innen im breiten Konsens eines Dritten Wegs – so stellt sich heute dar, was sich unter der Phrase des »demokratischen Sozialismus« versammelt. (Wer die Distanz zur Partei betont, bevorzugt das Wort Utopie.)

Der »Hilflose Antifaschismus«, Wolfgang Fritz Haugs Schlagwort zu Beginn der Studentenbewegung, galt der Abwehr des Totalitarismusbegriffs. Ein bürgerlich liberaler Antifaschismus, der sich auf die Totalitarismustheorie stütze, sei analytisch hilflos, weil er angesichts des Nationalsozialismus nicht die Klassenfrage stelle. Im übrigen sei – 1967 – die »aktuell politische Funktion« des Antitotalitarismus die »Umpolung des Antifaschismus auf Antikommunismus«.[11] ›Antikommunismus‹ – Alptraum und Design der fünfziger Jahre – war aber für einen Intellektuellen, der sich freidenken wollte, die Sünde schlechthin.

Der Anti-Antikommunismus fungierte seitdem als Haltung und Maßstab. Als Selbstblockade sicherte er nicht nur das Lager ›Ost‹, sondern verdrängte als Wahrnehmungsmuster auch im Westen, was nicht ins Bild paßte, die erste große Untersuchung über den Nationalsozialismus zum Beispiel[12]: Eugen Kogons Monographie *Der SS-Staat*. Nach seiner Befreiung aus Buchenwald verfaßte Kogon im Auftrag der Amerikaner noch in Weimar einen Bericht über das Konzentratioslager. Er war der Kern des Buchs, das Kogon im Winter 1945/46 abschloß. Es beschreibt das System des NS-Terrors. Daß diese NS-Aufklärungsschrift (1958: 146.–150. Tausend) 1968 vergessen wurde, lag am Vorwort der Neuausgabe von 1949, das Kogon in den weiteren Ausgaben beibehielt: »Buchenwald blieb bestehen, Sachsenhausen-Oranienburg, Torgau, Ravensbrück, einige wurden ausgebaut, andere neu errichtet. In diesen Monaten [Frühjahr 1949] sind es wahrscheinlich sechs Hauptlager und insgesamt mindestens ein Dutzend Nebenlager oder lagerähnliche Gefängnisse mit vermutlich weit mehr als 100 000 Insassen als Dauerbestand, zuweilen anscheinend bis zu 250 000 Gefangenen, während in unkontrollierten Zeitabständen Deportationen nach Sowjetrußland stattfinden. MWD-(NKWD-)Personal bewacht die Gefangenen, verwaltet das System. Gegen frühere Nationalsozialisten? Gegen jedermann, der als ›Staatsfeind‹ verdächtigt ist. Oder als ›Agent einer ausländischen Macht‹. Oder als ›Klassenfeind‹, als ›Kulak‹, als sonst etwas.«[13] Ende 1947 und Anfang 1948 fragt Kogon Kommunisten, mit denen er jahrelang in Buchenwald gewesen war, »und führende Mitglieder der in der Ostzone herrschenden Einheitspartei, ebenfalls politische Gefangene von einst, was sie von ›einer derartigen Entwicklung‹ eigentlich dächten. Einige meinten, gefährliche politische Gegner müsse man eben einsperren und unschädlich machen; sie gaben offen zu, daß ihre Methode in diesem Punkt sich von der des Nationalsozialismus nicht unterschied...« Das System des NKWD, fährt Kogon fort, »scheint in vielem nicht so entsetzlich zu sein, wie es das nationalsozialistische war; es wird zum Beispiel nicht vergast,

nicht erwürgt, gehängt und reihenweise erschossen. Aber es ist in jeder Hinsicht schlimm genug. Hunderte von Polen und Hunderte von deutschen Kriegsgefangenen, die der Hölle entgingen . . ., haben Berichte aus Sowjetrußland gebracht, Dutzende über die Zustände in den ähnlichen Lagern der Ostzone Mitteilungen gemacht.« Kogon konstatiert das im Goethe-Jahr 1949, nach vier Jahren antifaschistisch-demokratischer Neuordnung in der SBZ.

Kogons antitotalitäres Credo skizziert das Grundkonzept bürgerlicher Demokratie. Eine auf Freiheit gegründete Gesellschaft müsse sich »von vornherein und jederzeit gegen Tendenzen terroristischer Entwicklung schützen. Das geschieht auf dreifache Weise: durch den *Rechtsstaat und seine Einrichtungen,* deren geringster Verletzung gegenüber das Bewußtsein des Einzelnen und der Öffentlichkeit von höchster Empfindlichkeit sein soll; durch *wirksame demokratische Kontrollen* in einem System der Gewaltenteilung und der unverletzlichen, unverletzten *Autonomien,* die ein stets dynamisches Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte sichern.« Terror dagegen zentriere die Macht, negiere jeden Autonomieanspruch und lösche die Sphäre des Politischen überhaupt.

Kogon buchstabiert hier das ABC des Rechtsstaats. Der aber doch die herrschende Klasse schütze, wie Marx und Lenin ihm vorhalten. Und der deshalb vorübergehend zur Diktatur transformiert werden müsse, damit sie das Eigentum beseitige. Wodurch dann Gemeinschaft entstehe, die »Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist«.[14] Inzwischen wird der berühmte Satz des Manifests mit Nachsicht gehandelt. So spricht Haug heute von ›Unmittelbarkeitskommunismus‹. Marx suggeriere »in manchen Äußerungen die Vorstellung, Vergesellschaftung sei so etwas, wie wenn eine Nachbarschaftsgruppe sich einigt, wie ein Vorgarten angelegt werden soll«[15]: ein Beispiel linker Desillusionierung von '93. Aber was ist schon Desillusionierung gegen das Bedürfnis des Lagers nach Utopie und gegen das Bedürfnis der Utopie nach Lager.

Anmerkungen

1 Lenin, *Werke,* Berlin 1971, Bd. 33, S. 344.

2 Heiner Müller, *Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen,* Köln 1992, S. 363 (Hervorhebung H. D.).

3 Heiner Müller, *Krieg ohne Schlacht,* S. 359.

4 Vera Wollenberger, »Eine zweite Vergewaltigung«, in: Joachim Schädlich (Hg.), *Aktenkundig.* Mit Beiträgen von Wolf Biermann, Jürgen Fuchs, Joachim Gauck, Lutz Rathenow, Vera Wollenberger u. a., Berlin 1992, S. 155.

5 Heiner Müller, »Solange wir an unsere Zukunft glauben, brauchen wir uns vor unserer

Vergangenheit nicht zu fürchten.« Ein Gespräch mit Gregor Edelmann, in: H. M., *Gesammelte Irrtümer. Interviews und Gespräche*, Frankfurt/M. 1986, S. 186.

6 Christoph Hein, »Die Ritter der Tafelrunde. Eine Komödie«, in: *Sinn und Form* 4/89, S. 818.

7 bert papenfuß-gorek, »NUNFT. FKK/ IM«. *endart. novemberklub*, Göttingen, september 1992, S. 38.

8 »Für Jahrzehnte wird nach dem vorläufigen Sieg des Kapitalismus, der ein System der Selektion ist (das Prinzip Auschwitz), die Kunst der einzige Ort der Utopie sein, das Museum, in dem die Utopie aufgehoben wird für bessere Zeiten«, Heiner Müller, *Sinn und Form* 4/91.

9 Heiner Müller in *Jenseits der Nation*, Berlin 1991.

10 Antonia Grunenberg, *Antifaschismus – ein deutscher Mythos*, Reinbek bei Hamburg 1993, S. 206.

11 Wolfgang Fritz Haug, *Der hilflose Antifaschismus*, Frankfurt/M. 1967, S. 26.

12 Eugen Kogon, *Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager* (1947), Ausgabe von 1958, Frankfurt/M.

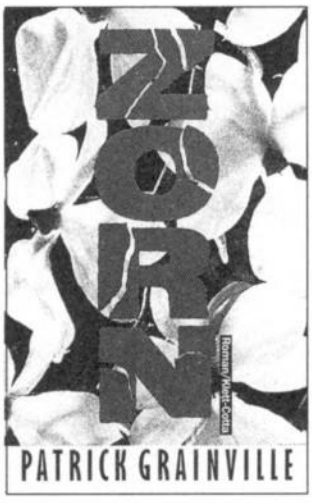
13 Eugen Kogon, a.a.O., S. 407.

14 Karl Marx, »Manifest der Kommunistischen Partei«, in: *MEW* 4, Berlin 1971, S. 482.

15 Wolfgang Fritz Haug, »Welchen Sinn hat es, über Stalinismus zu diskutieren?«, in: W. F. H., *Determinanten der postkommunistischen Situation*, Hamburg 1993, S. 145 f.

Neuerscheinungen Frühjahr '94

Literatur bei Klett-Cotta. Eine Auswahl.



448 Seiten, Linson,
DM 44,–/öS 343,–/
sFr 44,50

»Grainville erschafft Bilder von magischer Schönheit, voller Leidenschaft und Sinnlichkeit.
Er ist ein erstklassiger, höchst eigenwilliger Erzähler, ein Dichter.«

Freitag

169 Seiten, Linson,
DM 32,–/öS 249,–/
sFr 32,80

»Christina Viragh läßt auf wunderbar poetische, sinnliche Weise in einer präzisen Sprache Dinge, Traumhaftes, Sichereignendes selbst zur Sprache kommen.«

Neue Zürcher Zeitung

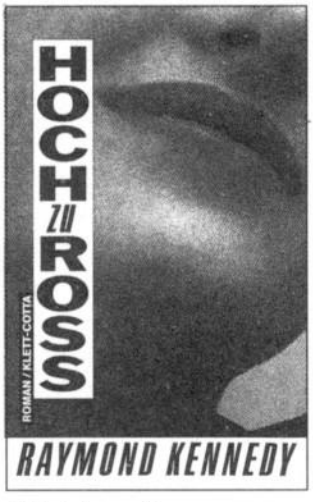
180 Seiten, Pappband,
DM 44,–/öS 343,–/
sFr 44,50

»Yves Bonnefoy zählt zu den großen lyrischen Entdeckungen unserer Zeit. In Friedhelm Kemp hat er einen ebenso kundigen wie empfindsamen Übersetzer gefunden.«

Hamburger Abendblatt

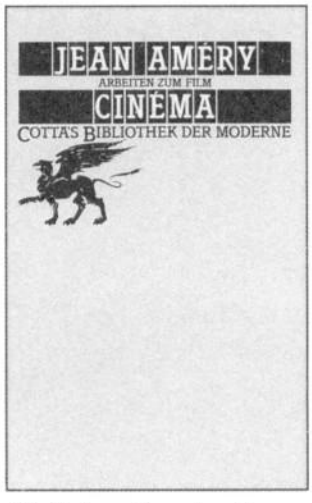
280 Seiten, Linson,
DM 38,–/öS 296,–/
sFr 38,50

Jenny Diski stellt in ihrem neuen Roman Schicksale zweier Mädchen aus verschiedenen Zeitepochen gegeneinander und macht Mut zu einem Leben nach der eigenen Façon.



394 Seiten, Linson,
DM 42,–/öS 327,–/
sFr 42,50

Slapstickkomödie, Gesellschaftskritik, und eine bizarre Studie in Paranoia. – Mrs. Fitzgibbons' kometengleicher Aufstieg in die ersten Ränge der Hochfinanz.



119 Seiten, Pappband,
DM 22,–/öS 171,–/
sFr 22,70

Jean Améry über die großen Filme und Regisseure seiner Jahre.

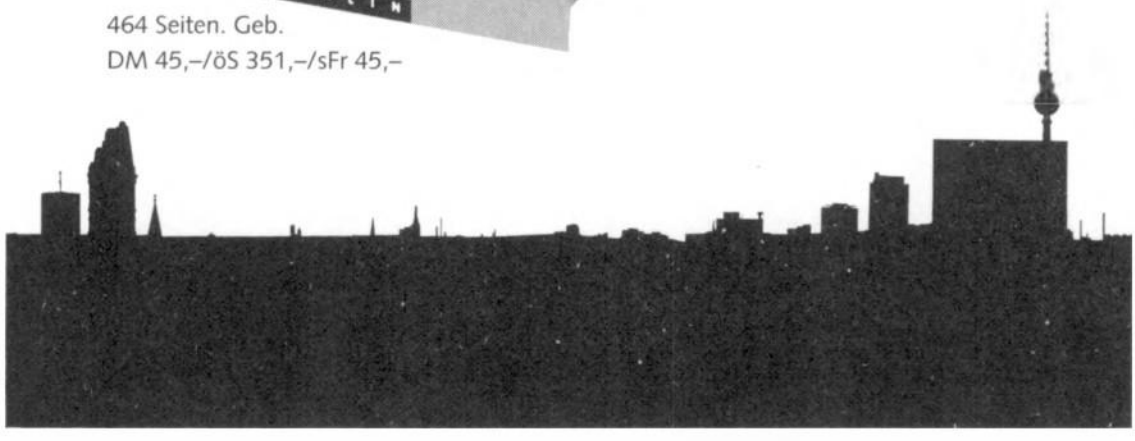
Klett-Cotta

ROWOHLT
BERLIN

Pilgerfahrten durch Zeiten und Landschaften

Drei Bücher enthält dieser Romanzyklus des russischen Erzählers Andrej Bitow, drei Stationen einer poetisch-philosophischen Expedition durch Zeiten und Räume des zerfallenden sowjetischen Imperiums – von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer.

464 Seiten. Geb.
DM 45,–/öS 351,–/sFr 45,–



Klaus Hartung
Dekonstruktionen

Über den Zustand der unbewältigten Gegenwart

1. Im Bann der alten Sicherheiten

Es war Ende des Jahres 1988. Die Nachrichten über die Zusammenkünfte von Ausreisewilligen in der DDR häuften sich. Die Menschen befestigten weiße Schleifen an Autoantennen, an Aktentaschen, Einkaufsbeuteln – und wurden von der Stasi abgegriffen. Ich kommentierte seinerzeit dieses Ereignis, eher der Sprachlogik folgend als in der Absicht, eine politische Position zu formulieren. Ich schrieb: »Wenn der Repressionsapparat der DDR jetzt die weißen Schleifen verbietet, dann muß er – als nächsten Schritt – das Husten verbieten. Aber seine Allmacht ist zugleich seine Ohnmacht. Dann werden alle husten, und die Repression hat nur noch die Möglichkeit, die Mauer zu öffnen, um wenigstens die Hälfte der Barrikadenbesetzung loszuwerden.«

Mit diesen Sätzen könnte ich in der geheimen Debatte, die 1989 begonnen hat und seitdem ungebrochen weitergeht, durchaus einen Punkt machen. Nach wie vor landen die wirklichen politischen Streitigkeiten der Intellektuellen bei der Frage, was man vor 1989 hätte wissen können, wissen müssen. Diese Sätze klingen prophetisch, aber ich war alles andere als ein Prophet. Noch im Dezember glaubte ich, hoffte ich auf eine neue, reformierte DDR-Gesellschaft. In der Zeitung war das Echo auf diese Sätze gleich Null. Es fehlte überhaupt eine gemeinsame Sprache, die mich dazu hätte zwingen können, meine Sätze ernst zu nehmen. Und dann war da auch noch die alte Angst davor, in eine antikommunistische Argumentation zu verfallen. Das historisch Neue, das sich hinter dem Status quo anbahnte, hatte jedenfalls keine anerkannte Sprache in der Öffentlichkeit. Die Evidenz der Ereignisse blieb unsichtbar. Auch heute noch gibt es keine gemeinsame Sprache für die damalige Sprachlosigkeit. Es scheint, daß wir uns bis jetzt nicht aus dem Bannkreis des Status quo gelöst haben, der ja – übersetzt in die Kategorien intellektueller Orientierung – gleichbedeutend mit Blindheit war. Die heutige Schieflage zur Wirklichkeit, die alle intellektuellen Debatten mehr oder weniger kennzeichnet, hat ihre Wurzeln tief in jener Zeit. Sie bloßzulegen ist kein angenehmes Geschäft.

Epochenwende, Zeitenwechsel, Wiederkehr der Geschichte, »Nichts wird mehr so sein, wie es war« – wie schal klingen sie, jene emphatischen Formeln des Jahres 1989. Sie wirken wie die Synthesis eines vergilbten Leitartikels. Wer sie zitiert, hat hämische Absichten.

Mit Ernüchterung und neuen Alltagssorgen ist die Abwertung jener Begriffe nicht zu erklären. Weniger denn je kann bezweifelt werden, daß jene Formeln – ungeachtet ihres euphorischen und beschwörenden Gebrauchs – die historische Wahrheit ziemlich genau benannten. Mehr noch: In den vergangenen vier Jahren haben wir begreifen müssen, daß sie nur allzu wahr sind. Schon längst ist das Jahr 1989 zur Zäsur der inneren Biographie geworden. Die Zeit vor der Wende ist erstarrt, geschrumpft. Die Zeit danach dehnt sich aus. Wir haben es uns angewöhnt, persönliche Daten einem Davor und Danach unterzuordnen – ganz unabhängig davon, ob man die Epochenwende als Rechtsruck oder als Befreiung, als Normalisierung oder Bedrohung einer verteidigenswerten Normalität empfindet. Um so unverständlicher ist der unausgesprochene Konsens, daß die Euphorie des Jahres 1989 ein Akt kollektiver Blindheit gewesen sei und die Rede von der Wiederkehr der Geschichte eine Phrase für den Papierkorb. Jetzt, in einer Zeit, in der vom Horizont her eine geschlossene Front ungelöster Fragen auf uns zurückt, wäre ja jenes Reich der Möglichkeiten, das 1989 aufblitzte, der einzige Erkenntnisort, um wenigstens Fallhöhe und Fallgeschwindigkeit der Veränderungen erkennen zu können. Es scheint aber, als ob wir eher bereit seien, die alltägliche Desorientierung zu akzeptieren, als handle es sich um eine banale Masseninfektion am Ende des Winters, statt die erschütterten Fundamente unseres Weltbildes in Augenschein zu nehmen.

Die Ironie dieses Zustands ist nicht zu übersehen. Sie fällt noch mehr ins Auge, wenn man sich daran erinnert, daß die anspruchsvollen Zeitbestimmungen ausgesprochen intellektuelle Formeln gewesen sind. Epochenwende, Zeitenwechsel, Wiederkehr der Geschichte – alles Begriffe, die nicht nur die Dimension der Veränderung formulieren. Sie artikulieren auch den Gegensatz zwischen dem politischen Geschäft und dem historischen Moment. Als Metaphern einer neuen Ambiguität sprechen sie schließlich auch den Anspruch radikaler Analyse aus. Dabei waren es eher die Politiker, deren Versagen zu den fixen Axiomen dieser Zeit gehört, die solche Worte geprägt und vornehmlich benutzt haben. Der Satz »Nichts wird mehr so sein, wie es war« wurde bekanntlich von dem Routinier der Status-quo-Politik, von Hans-Dietrich Genscher, in Umlauf gebracht. Es wäre eine unsinnige Gehässigkeit, ihm zu unterstellen, er habe damit die Industriebrachen in Eisenhüttenstadt oder im Chemiedreieck von Sachsen-Anhalt ankündigen wollen. Dieser Spruch ist ausdrücklich auf die westdeutschen Gewohnheiten, auf die Weltbilder

des Status quo bezogen. Man konnte jedenfalls den Eindruck gewinnen, daß die gescholtenen Politiker eher die intellektuellen Herausforderungen des Jahres 1989 ahnten.

Es muß nicht noch einmal nachgewiesen werden, daß die Intellektuellen der Bundesrepublik weder die Wende vorausgesehen noch sich mit ihr identifiziert haben. Sie reagierten auf die Implosion des Sozialismus wie Sozialpolitiker, die plötzlich einem unvermuteten Defizit der öffentlichen Hand gegenüberstehen. Konfrontiert mit einer radikalen Umwälzung der Lebensverhältnisse im Osten, schlugen sich die meisten westdeutschen Intellektuellen selbstlos auf die Verlustseite des Geschehens. Bei aller peinlichen Verspätung waren sie zumindest damit der Zeit voraus. Jetzt erst wandert merklich die Gewitterfront der Larmoyanz von Osten nach Westen. Die Klage der Intellektuellen jedoch begann gleich mit der Wende. Als ideelle Gesamtsozialarbeiter beschäftigten sie sich bereitwillig mit dem Verlust der sozialen Sicherheit, mit der Abwicklung der ostdeutschen Intelligenz.

Bis heute ist man weit davon entfernt, den »Zusammenbruch des Sozialismus zum philosophischen Ereignis zu machen«, wie es Leszek Kolakowski auf dem Berliner Philosophenkongreß forderte. Dabei gibt es Gründe genug: Mit dem Zusammenbruch der DDR-Diktatur und der Entzifferung der Abgründe von Doppelexistenzen, in die das System der Unterdrückung und Anpassung geführt hatte, steht die Neuauflage des Jahrhundertthemas der »Trahison des clercs« auf der Tagesordnung. Aber die Mehrheit der westdeutschen Intellektuellen neigte ebenso vehement dazu, einen Schlußstrich unter die DDR-Vergangenheit zu ziehen, wie sie den Schlußstrich unter die Nazi-Vergangenheit bekämpfte. Daß der Christa-Wolf-Streit so unversöhnlich und selbstgerecht in den Feuilletonspalten ausgetragen wurde, widerspricht dem nur scheinbar. Christa Wolf wurde mehr im Namen allzu hoher Erwartungen aus Vor-Wende-Zeiten verurteilt. Es war eine Ersatzhandlung. Es fehlt die gleichwohl wichtigste intellektuelle Intervention des Westens – die Grundsatzdebatte über das Verhältnis der Intellektuellen zur Macht. Wie weit geht die Bestechlichkeit und die Anpassung an eine Diktatur, die im Namen der Menschheitsträume, des Fortschritts und der Friedenserhaltung ihre Macht stabilisiert? Man kann nicht gerade sagen, daß diese Frage in den vier Jahren nach dem Zusammenbruch der DDR ausgelotet wurde oder im Zentrum des Interesses stand.

Daß man so schnell bereit war, sich mit der DDR-Intelligenz als Opfer der Vereinigungspolitik zu identifizieren, lag vielleicht an einer strukturellen Ähnlichkeit zwischen den westdeutschen Intellektuellen und der DDR-Intelligenz: Beiden war die Komplizenschaft mit dem Status quo gemeinsam. Noch zu Wendezeiten verkündete Jürgen Habermas ex

cathedra, daß die westdeutsche Linke keinerlei »Kontaktschuld« am zusammengebrochenen Staatssozialismus trage. Eine verhängnisvolle Botschaft der Selbstimmunisierung gegen kritische Fragen – und auf Dauer wenig erfolgreich, wie es scheint.

Die intellektuellen Debatten der letzten Jahre leiden denn auch an einem chronischen Wirklichkeitsdefizit. Die historische Dimension veränderter Lebensverhältnisse wird eher als Quelle der Bedrohung wahrgenommen denn als lockendes Niemandsland. Der Bannkreis bedrohter Gewißheiten wird selten gesprengt. Der Streit um den Code der Political Correctness und um seine Verletzungen obsiegt über die Realität, die diesen Streit auslöst. So rückte – ganz anders als in Frankreich – in Deutschland der Krieg in Bosnien nicht ins Zentrum des Streits um die intellektuelle Identität. Die Deutschen reagierten vielmehr verspätet und ermüdeten im Zirkel zwischen Betroffenheit und militärpolitischen Aporien. Bis an die Grenze der moralischen Apathie. Es fehlte nicht an Argumenten, die mit dem Hinweis auf die Einmaligkeit der deutschen Verbrechen in der Nazizeit den Völkermord in Bosnien relativierten. Die Vergangenheitsbewältigung verkam zum Schutzinstrument gegen die ethnischen »Säuberungen«, gegen den moralischen Imperativ dieser Ereignisse.

Die Selbstdiagnosen der Intellektuellen sind denn auch unerquicklich. »Gespensterdebatten« attestiert man sich allenthalben. Es herrscht ein Klima panischer Introspektion und gereizter Feinderklärungen. Man entdeckt »Gegen-Intellektuelle«, »Wende-Intellektuelle«. Martin Walser spricht grimmig vom Intellektuellen »als dem strafenden Spaziergänger schlechthin«. Der »destruktive Charakter«, der Walter Benjamin zufolge vor allem »erst einmal Platz schaffen will«, ist im Zweifelsfall ein Verräter. Zersetzung ist verpönt. Die zersetzende Zeit selbst wird überprüft, inwieweit sie den geheimen Strategien des ideologischen Gegners dient. Die »Streitkultur« ähnelt mehr denn je einer tief verfeindeten Erbengemeinschaft, die zu allem Übel noch darüber hadert, welches Erbe von welchem Erblasser überhaupt im Spiel ist.

Aus alldem ergibt sich zunächst einmal ein recht banaler Schluß: Die deutschen Intellektuellen sind ebensowenig die Helden der Übergangszeit, wie sie die Helden der Wende waren. Selbst der Begriff der Übergangszeit mit seinen moralischen Imperativen ist keineswegs ein Gemeingut. 1989 hat sich herausgestellt, daß die Intellektuellen durchaus keinen privilegierten Zugang zur Muse der Geschichte hatten. Jetzt folgte die zweite narzißtische Kränkung. Sie sind auch nicht per se oder per professionem prädestiniert, Orientierungen in verwirrter Zeit zu schaffen. Sie sind den Zufällen einer sich transformierenden Gesellschaft ausgesetzt – wie jedermann. Und wie jedermann reagieren sie auf die

Wiederkehr der Geschichte. Sie wird nicht erlebt, sondern nur noch in den Zumutungen des Alltags erfahren. Wie nach 1989 der Schock der Wende in eine allgemeine Besitzstandswahrung umschlug, so wird die Bewahrung der Begriffe und Weltbilder praktiziert.

Einen Besitz kann man wohl unbeschädigt über unsichere Zeiten retten; die politische Philosophie jedoch wird durch die Rettung selbst beschädigt. Was eben noch Prinzip oder Konsens war, wird als Zement in der Bastion zur Ideologie. Der Prozeß der Veränderung durchläuft die Formen der Verdinglichung. Historische Erfahrungen werden in Schlagworte und Kampfbegriffe verwandelt. Das kann man auch die langsamere Umwälzung des Überbaus nennen. Doch was in der marxistischen Geschichtsmechanik nur ein Komparativ ist, das erleben wir als enervierenden und dimensionslosen Kleinkrieg, als Historikerscharmützel nach dem Modell des großen Historikerstreits.

2. Die Höhe der Zeit: ein verwaister Ort

Die Übergangszeit ist unübersichtlich. Große Visionen sind dringend gewünscht. Sie nützen aber wenig. Wer sich orientieren will, kann es nicht vermeiden, sich in den Stationen des Zerfalls zu bewegen und sie festzuhalten. Aber was in dem gehässig gewordenen Kampf zwischen dem guten Alten und dem schlechten Neuen eben am schnellsten preisgegeben wird, das sind gerade die kleinen Zeitsprünge, die kleinen Differenzen, die Ergebnisse ständiger Beobachtungen. Ohne sie ist jedoch eine intellektuelle Kultur in diesen Zeiten schwer denkbar.

Das Lagerdenken hat sich eher verschärft. Es fällt kaum auf, daß dabei die Kategorie der Gegenwart überaus liederlich behandelt wird. Der Anspruch, auf der Höhe der Zeit zu sein, zählt wenig. Damit wird aber eine elementare intellektuelle Tätigkeit, die Arbeit der Vergegenwärtigung, selbst entwertet. Ohne den Impetus, gegenwärtig zu sein, verfällt auch die Beobachtung, das Festhalten der Differenz, die Revision der eigenen Position im Wandel der Zeit. Die Verbindlichkeit des Diskurses wird von innen heraus ausgehöhlt. Wenn die Autorität gegenwärtiger Erfahrungen nichts mehr zählt, dann ist der Punkt der Auseinandersetzung, an dem sich die Leute in der Debatte treffen sollen, vollständig dem Meinen und dem Daher- oder Dahin-Denken überlassen.

Die intellektuellen Streitparteien haben keine Lust mehr, sich gegenseitig in derselben Zeit zu sehen. Als Botho Strauß in seinem »Anschwellenden Bocksgesang« vom »Terror des Vorgefühls« schrieb, der uns alle beherrsche, und serienweise die Tabubegriffe des linken Selbstverständnisses aufgriff, war der Schock bemerkenswert. Aber die Provokation

wurde nicht auf die gemeinsame Erfahrung dieser Gegenwart bezogen. Peter Glotz formulierte – stellvertretend für alle anderen Erregten – seinen Alarmruf: »Freunde, es wird ernst.« Aber das Jetzt seiner Warnung bezog sich nur darauf, daß kulturpessimistische Düsterkeiten und Elitehaltungen der zwanziger Jahre, die in der Bundesrepublik ja bekanntlich überwunden waren, nun doch wiederkehren. Man trifft sich nicht auf dem Boden der gemeinsamen Unsicherheit, sondern handelt gleich aus dem Gefühl der Bedrohung der alten Sicherheiten.

Dabei ist die Schwierigkeit des Sichvergegenwärtigens nun wirklich zum existentiellen Problem geworden. Die Höhe der Zeit verwandelte sich zur unsichtbaren Erhebung im Labyrinth verwirrter Alltagschronologien. Mit dem Ende der Ost-West-Spaltung wurde nicht nur der geopolitische Raum verschoben, es sind auch die Zeitdimensionen durcheinandergeraten. Eine Flut von Ungleichzeitigkeiten ist über die Gegenwart gekommen. Selbst Konstellationen des Europa vor dem Ersten Weltkrieg sind wieder aktuell. Auch in Deutschland ist nicht nur die Gesellschaft in Ost und West gespalten, sondern selbst der Begriff der Gegenwart dreht sich um die Ost-West-Achse. Die Verhältnisse unterscheiden sich diametral, je nachdem, ob man Ostdeutschland nur in einem nachholenden Prozeß in Richtung der westlichen Zivilisation sieht oder ob man in Ostdeutschland die Vorwegnahme und Fokussierung der Probleme entdeckt, die das vereinte Land bestimmen. Dieser Widerspruch ist das Problem der Gegenwart. Aber er bewirkt keine Debatte.

Die unerträgliche Leichtigkeit im Umgang mit der Gegenwart kann die Krankheit der Übergangszeit genannt werden. An aktuellen Beispielen mangelt es nicht. Ein grüner Parteitag beschert immer eine reiche Ernte. Auf dem letzten Treffen in Mannheim durfte man gespannt sein, ob in der außenpolitischen Debatte, die sich vor allem um die reine Lehre des Raus-aus-der-Nato drehte, die Realität zu Wort kommen würde. Kurz zuvor war das erste ernsthafte Nato-Ultimatum im Balkankrieg ergangen. Zum erstenmal in seiner Geschichte drohte das westliche Militärbündnis mit einer militärischen Intervention. Das bekannte Ergebnis: Die schaurige Alternative, die zwei Jahre lang von einem obskuren Bündnis zwischen Pazifisten und Generälen gepflegt wurde, die Alternative zwischen der Vietnamisierung des Balkankrieges oder dem Sich-ausbluten-Lassen, löste sich auf. Es folgte der erste ernstzunehmende Waffenstillstand in Sarajewo. Eine Erfahrung, die zum Umdenken zwingen müßte – sollte man meinen. Der einzige, der sie überhaupt zitierte, war der Niedersachse Helmut Lippelt: »Ich habe mich gefreut, daß endlich einmal eine Drohung glaubwürdig war. Aber, die Nato ist ein Instrument des letzten Augenblicks –, dafür wollen wir dankbar sein – jedoch ein Instrument der Friedenssicherung kann sie nicht sein ...« Ein rhetori-

sches »aber«, ein Gedankenstrich genügten, um dann mit einer atemberaubenden Drehung wieder im Binnenraum des friedenspolitischen Diskurses zu landen. Das historische Ereignis, das autoritativ die Überprüfung des gewohnten politischen Weltbilds fordert, wird zur bloßen Kontingenz, der man in höflicher Referenz mit einem Lippenbekenntnis huldigt.

Bei derlei Pirouetten um die eigene Denkachse wirkt die irritierende Gegenwart nur noch als Beschleunigungsfaktor, um mit erhöhter Geschwindigkeit in die alten Bahnen zurückzukehren. In der Syntax streift die gegenwärtige Zeit mit einem kurzen Knirschen die Zeitlosigkeit des gewohnten Diskurses. Es scheint daher keinen Realwiderstand zu geben beim Sprung von einer Zeitscholle zur nächsten. »Der Dogmatismus aus Gewohnheit aber ist stärker als der aus ideologischer Borniertheit«, schreibt Karl Schlögel. Doch diese Feststellung verhüllt eher die unheimliche Leichtigkeit der Zeitsprünge. Um noch einmal das grüne Beispiel zu zitieren: Auch früher, vor 1989, konnte man an dem Realitätsgehalt der friedenspolitischen Überzeugungen der Grünen erhebliche Zweifel anmelden. Aber damals ging es eben um den Streit zwischen der reinen Lehre und einer realistischen Politik, um einen dogmatischen Streit also auf dem sicheren Terrain der Bundesrepublik. Eines stand nicht infrage: der elementare Konsens über das, was Realität ist. Aber gerade dieser Konsens ist zerfallen. Mithin hat sich die Logik der Überzeugungen, Weltbilder, Dogmen geändert. Wer sie nicht im zerfallenden Konsens über die Realität einer Revision unterzieht, benutzt sie unvermeidlich als Schutz gegen die neue Realität. Der intellektuelle Streit verwandelt sich dann in einen Ritus.

In seinem Essay »Zurück in die Zukunft« gelingt Ulrich Beck ein treffendes Bild der Übergangszeit, die ja bekanntlich der Indifferenzpunkt zwischen dem guten Alten und dem schlechten Neuen ist: »Wir leben in einer Phantomrepublik. Wie jemand mit seinem Arm weitergreift, nachdem er ihn verloren hat, so sprechen und handeln wir in der Phantomsprache und Phantomwelt des real nicht mehr existierenden Westens. Es gibt kein europäisches Sicherheitssystem mehr, keine Gleichgewichts- und Abschreckungspolitik, keine Verteidigungspolitik, keine erste und keine dritte Welt (schon weil es die zweite nicht mehr gibt) ... Es gibt nur Fiktionen gleichen Namens, Gebilde aus Fragen, ein vom Glanzlack des Sieges mühsam verdecktes und zusammengehaltenes, riesengroßes politisches Vakuum. Wie dieses ausgefüllt wird, das ist – jenseits von Rezession und Vereinigungskrise – der zentrale Konflikt in Europa. Verdeckt wird dieses Vakuum durch ein falsches Bewußtsein. Viele igeln und sesseln sich ein ...« Eine Beschreibung auf der Höhe der Zeit. Dieser Versuch der Vergegenwärtigung animiert – ganz gleich, ob die analytische Beschrei-

bung zutreffend oder weiterführend ist –, weil die sprachliche Energie zur Realität treibt.

Wenn allerdings die These von der Phantomwelt und Phantomsprache Sinn machen soll, dann muß im Zentrum die Revision und die Selbstkritik des eigenen Weltbildes stehen. Diesen Diskurs verspricht der Essayist jedenfalls. Allein, Ulrich Beck selbst scheint das gar nicht wahrzunehmen. Er beschreibt einen allgemeinen Zustand ausschließlich für die anderen. Mit ein paar Formeln ist er schon bei dem gewohnten Theorem der Linken vom Vormarsch der Rechten: »Die Implosion des Ostens hat im Westen so etwas wie eine ›Entkernung des Politischen‹ ermöglicht: Die Biedermeierfassaden der alten Bundesrepublik werden hochgehalten und herausgeputzt, während im Inneren kein Stein, kein Prinzip auf dem anderen bleibt. Die konservativen Sprachpolitiker (!) haben dafür das falsche (!) Zauberwort der ›neuen Normalisierung‹ geprägt. Verkleidet als Anpassung, wird der Salto mortale rückwärts geprobt. Auf diese Weise lassen sich fast legitimationslos die Uhren der Moderne in Deutschland zurückdrehen ... Die ins Schwarze treffende Frage ›What's left?‹, die die linken Gruppen und Grüppchen spaltet, ist ausgelutscht. Es wird höchste Zeit, den Spieß umzudrehen: What's right? Hat rechts recht?« Die folgenden drei Seiten des Essays lassen sich zusammenfassen: Natürlich nicht!

Auf den Salto mortale rückwärts antwortet Ulrich Beck mit der Pirouette in die eigene Unverbindlichkeit. Er denkt nicht im Traum daran, daß seine allgemeine Zeitdiagnose des Vakuums und der »Phantomsprache und Phantomwelt« ihn selbst bzw. die Linke mit einbeziehen könnte. Er setzt sich über die innere Logik seiner Worte ebenso leicht hinweg wie Helmut Lippelt über die Wahrnehmung eines historischen Ereignisses. Ulrich Becks Diskurs ist geradezu exemplarisch für das Verhalten der Linken gegenüber der neuen Realität.

Es ist merkwürdig, daß Beck gar nicht wahrzunehmen scheint, wie sehr er sein Argument schon im Ansatz schwächt, weil er dessen selbstkritische Konsequenz ausblendet. Da er die Teilhabe an der gemeinsamen Problematik nicht thematisiert, zerfällt die Analyse der rechten Strategien zu Schlagworten. Er nimmt die Rechte nur in ihrer Dynamik wahr, in der sie in das Vakuum hineinströmt. Eine Wahrnehmungsweise, die alle linken Theoreme wunderbar affirmiert: die Rechte, die die Gunst der Stunde ausnutzt, wonach die Gunst der Stunde gewissermaßen selbst rechts anzusiedeln wäre; die Rechte, die die Linke als tendenzielle oder reale Minderheit bedroht.

Die zentrale Schwäche aber liegt in dem Begriff des »Vakuums« selbst. Es ist gar keine Frage, daß die meisten Menschen die geistige Landschaft nach der Implosion des Sozialismus und der deutschen Vereinigung so

empfunden haben. Der Begriff ist nur plausibel, wenn man sich eingesteht, daß die Implosion der DDR das westdeutsche Selbstverständnis mit erschüttert hat. Er wäre dann eine Metapher für den Zusammenbruch der traditionellen politischen Identitäten und Weltbilder. Allerdings ist es schon komisch, ein Vakuum der politischen Kategorien zu konstruieren, das einerseits von der Rechten ausgenutzt wird, andererseits von Linken besetzt ist und mithin gar kein Vakuum wäre. Aber davon abgesehen: Was als Vakuum erscheint, als Implosion von Weltbildern und intellektuellen Traditionen, ist ja unleugbar die Folge einer neuen Realität, neuer Erfahrungen, neuer Widersprüche, die schon deswegen nicht mit der Wirklichkeit vor 1989 übereinstimmen – selbst wenn man noch in einem intakten linken Milieu lebt –, weil die deutsche Realität von 1994 zumindest zwei Seiten hat, eine Ost- und eine Westseite. In dem Wort Vakuum ist das ganze Feld der politischen Gestaltung, die Wirklichkeit, in der es um elementare Orientierung geht, versiegelt wie die Mücke im Bernstein. Ohne die Vision einer Rechten auf dem Vormarsch könnte die Linke ihrer eigenen Krise nicht mehr ausweichen.

Ulrich Beck hat gleich das einordnende Stichwort genannt: »das falsche Zauberwort der ›neuen Normalisierung‹«. Daß der Glaubensstreit zwischen Rechts und Links mit neuer Schärfe, mit einer ungeahnten Ausschließlichkeit wieder entbrannt ist, widerspricht nur scheinbar der allgemeinen, auch von der Linken geteilten Einsicht, daß spätestens nach 1989 das Links-Rechts-Schema nicht mehr dazu taugt, die Wirklichkeit zu erfassen. Denn tatsächlich geht es um den Streit um die Definition der Normalität, besser: um den Streit, wer hat die Definitionsmacht über das, was jetzt als normal angesehen werden soll.

In einem Essay in der *Zeit* polemisiert Jürgen Habermas gegen die »zweite Lebenslüge« der Bundesrepublik nach der Vereinigung, die behaupte, nun seien wir wieder »normal geworden«: »Die von oben lancierte Lebenslüge der Adenauer-Zeit, mit der wir es damals zu tun hatten, hieß: Wir alle sind Demokraten ... Wenn seit 1989 eine zweite Lebenslüge im Entstehen begriffen sein sollte, dann weniger die Illusion, daß wir die Wiedervereinigung schon immer gewollt haben, als vielmehr die Überzeugung, ›daß wir endlich wieder normal geworden sind‹. Ein Gefühl der Erleichterung steckt hinter der zweideutigen Formel von der ›Verabschiedung der alten Bundesrepublik‹. Dieser ›Abschied‹ wird mit merkwürdig irrationalen Deutungen aufgeladen. Die aufatmend-triumphierende Feststellung ›Wir sind endlich wieder ein normaler Nationalstaat‹ sinnt uns eine Perspektive an, aus der die eben noch gefeierte ›Erfolgsgeschichte‹ der Bundesrepulik als der eigentliche ›Sonderweg‹ erscheint: Wir müssen aus unserer Nischenexistenz heraus, brauchen uns nicht mehr als moralische Musterschüler zu überanstrengen, dürfen uns

nicht mehr an den harten Realitäten vorbeidrücken, sollen uns nicht länger zieren, eine europäische Führungsrolle zu übernehmen, und so weiter.«

Daß die konservative Rhetorik in diese Richtung drängt, ist immer wieder entlarvt worden. Aber widerlegt das schon das Gefühl der Normalisierung der europäischen Verhältnisse im Jahre 1989? Kann die deutsche Spaltung, die Ost-West-Trennung mit dem Begriff der Normalität belegt werden? Habermas extremisiert implizit den demokratischen Konsens der Bundesrepublik zur Normalität, zum normierenden Zustand also. Damit aber perzipiert er die neue Realität im Medium der Absichten konservativer Ideologen.

Auch bei dieser Argumentation beeindruckt die beinahe widerstandslose Abkehr von der Aktualität des schlechten Neuen und der Rekurs auf die Gewißheiten des guten Alten. Übergangszeiten sind Zeiten des Traditionsstreits. Aber Habermas streitet nicht um die Tradition. Denn dann müßte ihn die intellektuelle Neugier auf die neuen Kräftekonstellationen im Osten des Landes stoßen, die sie in Frage stellen. Er affirmiert diese Tradition. Diese Diskursstrategie ist alles andere als unbedenklich. Eine Normalität ist schließlich nicht mehr ganz so normal, wenn sie als normal verteidigt werden muß. Vor allem aber verwandelt Habermas die Ideen der zivilen Gesellschaft und des Verfassungspatriotismus, die ja gerade deswegen mächtig sind, weil sie Prinzipien der Kritik sind, in Metaphern der Konformität. Sobald Normalität aber definiert wird, wird ausgegrenzt. Bei Habermas ist es das historisch Neue selbst, die ganze Dimension der Veränderung in Europa. Die Verklärung des bundesrepublikanischen Demokratisierungsprozesses zur Normalität ist im Grunde eine retrospektive Ideologisierung und Einengung der bundesdeutschen Geschichte. Es wird eine Art Überidentifikation gefordert. Der Schritt vom Neuen, das die Rechten nutzen, zum rechten Neuen ist dann nicht groß.

Habermas' Essay ist ein Ordnungsruf, eine Denkschrift zur Defensive. Was er theoretisch beschreibt, entspricht weitgehend dem gereizten Vorwurfston der westdeutschen Intellektuellen. Den Bürgerrechtlern der ehemaligen DDR wird ja noch heute vorgeworfen, daß sie der Reform der DDR keine Chance ließen und mithin die Rechtswendung der deutschen Verhältnisse zu verantworten haben. Die einfachste, aber auch ohnmächtigste Weise, mit den Zumutungen einer neuen Zeit fertig zu werden, ist die Methode, Widersprüche der Realität zum ideologischen Problem zu verkürzen. Habermas' Projektion demokratischer Erfahrungen auf die Normalität selbst ideologisiert diese. Sein Essay ist ein Textbuch zur Verteidigung des westdeutschen Ressentiments gegen die Gegenwart.

Politikverdrossenheit ist bekanntlich die Quittung, wenn Politiker allzu offenkundig gegenüber den Forderungen ihrer Zeit versagen. Intellektuellenverdrossenheit gibt es nicht. Verdrossene Intellektuelle schaffen noch keine gesellschaftliche Reaktion, wohl aber ein geistiges Klima mit chronischem Sauerstoffmangel. Klaus Harpprecht spricht vom »deutschen Autismus«. Der Begriff paßt zu der lähmenden Mischung von Unsicherheit und Selbstbezogenheit, von epidemischer Introspektion und Glaubenskriegerei.

Der Verfall der linken Öffentlichkeit wird gleichzeitig immer beklagt und höchst wirkungslos beschrieben. Claus Leggewie hat die Tendenz zum »listing«, zur Denunziation der Verräter des politisch korrekten Konsenses angeprangert. Aber solche Kritiken dämpfen keineswegs die große Lust am kleinen Schauprozeß. Je unsicherer die heilige Identität wird, desto mehr braucht sie den Verrat. Das geht auf Kosten gewisser Höflichkeitsformen im intellektuellen Verkehr. Die Regeln des Zitierens zählen wenig. Nicht das Gesagte gilt, sondern das, was »eigentlich« gemeint ist. Übers »eigentlich« Gemeinte läßt sich dann trefflich streiten. »Indietrismo« heißt in Italien das Debattieren auf der Grundlage von Unterstellungen. Sage mir, mit welchen Begriffen du umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Begriffe verlieren selbst das Minimum ihrer zwei Seiten. Sie sind nur noch Oberfläche, Buttons am Jackenaufschlag. Ein Déjà vue aus 68er Zeiten: Die politischen Gegner werden mit einer Verve abgestempelt, als gelte es noch immer, das bürgerliche Lager zu spalten. Aber kein historisches Subjekt erprobt sich mehr gegen die herrschende Mehrheit. Sondern eine bedrohte Mehrheit sieht sich von der Geschichte selbst »tendenziell« als Minderheit behandelt. Die Linke, die einst aus dem Tabubruch ihre Kraft bezog, hütet die Tabus. Kein Wunder, daß die Konservativen die Gelegenheit nutzen, sich ihrerseits als Tabubrecher darzustellen. Das gilt dann als besonders heimtückisch.

Die ganze Glaubenskriegerei sollte gleichwohl nicht dramatisiert werden. Sie ist zugleich schlaff, fahrig, energielos und nicht wirklich bedrohlich, da ja die sanktionierenden Instanzen fehlen. Aber sie beeinträchtigt die Lebensfreude und die Lust am zersetzenden Gedanken. Die Intellektuellen haben ganz unauffällig ihre angestammten Wege, den Grenzpfad, die Gratwanderung, die Einbrüche in verbotene Zonen verlassen. Im Mainstream aber wächst, wie sollte es anders sein, die Angst vor Veränderung.

Diese Verfallsformen kristallisieren sich geradezu vorbildlich an einer Person: Martin Walser. Man könnte von einem Fall Walser sprechen. Es ist schon atemberaubend, wie wenig heutzutage ausreicht, um die Figur

der großen Abweichung aufzubauen: der Wunsch, gleichermaßen selbstverständlich in Stuttgart und in Dresden ins Theater zu gehen, zur Unzeit geäußert; eine Doppelkopfpartie mit Waigel. Walser antwortete in einem *Spiegel*-Essay, um sich – wie konnte es anders sein – nun endgültig als Rechter zu decouvrieren. Er polemisiert nicht nur gegen die »verstreut-verdrossene Linke« und ihr »Credosortiment«. Er bezieht sich auch auf den aktuellen Punkt, in dem sich der Konformitätsdruck der Political Correctness konzentriert: der Vormarsch der Rechtsradikalen und die Frage der Nation.

Als besonders skandalös wurde empfunden, daß Walser nicht nur auf das übliche Entlarvungsritual verzichtet – die Wiederkehr des deutschen Fremdenhasses und Rassismus und die Brandmarkung der »eigentlichen Feinde«, der geistigen Väter der rechten Glatzköpfe –, sondern daß er eine Kategorie der politischen Verantwortung ins Zentrum stellt, die gewöhnlich in diesem Zusammenhang nicht auftaucht: wir selbst. Er geht aus von dem Bild einer geteilten Republik – die Republik der Moderne und die der Modernisierungsverlierer. »Wer so denkt, fühlt, reagiert [wie die Rechtsradikalen], der hat Verschiedenes nicht mitbekommen. Klar. Unsere schöne, nichts als erfreuliche Hinentwicklung in die westliche Welt zum Beispiel. Aber ist das seine Schuld? Wir haben ihn nicht mitgenommen auf unseren Westtrip. Wir haben ihn zu Hause gelassen, den Deutschen. Dort ist er zurückgeblieben, hat sich entzündet an seiner Zurückgebliebenheit. Jetzt, in Not geraten, bedroht von Aussichtslosigkeit, jetzt tobt er. Jetzt bleibt nichts mehr übrig, als ihn einzusperren, ihn zum Nazi zu machen. Der Nazi ist der einzige, der sich um ihn gekümmert hat. Ihm müssen wir ihn streitig machen, den Deutschen. Von allen Deutschen hat der Nazi am wenigsten Recht, den Deutschen zu vertreten, da er ja der ist, der der Nation am schrecklichsten geschadet hat.«

Walser hat damit die Schattenlinie zwischen der hellen Welt des Konsenses und der Tabuzone eindeutig überschritten. Es wäre eine Debatte wert, ob die Linke oder die moderne Republik mit ihren geistigen Mitteln in der Lage ist, »den Deutschen« heimzuholen. Man mag bezweifeln, ob das möglich wäre. Aber diese Debatte wird natürlich nicht geführt. Wer vielmehr »das Nationale« auch nur als Problem positiv besetzt, verstößt schon gegen das Credo. Selbst Martin Walsers Sprache, die sich vom Meinungszwang freimachen will, bewegt sich wie durch ein Minenfeld. »Das Nationale« ist eben das Schleusentor, an das alle Kräfte des Rückfalls herandrängen. Hier zählen keine Argumente mehr, hier zählt nur die Abwehr. Dennoch verblüfft es, daß vor allem diese Äußerung von Walser in Feuilletonglossen als besonders peinlicher Ausrutscher durchgehechelt wurde, obwohl sie wiederum dem klassischen linken Diskurs entspricht. Die Wendung zur Selbstkritik und Überprüfung der

eigenen Verantwortlichkeit gehörte früher jedenfalls zu den selbstverständlichen Ansprüchen einer linken Gesellschaftsanalyse. Das war allerdings zu Zeiten, in denen die praktische Konsequenz der eigenen Philosophie eine Rolle spielte.

Es hilft nun nichts. Man muß an dem Punkt verweilen, an dem Walser auflief. Der Verfall der linken Öffentlichkeit ist ein Wirbel, als dessen Auge mehr und mehr »das Nationale« sichtbar wird. Um »das Nationale« dreht sich die Schlüsseldebatte unserer Zeit. An ihr beteiligen sich die meisten, allerdings zumeist mit der Prätention, daß gerade diese Debatte nicht geführt werden dürfe. Andererseits wird diese Debatte ganz selbstverständlich akzeptiert, wenn sie nur fragmentiert bleibt. Dann halten sich die Disputanten streng an die Themenvorgabe. Ein introspektiver Furor jagt der deutschen Identität nach. Keine Stiftung darf dieses Tagungsthema auslassen. Der Streit um den Standort Deutschland beherrscht die Leitartikel und Politikerreden. Und die innere Einheit der Deutschen wird ohnehin unablässig beschworen.

Gerade diese Mischung aus Tabubeschwörung und Diskussionszwang beweist am besten, wie sehr die nationale Frage im Zentrum der Vereinigungskrise steht. Über die Nation wird in einer Weise gestritten, daß man oft zwischen Unernst und lähmender Angst nur schwer unterscheiden kann. Drei Paradoxien fallen dabei besonders auf: Erstens ist das »listing« derer, die sich in eine allzu verräterische Nähe zur Nation begeben haben, durchaus nicht einheitlich. Es geschieht ebenso häufig, daß die Appelle, die Linke müsse sich mit dem Thema Nation beschäftigen, von Vordenkern der linksliberalen Szene ignoriert oder diffamiert werden. Antje Vollmer oder Ralf Dahrendorf haben das ohne ein spürbares Echo gefordert. Bei anderen hat der gleiche Text ausgereicht, um aus der heilen linken Welt verstoßen zu werden. Gänzlich überhört werden solche Thesen, wenn sie aus dem Munde ostdeutscher Intellektueller kommen. Wolfgang Thierse kann vergebens daran erinnern, daß »Nationen ihren Angehörigen ein Zuhause« sein müssen, daß dies »eine schlichte Lebenstatsache« sei, »mit der wir politisch umzugehen haben«. Eine solche Abweichung eines Ostdeutschen vom Konsens seiner Partei wird mit Weghören bestraft.

Das zweite Paradox steckt im inneren Widerspruch bei der Verteidigung des antinationalen Konsenses. Entweder stellen die Rechtsradikalen, ihre neuen Organisationen und ihr Versuch, durch Terror den öffentlichen Raum zu besetzen, eine wirkliche Gefahr für unsere Gesellschaft und Nation dar, dann wäre es vernünftig, selbstverständlich, ja unverzichtbar, die Allianz gegen die neuen Nazis so groß wie nur möglich zu machen. Dann wäre eine Gesinnungsprüfung gefährlich und die Hexenjagd nach dem falschen Wort unsinnig, weil sie nur ausgrenzt. Nie-

mand würde leichtfertig jede Identifikation mit der Nation als Nationalismus brandmarken. Man würde bemerken, daß selbst auf einem CDU-Parteitag, der das Thema Nation auf die Tagesordnung setzte, nicht einfach dem Nationalismus das Wort geredet wurde, daß vielmehr das Thema bei den meisten Rednern eine beinahe therapeutische Wendung erhielt: Ohne eine positive Identifikation mit der Nation – so hieß es – werden die Deutschen nicht imstande sein, die notwendigen Opfer für die Vereinigung auch zu ertragen. Ist das etwa geistige Urheberschaft des Nazi-Terrors? Natürlich fällt es leicht, umfangreich nachzuweisen, daß in dieser Form der nationale Gedanke »hoffähig« gemacht oder nationalistische Tendenzen verschleiert werden. Eine solche Argumentation war ja ganz selbstverständlich in jenen Zeiten der Bundesrepublik, als die demokratische Überzeugung noch ausschließlich am Verhältnis zur Vergangenheit überprüft werden konnte. Aber in einer Zeit, in der der Schrecken einer neuen Diktatur, einer nationalbolschewistischen Diktatur am östlichen Horizont auftaucht, erscheint diese Art von Gesinnungsprüfungen wie Luxus. Selbst wenn national denkende Politiker offensichtlich den Verdacht nationalistischer Ambitionen vermeiden wollen, ist diese reservatio mentalis wichtig. Die kleine Differenz zwischen dem Interesse an der Nation und dem Nationalismus – die in besseren Zeiten weggeredet wurde –, könnte lebenswichtig sein. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir uns auf eine Zukunft einzustellen haben, in der wir die Demokratie auch mit Menschen verteidigen müssen, die den verfassungspatriotischen Konsens nicht mitmachen. Manchmal kommt gar der Verdacht auf, daß Konservative in ihrer Sorge um den inneren Zusammenhang der Nation die Probleme der Gesellschaft ernster nehmen als die Linke mit ihrem Alarmismus gegen den allgemeinen Rechtsruck. Wer die Beschwörung der Gefahr von Rechts nicht mitmacht, gerät leicht in den Verdacht, sie zu verharmlosen. Aber ich glaube, die Vision vom globalen Rechtsruck ist weitaus risikoreicher, denn sie zerstört die Vorstellung des praktischen Eingreifens und legitimiert die Rechthaberei.

Absurd ist die Tabuisierung der Nation, wenn man nur einen Seitenblick auf die neue geschichtliche Situation wirft. Da sind sechzehn Millionen Ostdeutsche in die Bundesrepublik eingemeindet worden. Sie können sich auf die sozialstaatlichen Garantien ebenso sicher verlassen wie auf die Wut der Westdeutschen über die Kosten dieser Garantien. Gibt es einen anderen Zusammenhang der vereinten und tief gespaltenen deutschen Gesellschaft als den der Nation, auf den sie zurückgreifen können? Das vereinte Deutschland ist den Deutschen weitgehend fremd. Wie jede Identität setzt auch die nationale Identität das Bewußtsein der Grenzen voraus. Aber die Westgrenzen sind dem Ostdeutschen ebenso unbekannt wie die Ostgrenzen dem Westdeutschen. Das Bild vom Nach-

barn, das heißt die Vision zivilisatorischer Ansprüche, die jede Nachbarschaft konkret formuliert, ist gespalten. Mit der Vereinigung ist das Land nach Osten verschoben worden, in den geopolitischen Raum Mitteleuropa, der selbst erst rekonstruiert werden muß. Deutschland hat mit der Vereinigung nicht nur wieder die volle nationale Souveränität erhalten, sondern findet sich im ebenso vereinten wie gespaltenen Europa in einer gänzlich neuen außenpolitischen Situation vor. Es kann seine außenpolitischen Probleme weniger denn je auf die europäische Vereinigung vertagen. Das Baltikum, die Länder von Mittel- und Osteuropa beanspruchen vehement eine Klärung der deutschen Außenpolitik, weil sie sich nach wie vor durch den Zerfall des sowjetischen Großreiches in ihrer nationalen Integrität gefährdet sehen.

Die Veränderungen der inneren Verhältnisse sind nicht weniger dramatisch. Zwei deutsche Gesellschaften sind mit der Vereinigung zusammengeprallt. Soziologie ist zur Alltagserfahrung geworden – zu der allerdings die einstige Leitwissenschaft Soziologie selbst am wenigsten zu sagen hat. Die Zeit ist endgültig beendet, in der die neuen gesellschaftlichen Aufgaben aus dem Wachstum finanziert werden konnten. Die öffentliche Hand ist nicht in der Lage, die sozialen Ungerechtigkeiten und den gesellschaftlichen Widerspruch durch die distributive Gerechtigkeit des Staates zu bewältigen. Einschneidender kann der Bruch der gewohnten Lebenskultur kaum sein. Das Gemeinwohl, das bis 1989 Staatsaufgabe war, gerät immer mehr in die Verantwortung des unvorbereiteten Bürgers.

Auf keine dieser neuen Aufgaben und Herausforderungen hat die Geschichte der beiden deutschen Teilstaaten Bürger und Politiker auch nur andeutungsweise vorbereitet. Auch der Historikerstreit war da nicht hilfreich. Die Dimension des Neuen ist groß genug, um von einer nationalen Gründungssituation zu sprechen. Wie sollte man die Vereinigung anders denn als Konstituierung einer neuen Republik, eines neuen Nationalstaates beschreiben? Daß Politologen wie Arnulf Baring oder die Leitartikler der *FAZ* die Wiederkehr des Bismarck-Staates predigen, ist ebenso vergangenheitsfixiert wie linke Angst vor eben dieser Wiederkehr.

Gegen den Irrweg des Nationalstaates kursiert das Standardzitat von Paul Kennedy, daß er »für einige Probleme zu groß ist, um effektiv operieren zu können; für andere ist er jedoch zu klein«. Tatsächlich kommt aber Kennedy zu ganz anderen Schlüssen für die Gegenwart. Der Nationalstaat »bleibt«, so schreibt er, »immer noch der primäre Ort der Identität für die meisten Menschen«. »Selbst wenn der Status und die Funktion des Staates durch transnationale Tendenzen untergraben wird, hat die Verlagerung der Autorität keinen adäquaten Ersatz geschaffen, der ihn als die Schlüsseleinheit in der Reaktion auf globale Veränderung ablösen könnte.«

Wenn wir uns in einer nationalen Gründungssituation befinden und der Nationalstaat gar keine aktuelle Alternative hat, dann muß das linke Entweder-Oder der Glaubenskriegerei alarmieren. Will nicht der, der in dieser Zeit die Zivilgesellschaft und die Demokratie in einen kontradiktorischen Gegensatz zur nationalen Frage bringt, nur noch recht behalten? Bestenfalls ist es ein zynisches Einverständnis mit der vorauseilenden Ohnmacht. Konstituierung des Nationalstaates bedeutet ja, daß jetzt auf dem Spiel steht, welche Identität, welche Überzeugungen, welche Prinzipien diesen Staat prägen sollen. Die universalistischen Prinzipien, die zivilgesellschaftlichen Leitideen und die Orientierung an der Tradition der westlichen Demokratien gilt es nicht als heilige Erbschaft zu verteidigen. Sonst wären sie an die Vergangenheit verloren. Sie müssen in die Gegenwart der neuen Verhältnisse übersetzt werden.

Die Chance für den Erfolg, die Chance für den endgültigen Bruch mit der unheilvollen deutschen Tradition ist so groß wie nie. Man muß nicht gleich die Lichterkettenmehrheit zitieren. Die Erfolgsgeschichte der westdeutschen Demokratie hat einen erstaunlich stabilen Konsens und vor allem auch eine demokratische Elite geschaffen. Es war nicht eine fremdenfeindliche Mehrheit, die die rechten Pogrome nährte. Wohl aber hat das öffentliche Vakuum einer geschwächten Zivilcourage den Rechten Raum gegeben. Das trifft uns alle. Und selbstkritisch sollten wir einsehen, daß die Linke zwar immer in der Lage ist, eine antifaschistische Kampfdemonstration zu organisieren. Zur Zivilcourage jedoch ist sie nicht besser prädestiniert als andere. Es geht nicht darum, Todesmut gegen Messer und Baseball-Schläger zu zeigen. Zivilcourage heißt Mut, als erster einzugreifen. Dazu gehört allerdings eine Voraussetzung: Die civitas, in deren Namen eingegriffen wird, muß einigermaßen vorstellbar und verläßlich sein. Wer interveniert, muß sich wenigstens vorstellen können, daß andere mitziehen. Der Linke, der aufgrund seines richtigen Bewußtseins und als der bessere Mensch einschreitet, ist darum keine sehr beruhigende Vorstellung. Der Schutz der Minderheiten wäre sicherer, wenn es als Schande für die Deutschen begriffen würde, daß Ausländer auf der Straße gejagt werden. Das setzt aber eine Identifikation mit der eigenen Nation voraus.

Die moralische Verdammung des »Nationalen« in der linken Öffentlichkeit folgt der inneren Logik ihres Zerfalls. Der Begriff der politischen Verantwortung wird nicht mehr ernsthaft erörtert. Er kann es auch nicht, wenn der Anspruch, auf der Höhe der Zeit zu sein, in einer Beliebigkeit von Ungleichzeitigkeiten untergeht.

Warum tut sich die Linke so schwer, das zu begreifen, worunter sie schließlich selbst auch leidet? Die Zählebigkeit der Gesinnungsdebatten und ihre offenkundigen Aporien deuten auf das schmerzvolle Ende einer

Tradition hin. Die Realität des vereinten Deutschland hat die Linken, die Intellektuellen gewissermaßen zu Immigranten im eigenen Land gemacht. Solange noch die alte Bundesrepublik existierte, konnten sie in ihr mit einem großen inneren Vorbehalt leben. Ihr Herkunftsland war eigentlich das bessere, das andere Deutschland. Das Land, das vom Antifaschismus, von den Emigranten gegründet wurde und zwischen der geteilten deutschen Nation fortexistierte. Dieses Reich der inneren Negation ist untergegangen – nicht weil sich das vereinte Deutschland nach rechts bewegt, sondern weil das bedrohte, schwierige neue Gemeinwesen den ganzen Menschen fordert. Die Zivilgesellschaft ist keine Idee der zukünftigen Gesellschaft mehr, sondern das Gebot der Stunde.

4. Das zerbrochene Gehäuse Utopie

Zu den festen Überzeugungen jedes kritischen Deutschen gehört es, daß jetzt die uralten Großmachtgelüste im Volkskörper wieder ans Tageslicht drängen. Das Ausland wird von einem anderen Phänomen beunruhigt. Es ist der ständige Klageton im vereinten Deutschland. Da kann man der beliebten Instanz »kritisches Ausland« (T. Garton Ash) nur recht geben: Das narzißtische Leiden an neuen Widersprüchen verrät ein bedenklich unreifes Bedürfnis nach Identität. Identitätsverlust ist für alle, die die neue Realität aus Verlustängsten entziffern, ein Axiom.

Immerhin gibt es eine kleine und ausnahmsweise nicht geschützte Minderheit, die im allgemeinen Krisenchor nicht mitsingt. Es ist eine durchaus identifizierbare Gruppe am historischen Ort, an den Schnittpunkten der deutschen Spaltung nämlich, dem diffusen Niemandsland des Neuen. Hier trifft man etwas, das heutzutage eher rar geworden ist: gute Laune, aufgeräumte Stimmung, bissigen Skeptizismus, Neugier, Beobachtungslust und die Fähigkeit zu erzählen. Diese Gruppe wird mit einer Namenskreuzung aus zwei Verballhornungen bedacht: die Wossies.

Es sind Karriereabbrecher, Eheflüchtlinge, Leihbeamte, Pensionäre, Studienabgänger. In der Mehrheit sind es aber Vierzigjährige. Sie haben den Neuanfang gesucht, ohne Selbstverwirklichung zu beanspruchen. Als Idealisten der inneren Einheit verstehen sie sich schon gar nicht. Ihre Motive sind oft schwankend. Nach zwei oder drei Jahren in Magdeburg, Dresden, Leipzig, Potsdam leben sie immer noch in improvisierten Situationen, in Pensionen, Stasi-Gästehäusern, Wohngemeinschaften. Ihre historische Leistung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden – wenngleich die Öffentlichkeit sie bis heute praktisch nicht zur Kenntnis genommen hat. Sie haben in kürzester Zeit die Infrastruktur der moder-

nen Zivilisation geschaffen. Der Aufbau einer kommunalen Selbstverwaltung, die Einführung einer demokratischen Verwaltung – wenn überhaupt etwas die real existierende sozialistische Gesellschaft revolutioniert, dann diese Praxis. Sie sind die wahren Helden der Zivilgesellschaft. Dafür haben sie sich keine Freundschaften eingehandelt, sondern Verdächtigungen, Anfeindungen von Ostdeutschen und Westdeutschen. Sie werden selten zum Abendessen eingeladen, sind schwer einschätzbare Außenseiter für die Einheimischen geblieben. Ihre Beziehungen zu den westdeutschen Freunden haben sich gelockert.

Man täte ihnen Unrecht, sie als Avantgarde einer neuen Zeit zu bezeichnen. Sie haben keine gemeinsame Stimme, schon gar kein Programm. Als vorübergehende Erscheinungen agieren sie auf der Höhe der Zeit. An ihnen läßt sich die Ungleichzeitigkeit der westdeutschen Zeit und ihrer Bedrohungsszenarien ablesen. Zur Ironie ihrer Existenz gehört, daß sie gerade von Spät-68ern hören müssen, sie seien in den Osten gegangen, um ihre 68er-Träume zu verwirklichen. Aber diejenigen, die ihnen das nachsagen, beschwören das Bedrohungsszenarium des Jetzt-geht-es-den-68ern-an-den-Kragen.

Dieser Klageruf wird schon als politische Realität behandelt. Im Grunde geht es um ein Syndrom, das man in drei Formeln zusammenfassen kann: der Angriff auf die 68er-Kultur, die Vereinigung als verpaßte Chance und der Verlust der Utopie. Die Kritik der Mehrheit der Intellektuellen kreist in dem Feld dieser drei Axiome. Der Realitätsgehalt dieser Überzeugungen soll kurz gestreift werden.

Auch hier wieder wird eine konservative Kritik zum Orakelspruch der Realität erhoben. Natürlich gibt es genug Zitate von rechten Politikern und Zeitungen, die den Wertezerfall, die Krise der Erziehung angesichts rechter Pogrome den 68ern in die Schuhe schieben. Selbstverständlich ist nicht zu übersehen, daß die Gefährdung des Gemeinwohls und der Egoismus der sozialen Besitzstandswahrung einer linken Ethik der Selbstverwirklichung vorgeworfen wird. Aber die Ironie dieser Vorwurfsdiskussionen entgeht offenbar allen Beteiligten. Auch die Konservativen neigen dazu, angesichts immer noch unbegriffener Veränderungen und einer ebenso ungreifbaren Zukunft die ideologischen Schlachten der Vergangenheit zu schlagen. Die Angstmotive sind identisch: Die Zumutungen der neuen Realität werden erträglich, wenn man wenigstens den alten ideologischen Gegner dafür verantwortlich machen kann.

Wenn man nicht nur den personalpolitischen Kleinkrieg im öffentlichen Rundfunk im Auge hat, dann ist die These vom Generalangriff gegen '68 einigermaßen absurd. Es gibt ja den politischen Zusammenhang der 68er gar nicht mehr, sondern höchstens einen Erfahrungszusammenhang. Zum anderen kann an der historischen Leistung der 68er

bei der Demokratisierung der alten Bundesrepublik gar kein Zweifel bestehen. Das ist eine geschichtliche Tatsache, die durch die konservativen Vorwürfe eher bestätigt als gefährdet wird.

Anders ist es mit dem Anspruch auf eine besondere historische Legitimation, mit der sich die 68er gleichsam für alle Zeiten gesalbt haben. Dieser Anspruch betrifft die beiden anderen Axiome, das der Vereinigung als verpaßter Chance und das vom Verlust der Utopie. Daß es keine wirkliche Vereinigungspolitik gab und schon gar keine Idee der Vereinigung; daß die Vereinigung den Juristen, Verwaltungsbeamten und der Machterhaltungspolitik der gesellschaftlichen Verbände, den Parteien, Gewerkschaften, Lobbies überlassen wurde, ist uferlos und, glaube ich, auch ausreichend beschrieben worden. Was immer noch unzureichend bleibt, ist die Selbstkritik und ein realistischer Blick auf die historische Dialektik, die mit der Vereinigung begonnen hat.

Die Linke hat die Vereinigung verpaßt. Sie war nicht vor Ort, als in der zerfallenden DDR die Macht buchstäblich auf der Straße lag, die Verfassungspatrioten waren nicht präsent, als die Verfassungsdebatte für vier Wochen eine praktische Perspektive hatte. Sie verspielte die Zeit, in der es darauf ankam. Die Wiederkehr der Geschichte demonstrierte mit unnachsichtiger Härte, daß die Gestaltungskraft der Linken gegen Null ging, während ihre Kraft zur Besitzstandswahrung unerwartet hoch war.

Welche Alternativen brachte sie denn überhaupt, wenn nicht ins Spiel, dann wenigstens in die Debatte? Die Verschleppung des Vereinigungsprozesses zu einem Zeitpunkt, wo es galt, sich der Gunst der Stunde zu bemächtigen. Eine gesellschaftspolitische Idee, die den Vereinigungsprozeß hätte inspirieren können, gab es nicht. Die Gegenvorstellungen entstammten dem Schrebergarten des alternativen Lebens und der sozialstaatlichen Vision einer Daseinsverwaltung. So wurde denn der ehemalige DDR-Bürger von Anfang an nur als Opfer gesehen und nie als Subjekt, mit dessen Ausgangssituation man sich verbünden könnte. Eine wirkliche Alternative zum Vereinigungsmanagement hätte etwas vorausgesetzt, was noch heute von der Linken abgelehnt oder verabscheut wird: eine gesellschaftliche Bewegung für die Vereinigung. Also etwas, was in Richtung des »Nationalen« gehen würde. Aber schon die nicht eben lang andauernde Hochstimmung nach dem Mauerfall wird ja noch immer als bedenkliche nationale Euphorie beschrieben. Die andere Voraussetzung wäre gewesen: die politische Identifikation mit den Dissidenten und den Demokratiebewegungen in der DDR und das wirksame Engagement gegen die Repression im real existierenden Sozialismus. Aber die westdeutsche Linke akzeptiert auch jetzt noch nicht die Kritik der DDR-Bürgerrechtler an ihrer Status-quo-Ideologie.

Folgerichtig ist bis heute nicht die ganze Tiefendimension der Gesellschaftsumwälzung in der ehemaligen DDR wahrgenommen worden. Die Linke behandelt die gegenwärtige Geschichte, als hätte stattgefunden, was sie 1990 so vehement ablehnte: der bloße Beitritt oder Anschluß der DDR. Aber selbst die Vertragsgarantie der Herstellung gleicher Lebensverhältnisse hat Ostdeutschland nicht nur einem stürmischen Modernisierungsprozeß unterworfen, mit allen brutalen Entfremdungserfahrungen; sie hat auch einen Verwandlungsprozeß in Gang gesetzt, der von Ost nach West verläuft. Durch das Ineinanderschieben der westdeutschen und ostdeutschen Gesellschaft vollzieht sich in Deutschland deutlich schneller jener innereuropäische Vorgang der Verwandlung der Blocktrennung in eine Ost-West-Spaltung.

Die Klage über den Verlust der Utopie hält sich gewöhnlich nicht bei der Frage auf, welche Utopien denn verlorengegangen seien. Der Linken zu unterstellen, sie hätte utopische Vorstellungen mit der DDR verbunden, wäre ungerecht. Schon das spärliche Interesse an den inneren gesellschaftlichen Verhältnissen dieses Staates widerlegt diesen Vorwurf. Aber die Phantomschmerzen nach dem Zusammenfall des sozialistischen Systems nähren natürlich derlei Unterstellungen und berechtigen zu der Frage, was denn verlorengegangen sei. Auf jeden Fall funktionierte die DDR als ein höchst nützlicher Bezugspunkt und politischer Spiegel. Sie war die machtgeschützte Option auf das Experiment mit der Gesellschaft, das unbewegliche Sediment der Vorstellung von einer anderen Gesellschaftsordnung. Der Etatismus der Linken hatte immerhin die Staatlichkeit der Daseinsverwaltung in der DDR als virtuelles Argument, wenn's um die endgültige Lösung gesellschaftlicher Konflikte ging.

Es muß auch gesehen werden, daß der Utopiebegriff in einer eigentümlichen Schieflage zu den Prinzipien von Gleichheit und Freiheit stand. Nicht nur in ihrer streng sozialistischen Observanz neigte die bundesrepublikanische Linke dazu, das Prinzip der Freiheit gesellschaftspolitisch zu interpretieren. Freiheit galt als ein Zustand, der sich im Grunde erst bei sozialer Gleichheit wirklich entfalten kann. Diese meist unausgesprochene Relativierung des Freiheitsbegriffs entspringt sicherlich der anti-antikommunistischen Prägung der Linken. Er entstammt einer Zeit, in der die Freiheit ein Kampfbegriff gegen die kommunistische Unfreiheit war.

Aber es ist schon merkwürdig, daß diese Herkunftsprägung sich als so zählebig erwies. In ihrer Identifikation mit der Friedensbewegung in den achtziger Jahren akzeptierte die Linke einen Friedensbegriff in Unfreiheit, die Idee eines undemokratischen Friedens. Gegenüber der Kritik der osteuropäischen Bürgerrechtsbewegungen blieb sie bis heute überaus hartleibig.

Damit sind wir auf die Realgeschichte der Linken verwiesen. Die Geschichte der Emanzipation, der Selbstbefreiung und der Befreiung der Minderheiten, die mit '68 begann, nahm zu Beginn der achtziger Jahre eine klammheimliche Wende. Sie wurde zur Erfolgsgeschichte. Die rebellierenden Minderheiten und die Rebellion im Namen der Minderheit veränderten die staatlichen Institutionen, das Verwaltungshandeln, beeinflußten die Gesetzgebung. Aus der Emanzipation wurde institutionalisierte Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum, wurde der Kampf um die Quote und die Partizipation. Die Utopie verwandelte sich in die alternative Welt, die an unzähligen Stellen um die »Staatsknete«, um die staatliche Förderung kämpfte, und zwar durchaus mit der rebellischen Rhetorik von '68. Der Streit für die Partikularinteressen, für die Rechte der Betroffenen konnte mit aller Radikalität, mit aller Unversöhnlichkeit im allgemeinen geführt werden, da man sicher war, daß das sozialstaatliche Allgemeine sich ohnehin gewissermaßen hinter dem Rücken der Beteiligten, durchsetzen würde. Es gab einen Egoismus im Namen des wahren Ganzen, der sozialen Gleichheit. Die Sorge um das Gemeinwohl konnte unbesehen der konservativen Rhetorik überlassen werden. Diese Situation hat sich nun unzweifelhaft geändert.

Diese Erfolgsgeschichte ist kein Grund für nachträgliche Vorwürfe und Moralpredigten. Die konservative Kritik am Egoismus der Selbstverwirklichung ist selbst nur ein Nachkarten. Schließlich hat das Eindringen der Ungleichen, der Minderheiten in die gesellschaftlichen Verteilungsmechanismen erfolgreich zur Demokratisierung gesellschaftlicher Eliten beigetragen. Aber immerhin sollten der Erfolg und seine historischen Bedingungen anerkannt werden. Auch die Linke profitierte vom Luxusjahrzehnt auf der Sonnenseite der Ost-West-Spaltung. Aber sie verhielt sich so, als hätte sie ein natürliches Anrecht darauf, als wäre das historische Recht auf ihrer Seite, wenn sie den Freiheitsruf aus dem Dunkel der anderen Seite geflissentlich überhörte. Eine Konsequenz dieser Erfolgsgeschichte ist jedenfalls, daß die Utopie schon vor 1989 verlorenging. Thomas Schmid hat hellsichtig beschrieben, daß in den Utopien von '68 schon die Logik des »Immer mehr« steckt, eine Durchsetzungslogik, die selbstverständlich über ihre sozialstaatlichen Begründungen verfügte.

So kann es im Grunde nicht mehr überraschen, daß 1989 der Spruch »Nichts wird mehr so sein, wie es war« bei der Linken kaum ein enthusiastisches Echo fand. Sie hatte weitaus mehr als den Traum von einer besseren Welt zu verlieren – nämlich eine, gemessen an den neuen europäischen Verhältnissen, ziemlich angenehme reale Welt. Die Abwehr der Veränderung, die den intellektuellen Debatten in diesen Jahren eine hysterische Note verleiht, verdeckt nur schlecht den tiefen historischen Bruch. In der ganzen Geschichte der Bundesrepublik beanspruchten die

Intellektuellen eine historische Sonderlegitimation. Sie waren – im Unterschied zu den Intellektuellen anderer Länder – gewissermaßen in einer geschichtlichen Dauermission unterwegs. Sie bekämpften nicht nur die Restauration, den deutschen Rückfall. Es war zugleich ihre raison d'être. Die zweite Legitimation der deutschen Intellektuellen war die Veränderung. Die real existierenden Verhältnisse wurden als transitorischer Ort für die notwendige gesellschaftliche Veränderung begriffen. Ohne diese Veränderung würde überdies – letztlich – die Restauration siegen. Da nimmt es nicht wunder, daß die Fliehkräfte des intellektuellen Streits das übliche Spannungsverhältnis zwischen Geist und Macht schnell verschoben, hin zu einem Kampf zwischen Fortschritt und Restauration. Dieser besonderen, historischen Verantwortung entsprang auch ein besonderes Verhältnis zur Politik. Der Intellektuelle war verpflichtet, in die Politik zu intervenieren. Er stand nicht in einer gegensätzlichen Spannung zur Politik, sondern vertrat ihr eigentliches Credo.

Die historische Legitimation der Linken ist im Laufe der Zeit habituell geworden. Der Linke »hat nicht nur recht«, notiert Martin Walser spöttisch, »sondern er ist auch der bessere Mensch«. Die Debatten verwandelten sich in Heerschauen und Kräftemessen. Die notorische Unfruchtbarkeit der Debatten wurde nicht so schwer genommen. Schließlich standen bedeutendere Dinge auf dem Spiel. Die letzte Debatte dieser Art war der Historikerstreit. Das Kräftemessen, das Jens Reich noch zu DDR-Zeiten in einer Außensicht ironisch beschreibt: »Zusammen wirken sie [die streitenden Historiker] so homogen wie eine zerstrittene deutsche Professorenversammlung bei einem Sommerkongreß auf irgendeiner südöstlichen Mittelmeerinsel«, diese Debatte hat nicht einen Deut zur Klärung der engeren intellektuellen Fragestellung, nämlich der Bewertung des historischen Zusammenhangs zwischen Stalinismus und Nationalsozialismus, beigetragen. Aber sie hat den moralischen Kanon abgesichert.

Diese historischen Grundoptionen der deutschen Intellektuellen schufen einen Code. Das bessere, andere Deutschland der Intellektuellen lag immer nur zum Teil auf dem realen Terrain der Bundesrepublik, zum anderen Teil grenzte es an das Niemandsland der Utopie. Mit den Verhältnissen – dem »Bestehenden« – konnte man sich nur identifizieren, insofern sie letzten Endes überwunden werden mußten. Man lebte in diesem Land unter einem gesellschaftspolitischen Vorbehalt. Eine historische Immunität, die durchaus bequem war. Sie endete in einer saturierten Exzentrizität. Angesichts dieser großen historischen Mission wurden in jeder konservativen These nicht so sehr Argumente gesehen, sondern die Zeichen einer Tendenz ermittelt. Als geheime Partei der Veränderung waren die Intellektuellen gewissermaßen zur radikalen Kritik verpflich-

tet. Logischerweise waren sie unter dieser Legitimation auch notorisch die Minderheit, ungeachtet ihrer beherrschenden Bedeutung für die öffentliche Sprache.

Selbstredend hat die konservative Kritik immer wieder gegen diesen Zustand polemisiert. Sie übernahm dabei nur zu gerne den Klageton einer Minderheit, den die Linke so erfolgreich anstimmte. Aber daß diese Polemik keineswegs als Projektion konservativer Ressentiments abgetan werden kann, zeigt die schnelle historische Wende, die die westdeutschen Intellektuellen nach 1989 vollzogen. Diese Wende ist ebenso dramatisch wie der Zusammenbruch des Zukunftskäfigs der DDR-Intelligenz. Sie fiel nur nicht auf. Der Kampf gegen die restaurativen Tendenzen der Bundesrepublik wurde bis in das Jahr 1989 ungebrochen fortgesetzt. Aber mit der Vereinigung wendete sich die Sprache, und plötzlich blickte man auf eine ebenso ungebrochene Tradition der Demokratisierung derselben Bundesrepublik zurück. Alles, was in den vorhergehenden Jahrzehnten der politischen Kritik verfiel – die formale Demokratie, die repräsentative Demokratie, die Orientierung an Amerika, die Westbindung –, war nun Gegenstand einer ebenso ausschließlichen Apologie. Im Moment ihres historischen Verschwindens erkannte die Linke ihre alte Bundesrepublik im vergoldenden Abendsonnenschein. Man muß nur die Essays bei der Hauptstadtdebatte – die tatsächlich die einzige inhaltliche Debatte über die Vereinigung war – noch einmal nachlesen: ein einziges Textbuch der verspäteten Identifikation der Linken mit der Bundesrepublik.

Jürgen Habermas hat recht, wenn er die Westbindung als den entscheidenden »Bruch mit den deutschen intellektuellen Traditionen« bezeichnet. Nur: das sind Urteile post festum, Bilanzierungen, die nur Sinn machen, wenn man akzeptiert, daß in einer neuen Zeit unter veränderten Bedingungen gelebt wird. Geschieht das nicht, dann wird aus der demokratischen Tradition ein Kostümfundus.

Warum fällt es so schwer, sich diese Veränderung bewußt zu machen? Warum ist die Weigerung so hartnäckig, auf den Boden der eigenen Unsicherheit zu blicken, auf dem man sich ja bewegt? Jens Reich hat die Situation der DDR-Intellektuellen in der Metapher vom »geborstenen Gehäuse« zusammengefaßt. Der DDR-Bürger hat den Schock der Veränderung der Nachkriegsverhältnisse als kollektives Schicksal erfahren. Seine Klage darüber ist gewissermaßen die letzte Verpuppung der alten sozialistischen Gleichheit. Niemand in Ostdeutschland kann sich darüber hinwegtäuschen, daß man in einer historischen Anfangssituation lebt – eine Erfahrung, die in Westdeutschland noch immer als rechte Ideologie verteufelt wird. Das westdeutsche Gehäuse jedoch zerfällt nur langsam, widerspruchsvoll und keineswegs gleichzeitig. Die Veränderung

wird daher in der Pluralität bedrohter Gewißheiten erfahren. Die Versuche, die alte Normalität abzusichern, werden immer wieder von Nachbeben überrascht.

So kommt zu der Kränkung, sich im Moment des historischen Zeitenwechsels auf der Seite des Bestehenden wiederzufinden, eine zweite Kränkung hinzu: Die intellektuellen Verhaltensweisen hängen ziemlich platt von der geographischen Ost-West-Lage in Deutschland ab. Mögen die Ostdeutschen noch in den Trümmern ihres geborstenen Gehäuses herumstöbern und durch das gemeinsame Klagen vergebens versuchen, sich ihren westdeutschen Mitbürgern verständlich zu machen – sie verfügen über einen wohl von ihnen selbst noch nicht richtig erkannten Vorteil: die Erfahrung der Zertrümmerung des Gewohnten, die Anfangssituation. Dieser Erfahrung kann man sich nur bemächtigen, wenn man darauf verzichtet, im Chor zu denken und zu reden. Orientierung in der Geschichte ist nur auf einem individuellen Weg zu gewinnen. Die ostdeutschen Intellektuellen, die sich aus dem kollektiven Klagechor des Ostens weggestohlen haben, betrachten die westdeutschen Debatten aus einer nüchternen und zumeist ironischen Distanz.

Die Ignoranz ist schon bemerkenswert, wie im westdeutschen Glaubenskrieg zwischen Links und Rechts und der ganzen Entlarverei von Verrätern überhaupt nicht wahrgenommen wird, daß ostdeutsche Intellektuelle entweder überhaupt nicht mitmachen oder mehr und mehr den heiligen westdeutschen Konsens brüskieren. Im Gegenteil: die Auseinandersetzung mit den Erfahrungen der zweiten Diktatur auf deutschem Boden ist nach wie vor ein ausschließlich ostdeutsches Thema, als wäre für die Westdeutschen *eine* Vergangenheitsbewältigung genug. Die Westdeutschen neigen dazu, in dieser Auseinandersetzung die mehr oder weniger verständliche Reaktion von Betroffenen zu sehen, denen man dennoch leise die heilende Wirkung eines Schlußstrichs anempfehlen sollte. Es wird entweder nicht wahrgenommen oder rüde abgewehrt, daß die Aufarbeitung der Stasi-Gesellschaft eine neue intellektuelle Moral gezeitigt hat, die mit der linken Kultur Westdeutschlands immer mehr ins Gericht geht.

Nicht das Ex oriente lux soll hier beschworen werden. Es leuchtete 1989 auf, ganz verglommen ist es bis heute nicht. Aber soviel läßt sich prognostizieren: Von Osten her entwickeln sich neue Regeln der intellektuellen Auseinandersetzung. Hier stehen Orientierung, Beobachtung, Revision der eigenen Begriffe im Vordergrund. Der Links-Rechts-Schematismus wird nur noch als Last empfunden bei dem Versuch, die Wirklichkeit zu beschreiben. Der Intellektuelle ist auch nicht mehr der Hoffnungsträger eines besseren Deutschland, sondern jemand, der sich wie alle anderen mit den Schwierigkeiten des so unbekannten vereinten

Landes herumschlägt. Mit anderen Worten: er ist nur noch Intellektueller, also jemand, der sich durch den eigenständigen Gebrauch seiner Kunstfertigkeit beweist, dessen Bedeutung davon abhängt, wie erfolgreich er die Fähigkeit zur Distanz und zur Begriffsarbeit auf dem Boden unsicherer Verhältnisse zu nutzen weiß. Der destruktive Charakter, den Walter Benjamin beschrieb, räumt ja nicht das weg, was nicht in sein Weltbild paßt. Sondern seine Destruktion, sein Platz-Schaffen richtet sich gegen alles, was seinen Bewegungsdrang und seine Sicht verstellt. Vor allem die eigenen Gewißheiten.

DAIDALOS

Architektur Kunst Kultur

Heft 51 vom 15. März 1994:

In Farbe

Baufarbe hat Konjunktur.
Aber hat sie auch
ein theoretisches Fundament?

Farb-Bekenntnisse zeitgenössischer Architekten
Farbskalen und Paletten der Moderne
Nächte in Technicolor
Die Grammatik der Ornamente
Be- und Verkleidung, Schmuck und Architektur
Polychromie im 19. Jahrhundert
Die Farben Roms
Die wohlfeilsten und dauerhaftesten Farben
Große Erwartungen der Wahrnehmungspsychologie
Camouflage als Kriegslist
Der unheimlich erfolgreiche Farbplaner
Farb-Regionen – couleurs trouvées
Farb-Biographien

Die Themen der nächsten Hefte:
Daidalos 52: Das Neue
Daidalos 53: Schatzhäuser
Daidalos 54: Architektur der Migrationen

DAIDALOS: Etwa 150 Seiten pro Ausgabe.
Alle Texte in Deutsch und Englisch.
Etwa 150, häufig farbige Abbildungen. Format 245 x 297 mm.
DAIDALOS im Jahresabonnement (4 Ausgaben) 170 DM,
Sonderpreis für Studenten 130 DM einschließlich Versandkosten.
Einzelheft 49 DM.
Für Leseproben, Einzelhefte, Liste der lieferbaren Titel und Abos:
Leserservice Bertelsmann Verlag, Carl-Bertelsmann-Straße 270,
Postfach 120, D-33311 Gütersloh, Tel: (0 52 41) 80-2165, Fax: (0 42 41) 7 30 55
Redaktion: Schlüterstraße 42, 10707 Berlin, Tel: (0 30) 88 41 06-34/35, Fax: (0 30) 8 83 51 67

Eva Demski
Plädoyer für die Mittelmäßigkeit

Es wird erzählt: Als George Orwell sich durch sämtliche Varianten linker Ideologien hindurchgeturnt, sich durchaus auch einen Blick auf die Wirklichkeit gegönnt und gefährlich gelebt hatte, soll er, reif und skeptisch geworden, gemeint haben, er werde sich nunmehr nur noch damit beschäftigen, ein halbwegs anständiger Mensch zu sein, das sei gerade schwer genug. Die Welt war ungerührt und ein Schreckensort, der sich partout nicht retten lassen wollte. Er hatte sich durch viele Feuer, durch die Verführungen des Pathos und die Wonnen der Rechthaberei, die Labyrinthe der Heilsgewißheit und der damit verbundenen notwendigen Gegnerverachtung gearbeitet, um am Ende beim einzigen anzukommen, das als Forderung nicht begründet zu werden braucht: einer ziemlich stillen Version des kategorischen Imperativs. Vielleicht wird diese graue kleine Geschichte später noch hilfreich sein, wenn wir uns selbst von der linken Bande über Eck an die rechte gespielt haben und wieder retour. Einige Feststellungen hierzu sind fest genug gestellt, es ist zu befürchten, daß sie die Nachfolger der zerbröselten ehernen Gewißheiten werden – Vorsicht ist geboten. Jeder Stein muß umgedreht werden dürfen, damit man sehen kann, was unter ihm wimmelt. Feststellungen: Links und rechts gibt es nicht mehr. Der linke Weg ist verschüttet, deshalb gerät der Wanderer notwendig auf den rechten Weg. Ein Weg, möglichst ein asphaltierter, muß aber für die Gedanken da sein, der Dschungel ist nach wie vor verboten. Weitergehen ist Pflicht, und weil Umdrehen nicht erlaubt ist, bleiben erst einmal viele stehen. Noch immer wird das alte Märchen geglaubt: Wer sich umdreht, erstarrt zur Salzsäule, wer sich umdreht, muß zurück ins Totenreich. Unser Kopf ist rund gemacht, damit das Denken die Richtung ändern kann, sagt Francis Picabia. Dieser Satz hätte hierzulande nicht erfunden werden können, wäre verpönt worden, von links und von rechts. Vorwärts und nicht vergessen / worin unsre Stärke besteht / Beim Hungern und beim Essen / Vorwärts und nicht vergessen / Die So-li-da-ri-tät. Abgesehen davon, daß weder beim Hungern noch beim Essen die Solidarität irgendeinen Nutzen hat – es ist

doch schön gewesen. Wie weh tut der Abschied! Wie haltbar sind die alten Träume, wenn man sich nicht bewegt. Nur still gehalten, sonst zerplatzen sie. Die Aussagen der linken Partei zur Wahl in diesem Jahr, zu all den vielen Wahlen, die bestanden werden wollen und zu denen die Linken, wir, doch hingehen werden, damit die Rechten eingedämmt bleiben, dieses Programm also zeugt von großer Stillhaltefähigkeit und intakt gebliebenen Träumen: Raus aus der Nato. Weg mit der Bundeswehr. Freigabe für Shit. Auf die Einheitsrente ist diesmal verzichtet worden.

Was ist rechts? Was ist links? Die Linke bewegt sich nicht, und die Rechte marschiert. Die Linke will sich bewegen und betrachtet sich in jedem verfügbaren Spiegel, ob sie sich denn noch gleicht. Vor lauter Angst vor dem Altern und den Veränderungen, die das mit sich bringt, ist sie wie gelähmt. Wieso schämen sich eigentlich gestandene Fünfzigjährige nicht, wenn sie sich selber als »Enkel« bezeichnen? (Der Großvater will Enkel sein.) Wieso bricht niemand in Gelächter aus, wenn er oder sie im Jahre 1994 als Achtundsechziger bezeichnet wird, als sei das ein Beruf? Nicht genug damit, im Grunde kann jedes im Alter passende Lebewesen diese Erwähltheit für sich reklamieren, sind doch die Taten, wenn es sie gab, längst hinter dicken Legendenwolken verschwunden.

Tatsache bleibt, daß wir uns die längste Jugendzeit verschafft haben, die es je gab. Und sie soll nicht enden, sie soll noch immer nicht enden.

Die Rechten damals – das waren ja gerade die Erwachsenen gewesen, und Schuld war eine Begleiterscheinung des Erwachsenseins. Die Linken haben angeklagt, sie waren jung. Sie wußten auch über weit entfernte Notwendigkeiten Bescheid. Sie empfahlen anderen Verhaltensweisen und Gesetze, unter denen zu leben sie nicht gezwungen waren. Die Rechten hatten Unterschiede zwischen Menschen nicht nur wahrgenommen, sondern bewertet. Die Linken wollten die Unterschiede einebnen. Zu diesem Zweck ist ein kompliziertes System gesellschaftlicher Erziehung erdacht worden, das seinen Zweck nicht erfüllt hat. Das hat sich indessen herumgesprochen, mehr noch, man kann es allenthalben spüren. Es konnte eine Barbarei überleben und sich formieren, für die sich niemand verantwortlich fühlt und die etwas blind Wachsendes hat – wie eine nicht eingrenzbare Krankheit.

Etwas, das man für verzichtbar gehalten hatte, ist tatsächlich in weiten Bereichen verschwunden und fehlt jetzt mehr, als man sich vorgestellt hatte. Jene bürgerlichen Tugenden und Spiele, die von Linken in schnarrendem Ton für überflüssig erklärt worden waren, sind – auch die Rechten waren nicht ihre Hüter, die schon gar nicht – einfach weg und hinterließen eine wehe Stelle wie ein gezogener Zahn. Alle, die der Wahrheit teilhaftig zu sein glaubten, blickten entweder an sich selbst herab und

stellten immer wieder die Frage nach dem eigenen Befinden, oder sie lenkten ihre Aufmerksamkeit sehr weit weg, weit hinter ihren Horizont, und gaben Einschätzungen und Forderungen zum besten. Zwischen diesen Topoi tat sich viel Platz für unerwünschte Gewächse auf, die man zunächst nicht wahrnahm, da das Gesichtsfeld nur zwischen sehr eng und unendlich wechselte und so das Nahe hochmütig übersehen wurde. Die Humanität ging dabei lautlos zugrunde. Sie ist aber gefragt, weil es ohne sie, ohne die dünnen Schichten der Kultur, die immer wieder abplatzen und von Wenigen geduldig repariert werden, nicht geht. Oder, um es mit dem unvergleichlichen Max Goldt zu sagen: »Woher wissen die denn alles? Ich weiß noch nicht einmal genau, ob ich das, was ich genau weiß, überhaupt glauben kann. Immer weniger Menschen gönnen sich den Luxus, ihre Überzeugungen mal gemächlich wanken zu lassen. Keine Angst, man fällt nicht in ein Vakuum.« Noch wird diese unschuldige Erkenntnis mit demselben Schnarren diffamiert, mit dem Jahre zuvor die Wahrheiten verkündet und die Forderungskataloge aufgestellt worden waren.

Es ist nicht zu übersehen, daß ein Gefühl von Verschüchterung und Haltlosigkeit die Linke erfaßt hat, die nicht mehr weiß, was sie eigentlich noch ausmachen darf, da die gründlich und widerspruchslos ausgelegten Bibeln plötzlich zugeschlagen wurden, da die strengen Wissenden plötzlich mit der genau gleichen Strenge etwas ganz anderes wissen und über den abgelegten Irrtum schweigen, ja, es scheint gradezu, daß die Unbeirrtesten uns nun die Unbeirrtheit vorspielen und sie ganz anderen Erkenntnissen zuteil werden lassen. Die verstummten Linken wissen indessen, daß sie etwas behalten wollen: Daß es gerechter zugehen soll (aber auch freundlicher und sorgfältiger? Davon war nicht die Rede...); daß nicht mehr ausgebeutet und getötet werden soll (aber wie gebannt schaut man dem Bösen zu und sieht sich ganz außerstande, es kühl als Ergebnis des sozialen Koordinatensystems wegzuerklären); daß der Mensch lebenswerte Bedingungen haben möge (und weiß nicht mehr, wie die definiert werden könnten). Enthusiastisch rief, am Beginn des Fernsehens vor vielen Jahren, der Regisseur Fritz Umgelter aus: Rudolf, wenn wir so weitermachen, weiß in zwanzig Jahren jeder Arbeiter, wer Kleist ist. Rudolf war mein Vater und antwortete: Um Gotteswillen. Aber geglaubt hat er es.

Es könnte sein, daß links (benutzen wir noch für eine Zeit dieses weggeworfene Wort) bedeuten wird, weniger die Vorgehensweisen anderer, der Mandatsträger und Institutionen ebenso wie der Nachbarn und der fremden Völker, zu beurteilen und vermeintlich wegweisend tätig zu sein, als vielmehr die eigenen Haltungen und Fähigkeiten einer Prüfung auf Tauglichkeit zu unterziehen.

Tauglichkeit meine ich hinsichtlich der Zähmung und Auflösung der Rechten. Das, was wieder da ist, ist nicht nur in seinen groben Erscheinungsformen, in der hoffnungslosen und blinden Brutalität der meist jungen Protagonisten gefährlich, auch die elegante Spielform hat die ungestüme Eigenart, Metastasen zu bilden. Zu verführerisch ist, was da und dort zu lesen steht, und ebenso bewußtlos, wie sich besoffene Skins in eine prügelnde Gruppe werfen und sich mit ihr verbinden, reagieren junge »Privilegierte«, die noch nicht viel Selbstbewußtsein angesetzt haben und denen man gleichzeitig Erwähltsein und Gemeinschaft verspricht. Verblüffend ist, wie trunken vor erstaunter Freude aus ganz unterschiedlichen Ecken und von allen möglichen Dachböden die Begriffe heruntergeholt und neu arrangiert werden, zum Teil sind es Begriffe, die man auch in der linken Hand halten kann, ohne sich zu beschmutzen. Vielleicht wird das der Kampf der nächsten Zukunft: die Klärung der Definitionen und die Vorschläge, wie etwas in die Tat umzusetzen wäre. Denn es ist ja nicht so, daß nichts von dem mehr nützlich, ja, dringend notwendig wäre, was unter dem Wort »links« versammelt war. Von dem Wunsch, dem Gegner, was Unerbittlichkeit und Betoniertheit betrifft, möglichst ähnlich zu werden, aber muß man sich schleunigst verabschieden.

Ein Begriff, an dem sich links wie rechts falsch abarbeiten, ist zum Beispiel die »Elite«. Es war ziemlich blödsinnig, ihr mit Feindseligkeit zu begegnen – als hätte jeder Mensch auf der Welt die Fähigkeit, Opernsänger oder Atomphysiker zu werden, wenn man ihn nur ließe, und als ginge es darum, höher wachsenden Blumen die Köpfe abzuschneiden und an den kürzeren Halmen zu zerren. Das ganze Unglück ist doch, man kann's nicht oft genug sagen, der hilflose oder bösartige Umgang mit den Unterschieden. Deshalb wird das Gewicht erst einmal in die rechte Ecke rutschen: Aus den Unterschieden ziehen die Rechten das, woran es ihrer Klientel notorisch mangelt: das Ich-bin-jemand-Gefühl. Es gibt immer noch einen drunter. Die Chance der Linken, das Ich-bin-jemand aus eben diesem Ich heraus sich entwickeln zu lassen, ist furchtbar verspielt worden. Die Suche nach den Gleichartigkeiten, die alles überwölben und Gesetze sowie Organisation hinter sich herziehen, hat den Blick verdunkelt. Der zentralistische Schwachsinn hat zur Unbeweglichkeit, zur Lähmung und zur Lustlosigkeit geführt. Und eine gewisse Grundstimmung der Nörgeligkeit, die aus der Trauer um die entschwindenden Jugendreste hervorging, raubt dem Suchenden die Lust, es neu anzugehen und den Staat (der zwar verachtet, aber zur Befriedigung aller Bedürfnisse barsch gefordert wurde) eine Zeitlang zugunsten der Erforschung der eigenen Kräfte zu vergessen.

Ich höre schon aus der Tiefe der Vergangenheit die Flüche: Individua-

lismus! Pfui! Anarchie! Apage, Satanas! Es hat mir aber noch nie jemand erklären können, wie man das Böse zähmen soll, ohne das Schöne in die Welt zu setzen. Auf welche Weise das geschehen kann? Wir werden von vielem Abschied nehmen müssen. Das geht nicht auf einmal, aber ein Anfang muß gemacht werden. Abschied von Polarisierungen zum Beispiel: Muß unbedingt der Computer gegen die Bücher ausgespielt werden, der Kindergarten gegen die pompöse Verdi-Inszenierung, die Schloßsanierung gegen den Kanalanschluß, die Arbeitsplätze – ein unerreichter Königsweg der Zerschmetterargumentation – gegen den Rest, gegen alles, alles andere? Oder hieße Links-sein nicht, mit der fröhlichen Erbarmungslosigkeit von kleinen Kindern fragen zu lernen: Brauche ich das? Brauchst du das? Was ist wem wieviel wert?

Die Frankfurter Frühjahrsmesse beispielsweise gilt allen Ernstes als Konjunkturbarometer, das wird sie wohl auch sein, deswegen hat der Kanzler selbst sie in diesem Jahr eröffnet. Ob er sich mal angeguckt hat, was da als Konjunkturbarometer gilt? Stellt es tatsächlich die Summe der Volkswohlfahrt dar, dieses Szenario aus güldenen Kerzenkränzchen und buntgläsernen Tafelaufsätzen, aus getriebenen Ostereiern und handgepunzten Messerbänkchen? Könnte es nicht eine Linke geben, die vormacht, daß die Entdeckung der Langsamkeit, die Muße, die sozialverträgliche Faulheit und die daraus hervorkeimende Phantasie ein anderes, sinnlicheres Ziel wären als die erbitterte Anhäufung von Mickymaustelefonen, Sonnenbänken und ultimativer Elektronik? (Wohlgemerkt: Nicht die Existenzberechtigung der letztgenannten Dinge soll in Frage gestellt werden, so wenig wie dreimal im Jahr Katalogurlaub, Fitneß-Maschinen und vollautomatische Brotmesser; es soll nur die Frage: Was ist es mir wert? Was ist es dir wert? dazukommen dürfen.

Eigentlich kenne ich keine fröhlichen, barocken und einfallsreichen, vor Lebensfreude vibrierenden Rechten. Leider auch nicht gar so viele Linke. Aber mit der Installierung vorgenannter Eigenschaften wären letztlich die in nächster Nähe keimenden kleinen Kriege zu verhindern. Es hat keinen Sinn, beleidigt zu sein, weil die Welt geht, wie sie will, und die Dingfestmachung der Schuldigen wegen ihrer blutigen Kapriolen nicht immer gelungen ist. Natürlich ist es eine Frage des Naturells, ob man sich wundert, daß alles doch irgendwie und manchmal auch ganz schön weitergeht, oder ob man weiterhin vor allem das Unglück, das man nicht auszustehen und zu erleben braucht, in bewährter Simulantenmanier auf seine Schultern lädt. Unsere Generation, die sich ergraut und stolz Achtundsechziger nennt, hat nicht sehr viel beweisen müssen. Offenbar ist ein Hunger nach der Heroisierung ziemlich alltäglicher Vorgänge vorhanden, im Lauf der Jahre verfestigen sich die Heldentümlichkeiten und verlangen nach neuer Nahrung. Es ist merkwürdig: Noch

immer wird zu Kriegen ermuntert, in die zu ziehen den Betreffenden (den Mahnern und Forderern) im Traum nicht einfallen würde. Anstatt sich das Glück der Mittelmäßigkeit zu vergegenwärtigen, deren Entzükkungen noch nicht annähernd ausgeforscht sind! Eine angenehme Tugend der Mittelmäßigkeit ist zum Beispiel die Zivilcourage. Man kriegt zwar keine Orden dafür, man kommt nicht in die Zeitung, aber auch nicht ins Gefängnis. Sich mit einem Schild auf den Rathausplatz einer deutschen Fachwerkstadt zu stellen, auf dem steht: ICH HABE ANGST, ist ziemlich albern. Der namentlichen Femeliste der Rechten vieltausendfach öffentlich den eigenen Namen hinzuzufügen (»Ich heiße Mäxchen Meier, und ihr habt vergessen, mich zu verfemen«) wäre hingegen ziemlich sinnvoll. Nur mal so – für den Anfang! Die Mittelmäßigkeit könnte eine wunderbare neue, natürlich linke Tugend werden – der Tod jedweder Hysterie. Es ist ein Ziel, aufs innigste zu wünschen.

Und wie ich, bitteschön, mit dieser Borniertheit das grausige Sterben im Südsudan beenden will? Das kann ich nicht. Und die unter dem gedanken- und zweifelsdichten Ideologiedach mit dem notorisch barschen Umgangston und den rudimentären mitmenschlichen Interessen können es auch nicht.

Es sei, sagt Seneca, viel gefährlicher, gefürchtet zu werden, als geringgeachtet zu sein. Und Goethe, als er schon sehr alt war, kam zu der erstaunlichen Einsicht: »Die ungeheuerste Kultur, die ein Mensch sich geben kann, ist die Überzeugung, daß die anderen nicht nach ihm fragen.« Aber das wäre schon wieder eine neue Geschichte.

Dan Diner
Kontraphobisch

Über Engführungen des Politischen

Der Verrat ist ein Kind des 20. Jahrhunderts. Nicht, daß er sich auf das Jahrhundert des Weltbürgerkrieges allein beschränkte. Dafür zählt der Verrat – einer anthropologischen Konstanten gleich – allzu sehr zur vornehmlichen Grundausstattung menschlichen Verhaltens. Als solcher ist er so alt, wie das Gedächtnis des zoon politikon zurückreicht. Von dieser eher trivialen Bedeutung des Verrats will nicht die Rede sein – jenem Mißbrauch eines erschlichenen Vertrauens zum eigenen Nutzen und zur eigenen Begehrlichkeit. Hier geht es vielmehr um das Motiv des politischen Verrats in einem zutiefst ideologischen Zeitalter.

Der politische Verrat im ideologischen Zeitalter ist von ganz besonderer Art. So ist auffällig, daß ihm Merkmale eines regelrechten Gewissenskonfliktes eignen – ganz so wie in den gestrengen Angelegenheiten des Glaubens. Auch die Ansprüchlichkeit der verratenen Sache nähert sich in Form und Logik theologischer Gestalt. Jedenfalls sind fast immer aufgekündigte Letztbegründungen im Spiel, wenn ideologisch von Verrat die Rede ist. Der des Verrats Bezichtigte kann sich jedenfalls auf Reaktionen selbstermächtigter Glaubenshüter gefaßt machen, die ihm weniger in der Sache widersprechen als ihn des Abfalls zeihen.

Den Geist des ideologischen Zeitalters säkularer Glaubenskriege durchzieht ein Paradox. Es beruht einerseits in der vorausgesetzten Freiheit des Individuums, sich in Fragen des Politischen dieser oder jener Partei, dieser oder jener Haltung ebenso zugehörig zu fühlen, wie es ihm anheimgestellt ist, sich dieser Zugehörigkeit nach Gutdünken zu entziehen. Andererseits erfährt die Freiheit einer sich selbst dementierenden Wahl eine immanente dogmatische Begrenzung, deren Form aus vormoderner Zeit in die Welt der Freiheit hineinragt: eben jene gleichsam theologisch anmutende Diskursstruktur eines a priori gesetzten, meist moralisch aufgeladenen Wahrheitsanspruchs politischer Parteilichkeit mit Vorgaben strikter Verhaltenskonsistenz. Erst vor dieser Folie gewinnt das Motiv des Verrats seine volle zeitgenössische Bedeutung.

Verraten werden können im 20. Jahrhundert verschiedene behauptete

Wahrheiten. Aber wesentlich dürfte es dabei um jene Wahrheit gehen, die mit dem geschichtsphilosophisch grundierten Begriff der sozialen Klasse verbunden ist. Damit ist ein weiteres Paradox des Verrats im 20. Jahrhundert angesprochen: Während dem Sozialen in der Moderne die Vergänglichkeit als Wandel gleichsam eingeschrieben ist, fordert der ideologisch geleitete Begriff der Klasse eine gegenüber sozialen Veränderungen resistente politische Standhaftigkeit ein. Aber die Entgegensetzung von sozialem Wandel und politischer Festschreibung zieht den politischen Verrat gleichsam notwendig nach sich. Mehr noch: Die auf Wandel gerichtete Natur des Sozialen stellt die getroffene ideologische Festschreibung des Politischen unter ständigen Verratsverdacht. Insofern ist geschichtsantizipatorischen Wahrheiten unter der Bedingung forcierten sozialen Wandels und der Freiheit des Bewußtseins der Verrat gleichsam immanent.

Nicht allein an der teleologischen Totalität der Klasse verübt die Freiheit Verrat. Verräterisch mutet sie auch jene an, die politische Loyalitäten totalisieren, gebunden an die Herkunft. So erweisen sich der Verrat an der Klasse ebenso wie der Verrat an der ethnisch grundierten Nation als typische Formen des Verrats im 20. Jahrhundert – mit einem nicht unerheblichen Unterschied: Der Verrat an der geschichtsphilosophisch geleiteten Bedeutung der Klasse dürfte zum geläufigeren Genre des Abfalls von ideologisch begründeten Festlegungen gehören – unterliegen doch sowohl Bekenntnis wie Abwendung weitgehend einer sich intellektuell begründenden Wahl.

Das Renegatentum, der politisch stigmatisierte Abfall von einer als wahr behaupteten Weltanschauung, steht für das Motiv des intellektuellen Verrats im 20. Jahrhundert. Als empirisches Phänomen fällt es vornehmlich in die Zeit der vierziger und fünfziger Jahre, als mit einer durch die zeitgeistigen Umstände bedingten Verspätung Teile der kommunistischen Intelligenz im Westen das stalinsche Terror- und Lagersystem endlich zur Kenntnis nahmen und mit Abwendung, ja sogar mit Parteinahme für die Seite der politisierten westlichen Freiheit reagierten. Dieses längst überholte Muster vom Verrat kommunistischer Intellektueller an der ideologischen Parteilichkeit für den aktuellen Diskurs in Anspruch zu nehmen, hieße letzterem ein Zuviel an Ehre zu erweisen. Der Unterschied zu den vierziger und fünfziger Jahren jedenfalls ist notorisch. So erfolgt der Vorwurf des Verrats oder der verräterisch anmutenden Abwendung von identitätsstiftenden politischen Haltungen heute nicht mehr im Kontext des ideologisch aufgeladenen Gegensatzes zwischen Ost und West, zwischen Freiheit und Gleichheit, Sozialismus und Kapitalismus, sondern paradoxerweise zum Zeitpunkt der Auflösung dieses Dualismus. Aber ohne die Geltung des vermachteten weltanschau-

lichen Dualismus verliert das Motiv des Verrats das ihn begründende Moment wechselnder Parteilichkeit. Mit dem klassischen Bild vom Verrat erweist sich auch der Vorwurf, sich eines solchen schuldig gemacht zu haben, nach dem Ende des ideologischen Weltbürgerkrieges als völlig haltlos. Er stellt bestenfalls eine rhetorische Verlängerung von Sinnbezügen abgelaufener Zeiten her – eine Simulation jenseits aller historischen Geltung.

Und dennoch: Nach dem Niedergang des Kommunismus und der daraufhin erfolgten deutschen Vereinigung machen Stimmungen, Haltungen und Tendenzen von sich reden, denen in der Tat mehr als ein Anflug dessen anhaftet, was, an früher beanspruchten Gewißheiten gemessen, einem regelrechten Abfall nahekommt. Manche Meinungsführer vollziehen ganz offensichtlich eine ausdrückliche Kehre ins Nationale. Andere wiederum reagieren nur angemessen pragmatisch auf Veränderungen, die mit dem Ende des ideologischen Weltbürgerkrieges zwischen Ost und West und der damit einhergegangenen Verwandlung der alten Bundesrepublik als verstaatlichter Gesellschaft in das eher national konnotierte Gemeinwesen Deutschland verbunden sind. Im Unterschied zu den an alten Gewißheiten festhaltenden Bewahrern vergangener Wahrheiten nehmen sie jenen Paradigmenwechsel von der Gesellschaft zur Nation zwar lakonisch, aber immerhin doch zur Kenntnis.

Das sich weiter standfest links dünkende Milieu reagiert – in politisch korrekter Haltung – auf die beiden durchaus gegenläufigen Tendenzen gleichermaßen alarmistisch. Der Grund hierfür dürfte auf der Hand liegen: Das in helle Panik versetzte, weil dem alten Paradigma verbundene Bewußtsein sieht sich durch die dem Umbruch geschuldete Entmischung ehemals gleichlautender Standpunkte gerade dort getroffen, wo es ihm immer schon weniger um Politik als um die Aufrechterhaltung eines mit Mühe gewahrten und höchst fragilen parteilichen Selbstwerts gegangen war – eben jener vielbeschworenen Identität. Dabei übersieht das vornehmlich in den siebziger Jahren ausgebildete Milieu eisern die Gründe seines unaufhaltsamen Niedergangs: den paradigmatischen Wechsel von der Bundesrepublik zu Deutschland. Indem es sich in blinder Trotzhaltung den neuen Realitäten verschließt und die aus seiner intellektuellen Verfallsmasse sich herausmendelnden neuen Entgegensetzungen mit unterschiedslosem Verratsgeschrei ignoriert, begünstigt dieses juste milieu durch begriffsloses Moralisieren die in ihrer bedenklichen Wirkung so unerkannt bleibenden neuen Herolde nationaler Traditionslinien gegenüber jenen, die aus Einsicht in die Verhältnisse den mit der Vereinigung erfolgten Wandel notgedrungen anerkennen, um auf dieser unerbeten eingetretenen Grundlage das ganze Deutschland der politischen Kultur des Westens zu erhalten.

Das Unvermögen linken Bewußtseins, die Bedeutung jenes fundamentalen Einschnitts für das Gemeinwesen zu erkennen, wirft ein spätes Licht auf seine Entstehungsgeschichte. Die aktuell aufscheinende Weigerung, sich der neuen Wirklichkeit zu stellen, macht überdeutlich, auf welch dünnem Eis eigenen Selbstverständnisses sich die Linke hier stets bewegt hatte. Es scheint, als zöge sich alle Gewißheit auf eine einzige, eng geführte Verteidigungslinie zusammen. Bricht diese Linie, so scheint alles verloren. Daß solch prinzipialistisches Positionsdenken alle Wahrnehmung für politische Ausdifferenzierung und Entzerrung verstellt, liegt auf der Hand. Alles steht und fällt mit der Existenzfrage politischer Identität. Kein Wunder, daß für ein solch polarisiertes Denken pragmatisches Handeln leichthin zum Verrat verkommt.

Prinzipialistisches Denken erzeugt in der Praxis dramatische Kurzschlüsse. Jedenfalls steht es für ein Bewußtsein, das sich in polemisch anmutender Zuspitzung als kontraphobisch bezeichnen läßt. Unter kontraphobisch soll ein Phänomen radikalisierter psychischer Reaktionsbildung verstanden werden, das sich aller Wahrscheinlichkeit nach der Wirkungsgeschichte des Nationalsozialismus verdankt. So wird gemutmaßt, in Deutschland hätten sich viele vor allem deshalb den Linken zugewandt, um biographischer oder wie auch immer befürchteter Nähe zu ebenjener inkriminierten Vergangenheit zu entgehen. Durch Orientierung an politischen Haltungen, die sich als ausgesprochenes Gegenteil zum Faschismus behaupten, schien sowohl seine Wiederkehr als auch die Gefahr, seiner Anziehung zu erliegen, gebannt. Doch eine solche alternativlose Entgegensetzung lockt das Bewußtsein in eine Falle, die wiederum zu einer polarisierenden Engführung des Politischen führt. Politische Traditionslinien jenseits der Entgegensetzung von Faschismus und seinem behaupteten Gegenteil treten damit erst gar nicht in den Blick. Folge einer solchen Engführung wiederum ist ein weltanschauliches Entweder/Oder. Dieser Fluchtpunkt falscher Radikalisierung bahnt ideologischen Verzerrungen mit tragisch-paradoxen Folgen den Weg: Was man, um einem möglichen Wiederholungszwang zu entgehen, floh, setzt sich jedenfalls symbolisch in der Vermummung seines vorgeblichen Gegenteils durch.

Für das Ganze mag das dargebotene Exempel in der Tat übertrieben anmuten – aber im Phänomen der RAF schlägt sich die über den linken Terrorismus hinausreichende Wirkung des Kontraphobischen im paradoxen Amalgam von Entgegensetzung und Wiederholung paradigmatisch nieder: Während die RAF das Motiv des zeitverschobenen, nachholenden und am falschen Gegenstand exekutierten Widerstands gegen den Faschismus bis zur Karikatur präzisierte, vollstreckte sie unter Anwendung von als sozialrevolutionär behaupteter Gewalt wie von un-

sichtbarer Hand gelenkt den dem Werwolf auferlegten Auftrag der letzten Stunde: Bekämpfung der amerikanischen Besatzer Deutschlands und ihrer ortsansässigen Lakaien.

Der Umstand, daß in den siebziger und frühen achtziger Jahren ausgerechnet in den Kernländern des Faschismus, den ehemaligen Achsenmächten Deutschland und Italien, ein sich sozialrevolutionär dünkender Terrorismus wütete, sollte jedenfalls nachdenklich stimmen. Allem Anschein nach stehen zumal im europäischen Kontext kontraphobische Reaktionen mit aktuellen Wirkungen von Geschichtsbildern in Verbindung, denen die jeweilige kollektive Erfahrung des Zweiten Weltkrieges und der in seinem Schatten verübten Massenverbrechen zugrunde liegt. In einem jeden Land findet sich die Besonderheit seiner damaligen Lage in der aktuellen politischen Kultur reflektiert. Frankreich etwa, dessen damalige Realität sich in der Grauzone zwischen Kollaboration und einem doch eher randständigen Widerstand bewegte, kannte in den siebziger Jahren interessanterweise keinen relevanten politisch motivierten Terrorismus. Dies mag darauf zurückzuführen sein, daß die Reaktion auf die eigene problematische Vergangenheit mit einer Hinwendung zur radikalen Linken allem Anschein nach früher und unter anderen Vorzeichen erfolgt war. LeRoi Ladurie zufolge, dessen Vater die Position eines Ministers in der Kollaborationsregierung eingenommen hatte, waren die Kinder Vichys unmittelbar nach 1944 in die KPF eingetreten.

Die kontraphobische Reaktion auf die Vergangenheit hat viele Gesichter. Sie erfolgt vornehmlich vor dem Hintergrund jeweils unterschiedlich gelagerter politischer Kulturen. In Deutschland jedenfalls entäußert sich die kontraphobische Engführung des Politischen in der verallgemeinernden und entgrenzenden Vorstellung vom Faschismus, der alle Differenz auslöscht, sowie einer ebenso pauschalen Identifikation mit seinem vermeintlichen Gegenteil. Alle möglichen Varianten von als bürgerlich denunzierten Haltungen fallen unter das Verdikt einer organischen Verschränkung mit dem Verbrechen. Dies gilt im übrigen auch für solche kontraphobischen Reaktionen, denen es nicht mehr nötig dünkt, sich mittels des Diskurses von der Klasse zu rationalisieren. Sie sind mithin weniger argumentativ verstellt und damit auch leichter einsehbar.

Einsicht in dieses Phänomen unmittelbarer und sich nicht mehr theoretisch rationalisierender Entäußerung des kontraphobischen Affekts bietet etwa eine sich moralisch gerierende Forderung nach absoluter Gewaltfreiheit. Mit dem Hinweis auf die völkermordenden Eroberungszüge Hitlers wird unterschiedslos jede militärische Gewaltanwendung verworfen – und handele es sich dabei um eine in ihrem Umfang begrenzte, ethisch berechtigte und zur Abwendung von Schlimmerem politisch dringliche Intervention. Alles verläuft in einem Grau in Grau.

Dem Betrachter drängt sich angesichts solcher Unterschiedslosigkeit der wenig anheimelnde Eindruck auf, hier äußere sich eine als absolute Friedfertigkeit kodierte Aggression. Sie erliegt – wenn auch als täuschende Verkehrung – der kontraphobischen Wirkungsmacht des Vergangenen. Die im kollektiven Bewußtsein wirksame, sich als solche aber nicht offenbarende Verurteilung des von den Alliierten geführten Krieges gegen Deutschland vermummt sich generationsverschoben in die allgemeinste aller Verallgemeinerungen: die des Pazifismus sans phrase.

Politische Kulturen mit anders gelagerten, ja gegenläufigen historischen Erfahrungen sind im Unterschied zu den kontraphobischen Engführungen des politischen Diskurses in Deutschland mit weitaus weiträumigeren Manövrierfeldern ausgestattet. So läßt sich auch und gerade anhand des Verratsmotivs im ideologischen Zeitalter demonstrieren, wie tief in der angelsächsischen Tradition politische Rückzugslinien aus falsch erkannten Positionen gestaffelt sind. Die dortige politische Kultur und Denkweise hält dem als Renegat Gescholtenen eine ganze Welt möglicher Orientierungen offen – und zwar jenseits polarisierender und verkehrender Engführungen. Der vermeintliche Verräter ist frei, sich ohne Zwang und ganz umstandslos der Perspektive eines ideologisch agnostischen Liberalismus zu ergeben – verbunden mit einer der Common-sense-Kultur verpflichteten Nachsichtigkeit. Schließlich wird er nicht von der beständigen Furcht getrieben, seine Abkehr stürze ihn in moralische Abgründe. Vielmehr führt sie ihn zurück in die Sicherheit jener westlich-demokratischen Traditionen, von denen er ausgegangen war. Ohne eine solche Rückzugsmöglichkeit muß der Aktivist des Gut-Gemeinten in Deutschland dem Eindruck erliegen, alles sei mit dem schlimmsten aller Schrecken affiziert – außer es wird, in anmaßender Selbstüberschätzung, zum direkten Gegensatz des Faschismus stilisiert.

Nicht alle polarisierende Engführung politischer Kultur läßt sich als späte bzw. nachgeborene Reaktionsbildung auf die jüngere deutsche Vergangenheit bezeichnen. Hier wirken auch andere Prägungen nach, die jener traumatisierenden historischen Erfahrung vorgelagert sind – Denkformen, die in gleichsam theologischer Weise bei allem und jedem zwanghaft auf Letztbegründung dringen. In diese ohnehin problematische Form gepreßt, finden sich Bilder und Motive der hochbesetzten und inkriminierten nationalsozialistischen Vergangenheit. Dieses Amalgam aus Form und Inhalt zieht die kontraphobische Reaktion gleichsam notwendig nach sich. Insofern steht das Phänomen der polarisierten Engführung politischer Kultur in Deutschland mit vorgelagerten Denktraditionen wie mit Effekten unverarbeiteter Reaktionsbildungen auf den Nationalsozialismus und seine verschobenen Nachwirkungen in Verbindung.

Nicht alle Phänomene politischer Polarisierung lassen sich allein auf das signifikante Grundmuster kontraphobischer Reaktionsbildung zurückführen – auch wenn sie ihm der Form nach entsprechen mögen. Dem Muster polarisierender Entgegensetzung kam nicht zuletzt auch die unmittelbar geltende politische Wirklichkeit entgegen, wie sie dem weltanschaulichen Dualismus von Ost und West zugrunde lag. Gesteigert fand sich solche Polarisierung gegenläufiger Ideologien in der handfesten Realität der Teilung des Landes. Doch auch dieses, vornehmlich von außen her verursachte Gegeneinander der systemisch festgelegten deutschen Teilstaaten zog Deutungen an, die auf die nationalsozialistische Vergangenheit verwiesen. Sowohl die Schuldlast aus der NS-Zeit wie das jeweilige Verständnis vom Untergang der Weimarer Republik diente in den gegensätzlichen Interpretationen deutscher Geschichte als legitimatorische Referenz. Während die kommunistische Führung der DDR zur Begründung ihres Gemeinwesens vornehmlich auf den zur Weltanschauung geronnenen Antifaschismus von KPD und Arbeiterbewegung in Weimar wie im Widerstand zurückgriff, war die der Kontinuität des Gemeinwesens verpflichtete pluralistische Bundesrepublik mit vergleichsweise schwachem ideologischen Rüstzeug ausgestattet.

Des weiteren kam der DDR als Ausdruck territorialisierter wie mystifizierter Geschichte von KPD und kommunistischem Widerstand der weit ausladende Mantel des antifaschistischen Ideologems zugute. Dieser Weltdeutung zufolge konnten die bundesrepublikanischen Eliten leichthin der Fortzeugung des Faschismus überführt werden. Der Anwurf fortgesetzter Komplizenschaft fand sich nicht zuletzt durch den Umstand begünstigt, daß es ehemaligen Nazis in der Bundesrepublik so leicht war, zu Amt und Würden zu gelangen. Vor allem bei der im westlichen Teilstaat sich ausbildenden Linken machte die antifaschistische Deutung, verbunden mit ebenjenen empirischen Belegen, einen gewaltigen Eindruck.

In dieser Evidenz steckt aber eine gewaltige Täuschung. So war die von der DDR herüberschallende Rhetorik des Antifaschismus keineswegs so internationalistisch gesonnen und die eigene nationale Geschichte aufhebend ausgelegt, wie die politische Sprache es suggerierte. Die Rhetorik des Antifaschismus steht nämlich im post-nationalsozialistischen Deutschland unter dem Verdacht, wesentlich mehr zur Entschuldung von nationaler Verantwortlichkeit für den Nationalsozialismus beizutragen, als über seine Verursachung aufzuklären. Die Weltdeutung des Antifaschismus ermöglichte die Flucht aus nationaler Zugehörigkeit in die nachsichtige Obhut des geschichtsphilosophischen Paradigmas von den Klassen und ihren Kämpfen. Solche Nachsicht wurde als tröstlich empfunden, war es mittels dieser Deutung doch möglich, den als herr-

schend ausgewiesenen Klassen rationalisierend eine kollektiv wie individuell kaum erträgliche Verantwortung für unvorstellbare Verbrechen anzulasten.

Das geschichtsphilosophisch aufgeladene Paradigma der Klasse, aber auch die Deutungsmacht der sanften Sozialwissenschaften, mit der das geltende Primat des Gesellschaftlichen rationalisiert wurde, standen im geteilten Deutschland – und dies macht allenthalben seine Schwäche aus – unter weltpolitischem Vorbehalt. Solange die Einbindung beider deutscher Staaten in die vermachteten ideologischen Blöcke des Weltbürgerkrieges der Werte – Freiheit gegen Gleichheit – fortdauerte, mochte dieses Primat seine Geltung unangefochten behaupten. Das Paradigma des Nationalen hingegen blieb – soweit überhaupt in Anspruch genommen – auf bloße Rhetorik beschränkt. Obendrein war sie als Instrument des Bürgerkrieges gegen den wertegemäß territorialisierten politischen Widerpart ein und derselben Nation gerichtet. Bundesrepublik wie DDR war es möglich, sich ausschließlich als gesellschaftlich formierte Staaten zu verstehen. Das wirklich Dramatische und für die Deutschen nach 1945 aporetische Dilemma: die im Faschismus erfolgte Verschränkung des Nationalen mit dem Nationalsozialismus, blieb durch die Umstände der Teilung Deutschlands und der Welt als das eigentliche Problem eigenen Selbstverständnisses außen vor. Gestützt fand sich diese weltpolitisch verursachte Neutralisierung des Nationalen in Bundesrepublik und DDR durch die der ideologischen Teilung der Welt angemessene Dominanz ebenjener vornehmlich gesellschaftlichen Deutungen von Wirklichkeit. Die ihr eigene Diskursstruktur sah weitgehend ab von nationalen Spezifika und einer Vielfalt handlungsanleitender politischer Kulturen und historischer Gedächtnisse.

Mit dem Ende der dem Weltbürgerkrieg der Werte erwachsenen Weltordnung und der ihr eigenen Neutralisierung des Nationalen stehen auch die dem gesellschaftlichen Charakter dieses Gegensatzes angemessene Dominanz sozialwissenschaftlicher Paradigmen und Deutungsschemata vor dem Verfall. Ihr Niedergang rührt an in Jahrzehnten nur mit Mühen errichtete innere Sicherheiten und läßt die Befürchtung laut werden, daß jenseits der absoluten Geltung des Gesellschaftlichen die schlimmste aller Vergangenheiten drohe. Damit verlegt ein moralisch deduziertes Denkverbot jeder noch so pragmatischen Perspektive diesseits der neu eingetretenen Realität des noch offenen Begriffs der Nation kontraphobisch den Weg.

Noch ist die Nation in Deutschland ein unbeschriebenes Blatt. Leichthin wird sie mit den Verbrechen der Vergangenheit identifiziert. Doch diese erfolgten vornehmlich unter dem Signum von Reich, Volk und Rasse. Wieviel an ethnischer Herkunft oder ihrem Gegenteil – ziviler

Zugehörigkeit nämlich – in die Bestimmung der Nation in Deutschland eingehen wird, hängt von den gegenwärtig anhebenden Kontroversen und Konflikten ab. Den Begriff der Nation können nach westlich-universalistischem Muster durchaus demokratische und republikanische Traditionsbestände in partikularer Gestalt erfüllen. Aber ebenso könnte ihr Gegenteil obsiegen – jener gegenuniversalistische Substantialismus antiwestlicher Tradition.

Die neuen Konfliktlinien jedenfalls dürften kaum noch entlang der klassischen Unterscheidung von links und rechts verlaufen. Entmischungen und Ausbildungen neuer Parteiungen werden sich vornehmlich anhand der Haltung zum Westen und seinen Traditionen ergeben. Dabei ist es um die Freunde des Westens weitaus schlechter bestellt, als man meinen könnte. Ganze Rudel von Meinungsführern, in der Zeit des Kalten Krieges als militante Gralshüter des Westens und seiner Werte hervorgetreten, haben nach dem Verfall der alten Weltordnung und der Vereinigung Deutschlands über Nacht die Linien gewechselt. Jetzt gilt ihnen der Westen und seine politische Kultur für Deutschland wenig. Wenn auch keine dritten, so suchen sie doch andere Wege – in Unterscheidung zur politischen Kultur des Westens.

Der Begriff vom Westen im Kontext des Ost-West-Gegensatzes ist mit den alten, aufs neue Geltung erheischenden kulturellen Zuordnungen gleichen Namens nicht identisch. Letztere unterscheiden sich historisch sowohl von der europäischen Mitte wie vom weitgehend orthodoxen Osten. Diesem Schema zufolge ist der politische und kulturelle Ort des vereinigten Deutschland längst noch nicht ausgemacht. Über vierzig Jahre Integration der verstaatlichten Gesellschaft Bundesrepublik in die Institutionen der atlantischen Gemeinschaft, vom Gegensatz zwischen Ost und West gleichsam erzwungen, sind längst noch keine Garantie für eine langfristig tragende und selbstgewählte Teilnahme und Teilhabe Deutschlands an den Segnungen der westlich-atlantischen politischen Kultur.

Die intellektuellen Gegner des Westens jedenfalls regen sich lautstark und beredt. Sie wünschen wieder an den Entwicklungslinien des 19. Jahrhunderts anzuknüpfen – diesmal mit erfreulicherem Ergebnis. Dem kollektiven Gedächtnis sollen jedenfalls die Katastrophen des 20. Jahrhunderts erspart werden – und die damit einhergehenden Verantwortlichkeiten. Ein Neubeginn also – jenseits des historisch Gewordenen. Ob dieser Geschichtslosigkeit angemessen entgegengetreten werden kann, hängt nicht zuletzt davon ab, ob die generationell wirkenden kontraphobischen Blockaden des Politischen in Deutschland wirkungsvoll aufgehoben werden können.

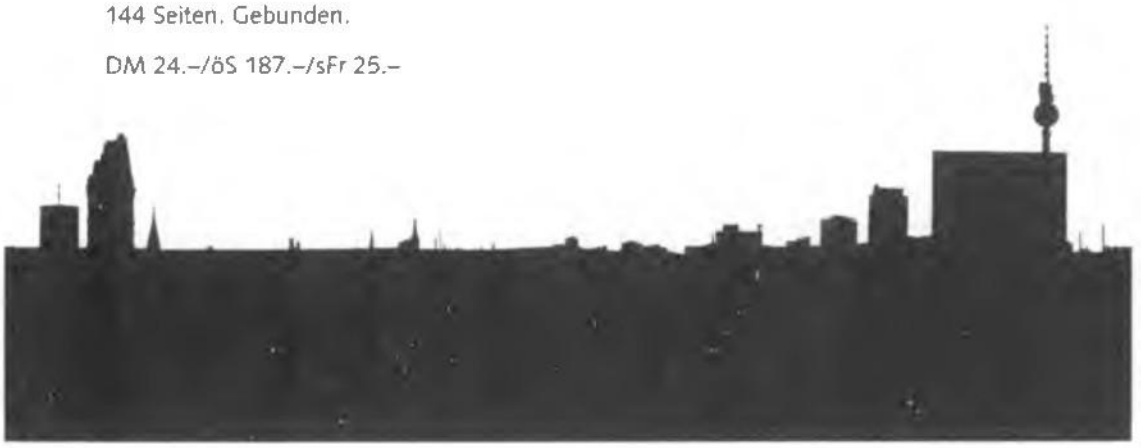
ROWOHLT
BERLIN

Winnetous Tod oder Die Zapp-Kultur

Was soll bloß aus ihnen werden, jenen heute Dreißigjährigen, die das Leben nur aus der Glotze kennengelernt haben? Noch immer hocken sie, rundumversorgt, am liebsten daheim bei Muttern, dösen halbwach in ihren Fernsehsesseln und verändern mit leichter Hand die Welt – per Fernbedienung. Eine ironische Chronik der ersten TV-Generation.

144 Seiten. Gebunden.

DM 24.–/öS 187.–/sFr 25.–



Cora Stephan
Flittchen, Flintenweiber und Friedensliebe

1. Nicht satisfaktionsfähig

Männer drohen einer Frau keine Prügel an. »Übers Knie legen«[1] heißt die Formulierung für das vorschriftsmäßige Vorgehen gegen das zartere Geschlecht, dessen Vertreterinnen, wie Minderjährige sowieso, »mann« für zumeist nicht satisfaktionsfähig hält. Weshalb »Mann« zum verniedlichenden Sprachgebrauch neigt, haben sie sich wieder einmal mausig gemacht und Zurechtweisung herausgefordert, die Damen: da ist dann von der »lieben Antje«, dem »Brigittchen« oder gerne auch von »Frau Cora« die Rede, was geradezu intim klingt und den dankbaren Leser sogleich in die männlich-deutsche Zuchtgemeinschaft gegen derlei »Früchtchen« einbindet. Nur dem respektablen, dem satisfaktionsfähigen, also dem gleichrangigen Gegner kommen Vor- und Nachnamen und gegebenenfalls Titel ganz ordnungsgemäß zu, derweil er beim Argument genommen wird: wie langweilig! So erfahren wir regelmäßig entschieden zu wenig über das Outfit, das Schminkverhalten und die Kosenamen unserer Vor- und Nachdenker männlichen Geschlechts.

Ganz anders bei uns Frauen, die wir die Äußerlichkeit ja nachgerade verkörpern. Wenn mich auch sonst fast alles von Brigitte Seebacher-Brandt trennt, bis auf das eine oder andere zumindest bedenkenswerte Argument: in den Augen der Männer verbindet uns – die Damenoberbekleidungsbranchenterminologie und reale bzw. präsumptive Beziehungen zu ehemaligen Bundeskanzlern. Die »scharflippige« bzw. »Schwarze Witwe« oder »die schöne Bellizistin«, die »Prêt-à-porter-Historikerin« oder die »topmoderne Metropolenfrau« in der »Kriegs-Couture«, stets »gutgeschminkt«, dieweil sie sich befleißigt, »Männer in den Krieg zu jagen«; die »Lady Cora mit dem Rohrstock«, der man ein fröhliches »Vorsicht Loki!« hinterherschickt – »Sonst wird die Cora die Seebacherin vom Helmut« –, solch anspielungsreicher Stammtischton, den man auch Sexismus nennen könnte, nähme man die »nur« verbal geäußerten und deshalb weniger gut dokumentierbaren Obszönitäten noch hinzu, wird uns im gesellschaftskritischen Diskurs besonders reich zuteil, was die Stimmung irgendwie ganz schön auflockert. Also das macht echt Spaß, ihr Männer!

Doch wer ist schon kleinlich, wenn es um das Gute gegen das Böse geht? Deshalb gilt es in den Kreisen der links und feministisch sozialisierten Männer als historisch völlig korrekt, für indischen Volksbrauch gegenüber Frauen zu votieren, die nicht so tun, wie es ihnen als bloß abgeleitetem Phänomen ihrer verstorbenen Ehegatten frommt – »Witwenverbrennung« ist der neueste Hit. Mach mit!

Ja, heiter geht es zu im bundesrepublikanischen Diskurs ums Gute, Richtige und Edle; besonders auf Seiten der kritischen Vorkämpfer für den Frieden und die Völkerverständigung, den Tierschutz und die Frauenbewegung wird aufs artigste geholzt und gebolzt. Als schönes Beispiel für derlei Griffe in die Weichteile ist mir noch heute präsent, was immerhin in der *Frankfurter Rundschau* weiland zum Abdruck gelangte: »KritikerInnen« des bundesdeutschen Pazifismus während des Golfkriegs 1991 seien wahrscheinlich mehrheitlich vertrocknete (frustrierte?) »Alt-Linke« im Zustand der Kinderlosigkeit, eben keine »richtigen« Frauen (und Männer), die, wo sonst, »auf der Seite des Lebens stehen«.[2]

Ja lieber Gott, fragen sich der Leser und die Leserin jetzt womöglich, wie es sich an dieser Stelle ja auch gehört, soll man sich über diesen kindischen Männerkram ernsthaft aufregen, steht »Frau« da nicht drüber? Was Brigitte Seebacher-Brandt – wer mag die schon? – oder Antje Vollmer – dieser ewige Heiligenschein! – oder Cora Stephan – stets wohlverdient, oder? – verbal (und etwa Katharina Rutschky auch handgreiflich) trifft, ist ja nur die ganz normale Frauenfeindlichkeit, verbunden mit betroffenheitsgesättigter Intoleranz, und also gelassen hinzunehmen – schließlich gehen auch die Herren der Schöpfung nicht gerade zimperlich miteinander um. Gott ja, die Sitten sind rauher geworden, und wenn es ums Überleben des Sozialismus geht, muß schon mal etwas eifriger aussortiert, müssen die Reihen schon etwas martialischer geschlossen werden. Interessant wird die Sache noch nicht einmal dadurch, daß solcherlei herabsetzendes Unernstnehmen zumeist von den erklärten Frauenfreunden der Republik, von den Kämpfern für die Entehrten, Entrechteten und Beleidigten stammt, die damit aufs schönste offenlegen, was die Kritiker des bundesdeutschen Mainstream-Feminismus immer schon vermuteten: daß die allfällige Hochschätzung des weiblichen Prinzips auf jene Vertreterinnen beschränkt bleibt, die auch politisch korrekte Positionen vertreten. Alles, was den Grundsatz »Frauen sind das friedfertige Geschlecht«[3] übersteigt oder den linken Weltbildbesitzstand irgend transzendiert, gilt nach wie vor als unerlaubte Einmischung in Männerangelegenheiten.

So sollte das auch bleiben – Hand aufs Herz! –, denn es ist ja doch kein schöner Anblick: diese »blutrünstigen« Frauen, die alle naselang ir-

gendwo einmarschieren lassen wollen, wie es das pazifistische Klischee angesichts von weiblicher Rollenabweichung will. Hat nicht schon Schiller geklagt: »Da werden Weiber zu Hyänen und treiben mit Entsetzen Scherz«, Kriegs-Couture oder andere Lasterhaftigkeiten? Die Männerangst vor Frauengewalt gehört zur Menschheitsgeschichte; ebenso die Vorstellung von weiblicher Heimtücke, die sie, sind sie einmal losgelassen, zu besonderer Grausamkeit treibe.

Offenbar weckt das Thema »Frauen und Krieg« noch heute ganz besondere Emotionen – vielleicht hat sich deshalb seit dem großen innerlinken bundesdeutschen Streit im Golfkrieg 1991 ein neuer Ton in den alten Sexismus eingeschlichen. Denn, schließlich, was könnte mehr Männerangelegenheit sein als die Frage nach Krieg und Frieden? Mehr noch: in welchem Kontext ist »Verrat« verächtlicher als im Krieg? Es gibt viele Evidenzen, daß insbesondere für die bundesdeutsche Linke im Winter 1991 am Golf ein »Krieg der Erinnerungen« tobte (Dan Diner). Wenn man den von Theweleit einst ausgelegten Fährten folgt, dann verbinden sich die »geschminkten Lippen« der »Kriegstreiberinnen« und der »Verrat« der linken »Bellizisten« zu einem interessanten Befund über die verschlungenen Wege der kollektiven Erinnerung. Aber eins nach dem anderen.

2. Flittchen und Flintenweiber

Wieso wird seit 1991 lärmend zu Verrat erklärt, was in der linksliberalen Öffentlichkeit seit Jahren, ja Jahrzehnten bekannte, wenn auch strittige Positionen darstellte?[4] Nur Epigonen können ernstlich behaupten, »die Linke« sei stets pazifistisch gesonnen gewesen – oder jene, die die linke Verbrüderung mit allen möglichen »Volksbefreiern«, die das Sammeln für »Waffen für El Salvador« oder »Haubitzen für den Vietcong« glatt verdrängt haben. Kritik an der antiamerikanischen Spitze der Friedensbewegung, an ihrer Vertrauensseligkeit der Sowjetunion gegenüber, an ihrem Unverständnis für das Freiheitsanliegen der Polen wurde von vielen, die jetzt die einseitigen Parolen der friedensseligen deutschen Öffentlichkeit kritisierten, schon zehn Jahre zuvor laut und deutlich gemacht. Wieso erschien plötzlich als »Verrat«, als Abkehr vom angeblich linken Konsens, was bis dato als Streit innerhalb der Linken hatte Geltung beanspruchen können? Welcher Dolchstoß wurde da geführt, welches Vaterland an welcher Front wurde 1991 von den »Bellizisten« verraten?

Und wofür stehen die leichtfertigen, modisch gekleideten Megären, die 1991 plötzlich durch die Feuilletons geistern? Für jene »Flittchen«, die schon immer zu Zeiten des Krieges die Männerseele verdunkelten,

waren doch sie die wirkliche, die eigentliche Gefahr an der »Heimatfront«, häßlicher, gefährlicher, heimtückischer als der wirkliche, der männliche Feind? Die Charakterisierung der »Kriegstreiberinnen« über ihr Äußeres, über Lippenstift und »Kriegs-Couture«, gemahnt aufs heftigste an das von Theweleit am Beispiel der Freikorpsliteratur nach dem Ersten Weltkrieg analysierte Frauenbild, demzufolge die Frauenwelt zu Kriegszeiten zerfällt in die guten Frauen, die Krankenschwestern und patriotischen Mütter, und die Flittchen und »Flintenweiber«, die dem guten, männlichen Kampf entgegenstehen – entweder auf der Gegenseite oder an der »Heimatfront«, wo sie sich, grell geschminkt und mit »blutroten Lippen«, alt, verkniffen und kinderlos, den ebenso verächtlichen Kriegsprofiteur untergehakt, an blutrünstigen Parolen und daran erfreuen, »junge Männer in den Krieg zu schicken«. Wäre es verwunderlich, wenn im »Krieg der Erinnerungen« 1991 auch solche Topoi aus zwei Weltkriegen wieder hochgestiegen wären, um sich immer wieder überraschend in die Analyse der Wirklichkeit einzumischen? Wo also war 1991 die Front, was wurde verraten und wer hatte die Hand am Dolch?

3. Schlachtfeld Deutschland

Nicht die 68er Bewegung hat bundesdeutsche, hat westdeutsche politische Befindlichkeiten am tiefsten verändert. Es war vielmehr die Friedensbewegung zu Beginn der achtziger Jahre, gegen Raketenstationierung und Nato-Doppelbeschluß, die die kritische deutsche Öffentlichkeit geprägt, die ältere und jüngere Generationen im Protestmarsch und in der Menschenkette wieder vereint hat, ja die zu einer neuen nationalen Identität geführt hat: zum deutsch-deutschen Bündnis gegen die amerikanische Hochrüstungspolitik, als deren Opfer man sich fühlte.

Aus der Tatsache, daß Deutschland, Ost wie West, im Falle des Falles Schlachtfeld sein würde, was eine Art von traumatischer Kollektiverinnerung an den Dreißigjährigen Krieg wiederbelebt zu haben schien, schloß man in der bundesdeutschen Friedensbewegung auf die atomare Apokalypse – auf ein Untergangsszenario, demzufolge Krieg nicht mehr führbar und insofern auch nicht mehr denkbar war. Jeder Krieg mußte zum Dritten Weltkrieg führen, jeder Krieg hatte vor allem aber die Vernichtung Deutschlands zur Folge. Mit der Friedensbewegung geriet eine nationale Komponente in die bundesdeutsche Linke hinein (die pazifistisch nur insofern geworden war, als sie ja von der Annahme ausging, daß Kriege nicht mehr zu führen seien). Denn auch die DDR war möglicher Austragungsort des Kampfes der Supermächte.

Deutschland insgesamt, schrieben linksliberale Meinungsmacher, sei

»am meisten gefährdet« (Peter Brandt und Herbert Ammon), »auf dem Opferaltar der Supermächte verbrannt« zu werden (Rudolf Augstein). Die Deutschen seien nachgerade im nuklearen Untergang vereint (Egon Bahr), woraus Günter Gaus schloß, es könne womöglich »aus der heutigen Einsicht, daß im europäischen Kriegsfall das Schlachtfeld gesamtdeutsch wäre, die nationale Identität der Deutschen wiederbelebt werden«.[5]

Tatsächlich bildete sich zwischen DDR und BRD eine Art Entspannungsrefugium heraus, eine »Verantwortungsgemeinschaft«, die die Friedenspflicht für wichtiger erachtete als die ideologischen Gegensätze. Der »nationale« Zeitgeist implizierte damals keineswegs einen einheitlichen Nationalstaat – aber die Beibehaltung des Status quo, denn der Frieden schien von der unverrückbaren Stabilität der Verhältnisse abzuhängen. Der Patriotismus der Friedensbewegung hieß: nichts soll sich ändern, nichts darf sich bewegen. Nicht nur Egon Bahr war der Meinung, angesichts dieses Zwangs zum Stillhalten müßten die Polen sich mit ihren Freiheitswünschen gefälligst zurückhalten. Das panische Festhalten am Status quo spielte auch nach 1989 eine Rolle und erklärt das Desinteresse vieler an den deutsch-deutschen Bewegungen: Einige aus der linksliberalen Meinungsszene argumentierten, eine deutsche Einigung müsse unterbleiben, um die Sowjetunion nicht zu verunsichern. Die »Verräter« am friedenspolitischen Patriotismus waren die Veränderungswilligen, was ihnen der eminente Jürgen Habermas noch heute als triumphalistisches Kriegsgeheul ankreidet.

In den ersten, einigermaßen hysterischen Reaktionen auf den alliierten Gegenschlag gegen Saddam Hussein tauchten zwei Grundannahmen der deutschen Friedensbewegung wieder auf: die feste Überzeugung, »eigentlich« seien die Deutschen das auserkorene Opfer der einen »Vernichtungskrieg« betreibenden Amerikaner, eine Überzeugung, die, zweitens, wiederum auf der Globalisierungsannahme beruhte: jeder Krieg sei potentiell der Dritte Weltkrieg. Nur unter der Globalisierungsannahme sind Parolen nachvollziehbar, wie sie in den ersten Tagen die Friedensmärsche und Mahnwachen bestimmten: »Ich will leben.«

In den deutschen Debatten während des Golfkriegs 1991 wurde, wenn auch mit Verspätung, die Veränderung der Welt nachvollzogen, in die ein frisch vereintes Deutschland hineingetaumelt war. Der Schlag gegen Saddam Hussein war ja »führbar« gewesen, weil nicht mehr jede größere Krise automatisch zur Blockkonfrontation führen mußte. Deutschland existierte nicht mehr unter der atomaren Käseglocke eines Friedens, der auf der Vernichtungsdrohung basierte – ein bedrohter Frieden, der nun seine Vorzüge erkennen ließ: er hat Deutschland und die Deutschen, die »Objekte« der Weltlage, jahrzehntelang der schwierigen und angstma-

chenden Aufgabe enthoben, sich als verantwortliches Subjekt von Politik zu definieren.

4. Deutschland und der Westen

Es ist dieses nachgerade zur »Identität« geronnene Weltbild, das »eigentliche« Opfer eines »Vernichtungsfeldzugs« der Amerikaner zu sein, das in der erregten Debatte über die »Deutschen am Golf« immer wieder hochstieg. Viel spricht für die Annahme Dan Diners, daß sich auf diesem Weg deutsche Kollektiverinnerung an die Bombennächte des Zweiten Weltkriegs ihren Weg auch ins linke Bewußtsein bahnte. Hans Magnus Enzensberger hat diese Verbindung besonders gemein hergestellt: mit dem Vergleich von Saddam Hussein mit Hitler, mit der Unterstellung vor allem, die Deutschen identifizierten sich 1991 mit den Irakis, weil sie in ihnen sich selbst aus den Jahren 1938 bis 1945 erkannt hätten. Die Irakis, vom »Genozid«, von einem »Vernichtungsfeldzug« der Amerikaner bedroht – wie weiland die Deutschen, die das »so« sich allerdings heute nie zu sagen getrauten? Das saß, das traf; denn es fiel schon auf, daß in Deutschland 1991 Saddam Hussein als Verursacher ebensowenig (etwa per Schriftzug auf Bettlaken) in Erscheinung trat, wie Deutsche nach 1945 Hitler für die Vernichtung Dresdens verantwortlich gemacht hätten.

Tatsächlich haben die »Bellizisten« in der Debatte um den Golfkrieg 1991 die Verräter gegeben: im Bündnis mit den Bombenfliegern der westlichen Alliierten. Was sie verraten haben? Auch ein »linkes« deutsches Selbstbild, in dem sich der Mythos, das »eigentliche« Opfer »der Amerikaner« zu sein, mit apolitischer Verdrängung paaren konnte. Und was das weibliche Element dabei betrifft: haben wir in diesem Lande jemals »Ami-Liebchen« gemocht?

Man könnte, ja man sollte diese Debatte endlich beenden. Obwohl der psychoanalytisch aufgeklärte westdeutsche Mensch natürlich weiß, daß vom Trauma sich nur befreit, wer das, was ihm individuelle und kollektive Erinnerung immer wieder ungebeten zuspielen, immer und immer wieder bearbeitet. Aber vielleicht gibt es einen anderen, greifbareren Grund als die Vermutung, daß hier ein »Krieg der Erinnerungen« stattfindet, der die Verbissenheit der Debatte erklärt – einer Debatte, in der die »Verräter« und Opportunisten, die Karrieristen und »Neo-Nationalisten«, die modischen Zeitgeistkrieger, und wie man sie noch titulieren mochte, derartig lustvoll vorgeführt wurden, daß uns Renegaten nur noch ein süffisantes »Deutsch sein heißt treu sein« einfällt – spätestens

dann, wenn schließlich auch noch Hans Mayer den Deutschen die Tugend der Verweigerung von Lernprozessen predigt: »Ich bin unbelehrbar.« Seit wann ist das ein Verdienst?

Vielleicht gibt uns die unsägliche und unsäglich langweilige Debatte über den »Feuilleton-Nationalismus« einen Fingerzeig, welches Problem es wirklich ist, das die Linke in diesem Land entzweit. Es ist in dem zu finden, was in der Debatte um die deutsche Wiedervereinigung eine Rolle spielte und unter dem Begriff »Westbindung« im Golfkrieg diskutiert wurde. Es geht um nichts geringeres als um die Frage, ob sich die Linke, ob sich die gutwilligen und moralischen Kreise in diesem unseren Land überhaupt noch aktiv einbeziehen, wenn darüber befunden wird, welchen Weg es künftig nimmt – oder ob sie sich lieber weiterhin als Objekte der Geschichte in der Schmollecke sehen, als ewige Warner und Mahner, die ihren eigenen läuternden Einfluß in diesem unseren Lande lieber bei Null angesiedelt wissen, als auf die Rolle der Märtyrer des Widerstands zu verzichten. Ob sie sich zu mehr als Nostalgie angesichts der verlorenen Systemalternative der »sozialistischen Errungenschaften« bereitfinden, womöglich sogar zur Verteidigung der »westlichen Errungenschaften«, der wieder so unwahrscheinlich gewordenen Demokratie und Zivilität, die uns in den letzten Jahrzehnten zugefallen ist, an der Seite des kulturellen und politischen Westens.

Doch die deutschen Kritiker pflegen bevorzugt ein verschwiemeltes Nationalgefühl deutscher Eigenart und Sonderheit, demgegenüber man die Besinnung auf die Vorzüge eines politisch definierten Nationalstaates empfehlen möchte: einer endlich Demokratischen Deutschen Republik, in der man aus der Geschichte doch wenigstens dieses gelernt hat – daß die brüchigen und so manchen Anfechtungen erlegenen Regelwerke des demokratischen Westens bislang noch jeder Systemalternative vorzuziehen waren.

Anmerkungen

1 Die folgenden Zitate stammen u. a. von: Hermann Gremliza, Roger Willemsen, Bruno Preisendörfer, Wilhelm Pauly, Norbert Seitz, Reiner Erd und Alice Schwarzer, die in Sachen Sexismus, beiden Geschlechtern gegenüber, ziemlich unübertroffen ist.

2 Mein absolutes Lieblingsstück aus der Sammlung »Frauen sollen schweigen in der Gemeinde« ist die grammatikalisch besonders schön ausgeführte Behauptung (mit Bild): »Die Frankfurterin Cora Stephan hat ein Hirn wie ein Zettelkasten. Und mit dem (sic!) fischt sie in Talkshows und ›Vogue‹-Artikeln heraus, was sie bei anderen gelesen hat, um es als eigenen Scharfsinn zu verkaufen.« Meiner Bitte, mir, sollte ich tatsächlich irgend-

wen plagiiert haben, doch Autoren und Fundstellen zu benennen, damit ich den Kerls Schadensersatz anbieten bzw. sie wenigstens in meinem Testament bedenken könne, wurde leider nie entsprochen. Wie humorlos!

3 Ich habe die interessante Erfahrung gemacht, daß ich, seit meinen Invektiven gegen die deutschen edlen Seelen im Golfkrieg, nunmehr, ob ich will oder nicht, auf jedem Kriegs- und Krisenschauplatz die Fahne der Intervention zu schwingen habe. Nach einer Diskussionsveranstaltung in Frankfurt stand hinterher in der Zeitung zu lesen, ich hätte, blutrünstig wie ich bin, für Bomben auf Belgrad votiert. Halten zu Ehren: nicht ich war's, sondern der ebenfalls anwesende Daniel Cohn-Bendit. Und in der *Neuen Züricher Zeitung* las ich jüngst: »Sie plädiert für Härte und militärische Expeditionen, trotz dem Fehlschlag in Somalia«. Eben nicht: für Expeditionen im Plural, vor allem für die nach Somalia, habe ich nie plädiert. Da sieht man mal, wie's zugeht, wenn man nicht konsequent friedfertig auftritt. Da sieht man auch, daß den Friedensseelen so verschiedene Konflikte wie der am Golf, in Somalia und in Bosnien absolut Jacke wie Hose sind.

4 Wer im *Pflasterstrand* nachliest, im verblichenen Frankfurter Blatt der Spontilinken, wird feststellen, daß die heute als Verrat inkriminierten Thesen der allerorts exkommunizierten Linken dort schon seit Ende der siebziger Jahre zu finden sind – schon damals heiß diskutiert, aber immer als Diskussion *innerhalb* der Linken.

5 Zitatnachweis in: Cora Stephan, *Der Betroffenheitskult. Eine politische Sittengeschichte*, Berlin 1993, S. 158.

Wolfgang Engler
Der freudlose Diskurs

Standbilder der deutschen Linken

1.

Der Spiegel, Ausgabe vom 31. Januar 1994: »In Berlin verhinderten vorletzte Woche rund hundert Frauen und Männer mit Trillerpfeifen und Hupen, Buttersäure und Blockaden stundenlang den Beginn eines Kongresses zum Thema ›Sexueller Mißbrauch‹. Die Berliner Autorin Katharina Rutschky, eine der geladenen Referentinnen, wurde beim Betreten des Saales von Demonstranten beschimpft, getreten, gewürgt. ›Deine Theorien sind Täterdenken‹, schrie eine prügelwütige Frau. ›Für das, was du sagst, gehört dir die Fresse poliert!‹ Rutschky bekam Todesangst, fing an, um Hilfe zu schreien, konnte sich schließlich befreien und in Sicherheit bringen. Der Kongreß mußte unter Polizeischutz abgehalten werden; die geplante Pressekonferenz sagte Rutschky aus Furcht vor neuen Übergriffen ab.«

2.

Der Vorfall, einer von vielen in jüngster Zeit, ist exemplarisch. Denn die »Theorien« über Kindesmißbrauch, für die man die Autorin in die Mangel nahm, sind aufklärerisch im besten Sinne des Wortes, bemüht, »Fiktion und Realität« auseinanderzuhalten, wie es im Untertitel ihres Buches *Erregte Aufklärung* heißt. Daß Wahrheiten auch, ja gerade dann ausgesprochen werden müssen, wenn sie unangenehm berühren, emotional enttäuschen, selbst verletzten, galt den 68ern als dermaßen zentral, daß sie diesem Grundsatz öffentliche Altäre errichteten. Die »Republikanischen Klubs«, die damals allerorten aus dem Boden schossen, stellten sich ganz bewußt in die Tradition Voltaires: »Ich teile keine Ihrer Ideen, aber ich werde mein Leben lang dafür kämpfen, daß Sie sie äußern können.« Nun soll das alles nicht mehr gelten, optiert man für das Gegenteil: für bequeme Wahrheiten; für solche, mit denen man etwas anfangen kann. Nach ihrer aufklärerischen Jugendliebe entdecken die in die Jahre gekommenen Rebellen ihre Begeisterung fürs Ideologische.

3.
Da kommt selbst barer Unsinn zu öffentlichen Ehren. Kurz nach dem Eklat um Rutschky fand sich eine österreichische Philosophin in Berlin ein, um einen Vortrag über »Feministische Vernunftkritik« zu halten. Offensichtlich hielt ihre Rede weniger, als sich manche von dem Thema versprochen hatten. So übernahm das Auditorium die Initiative. Als sei es das Selbstverständlichste der Welt, unterschied man, pardon: frau, zwischen »Phallus- und Schamlippenkulturen«. Im Unterschied zu jenen, die peinigend »eindeutig« seien, wie das namensgebende Organ, zeugten diese von Synthese. Und als ob die einfache Synthese nicht genüge, die Überlegenheit weiblicher Prinzipien darzutun, gab eine weitere Sprecherin die grundstürzende Einsicht zum Besten, daß Frauen nicht über zwei, sondern über vier Schamlippen verfügen. Außerstande, den Erkenntnisgewinn dieser Einwürfe nachzuvollziehen, beschied sich die Vortragende in dem Resümee, daß sie über Philosophie, nicht über Anatomie gesprochen habe. Man verließ die Veranstaltung mit dem Gefühl, daß Vernunft und akademischer Feminismus einander weniger bedingen als vielmehr ausschließen.

4.
Ich habe an anderer Stelle, gewissermaßen als Neuankömmling in der westlichen Kultur, versucht, solche Vorfälle, auch wenn es schwerfällt, ernst zu nehmen und die mal ausdrücklichen, mal stillschweigenden Voraussetzungen zu benennen, die ihnen einen Schein von Vernunft verleihen.[1] Dabei fiel mir auf, daß der linke Diskurs auf einer ganzen Reihe von Denknormen beruht, die wie Tabus gehandhabt werden. Dazu zählt, daß Frauen im Grunde die besseren, kompetenteren Menschen sind; daß Kinder, wie es in dem albernen Lied von Herbert Grönemeyer heißt, »an die Macht« gehören; daß Engagement Priorität vor der Distanz genießt, Fühlen schöner, vor allem »wärmer« als Denken ist; daß, wo Rationalität sich nicht ganz vermeiden läßt, die Linken die Rechten ausstechen; daß es mit der Umwelt heute schlechter steht denn je; daß die Gewalt, die Erwachsene gegen die Heranwachsenden, Männer gegen Frauen üben, jedes bekannte Maß übersteigt; daß der öffentliche, berufliche Raum das ganz alltägliche Grauen beherbergt und man sich vor Nachstellungen und übler Nachrede kaum noch zu helfen weiß; daß Dritte-Welt- und Ökoläden zeitgemäße Ausdrücke des Gutseins bilden; daß »Zivilisation« *Terror* und »Kultur« *Freiheit* bedeutet.

5.
Im gemeinsamen Nenner dieser und weiterer Dogmen, die nichts an sich heranlassen, steht »Selbstgerechtigkeit«. Dabei handelt es sich keineswegs

um eine rein deutsche Erscheinung. Der Wunsch, ohne Anfechtungen »im Wahren« zu leben, begeistert den linken Mehrheitsdiskurs auch anderswo. Ein Beispiel, das mir besonders aussagekräftig erscheint, mag das verdeutlichen. Vor etwas mehr als zwei Jahren veröffentlichte der deutsch-amerikanische Gelehrte Albert O. Hirschman eine Studie über die Denkmuster des politischen Konservatismus, die in den Vereinigten Staaten für beträchtlichen Wirbel sorgte.[2] Der Streit entzündete sich charakteristischerweise an einem nachgeschobenen Kapitel, das den Spieß umdrehte, gegen die Stereotype des linken, »progressiven« Diskurses selbst richtete. Diese Ungehörigkeit verzieh man dem Autor nicht. Wenn er nur darauf hinauswollte, empörte man sich, hätte er sich die Mühe besser gespart. Denn eine Untersuchung, die nicht nur das gegnerische Denken in Frage stelle, sondern auch das eigene, sei in der praktisch-politischen Auseinandersetzung vollkommen unbrauchbar. Hirschman, der in dieser kritischen Wendung gegen sich selbst den »eigentlichen Clou« der Studie sah, faßte den Tenor der meist feindseligen Reaktionen so zusammen: »Die Geschichte des sechsten Kapitels erlaubt einige Kommentare. Zunächst weckt sie Zweifel an der Aufgeschlossenheit, mit der Wissenschaftler und Intellektuelle im allgemeinen ihre Forschungen vorzutragen pflegen. Sie sollen der ›Suche der Wahrheit, wohin sie auch führen mag‹, verpflichtet sein oder gehen, ›wohin sie der Geist auch trage‹. Diese schönen Maximen scheinen aber in dem Moment in Ungnade zu fallen, in dem ein Autor sie ernst nimmt und aktiv einem Gedanken nachgeht, der von einer davor vertretenen These abweicht oder sich mit dieser irgendwie reibt.«[3] *No comment.*

6.

Einige Jahrzehnte früher genoß der ungarisch-deutsche Soziologe Karl Mannheim den Charme dieser linken Geistesart in vollen Zügen. Man sprach ihn desselben Frevels schuldig. Tatsächlich hatte er sich unterfangen, nach dem konservativen und bürgerlich-liberalen Denken auch das sozialistische als »Ideologie« einzustufen, das heißt als eine durch und durch historische, seins- und zeitgebundene Denkfigur.[4] Da gab es kein Halten mehr. Man verbat sich die Belehrung und fuhr schwerstes Geschütz auf. Horkheimer und Adorno erklärten kurzerhand, sie könnten auf jene Schulungsheime für Intellektuelle, die Mannheim einzurichten gedenke, gut verzichten; Otto Neurath eiferte gegen den »Scheinobjektivismus« des ganzen Projekts, Karl Wittvogel ging, bedauerlicherweise, noch einen Schritt weiter und brachte den Urheber des Ärgernisses als »bourgeoisen Agenten« in Verruf. – Sich schonungslos in die Objektivierung einzubeziehen, nicht nur die Werte und Ideale der Konkurrenten, sondern insbesondere die zu kritisieren, an denen man selber hängt, das läuft im *mainstream* des linken Diskurses unter »Verrat«.

7.

Dabei ist das, *die experimentelle Entsicherung der 1. Person*, im Singular wie im Plural, die einzige geistige Arbeit, die die Mühe wirklich lohnt. Herausfinden, ob man aus dem Schatten jener Grundsätze treten kann, die fraglose Gewißheiten spenden; mehr tun als die anderen, zum Zeichen tatsächlicher statt nur angemaßter Überlegenheit; nichts voraussetzen, vielmehr alles in die Betrachtung einbeziehen, was die eigene Sicht erschüttern könnte – das galt einmal als intellektueller Ehrenpunkt, als Inbegriff »progressiver« Tugenden. Rückblickend fällt auf, daß man diese Fähigkeit bevorzugt im Umkreis von Außenseitern findet; unter Menschen, die ein wenig abseits stehen, nicht oder jedenfalls nicht ganz »dazugehören«. Das stimmt für Mannheim wie für Hirschman und nicht minder für die frühen 68er. Die Gegenanzeige gilt ebenso. Denn im Maße, in dem man in die Gesellschaft und ihre Institutionen hineinwächst, sich vom Außenseiter zum Etablierten mausert, wächst die Gefahr, daß die einstige Haltung zum Bekenntnis abstirbt. Wo jemand diesen Prozeß des Hineinwachsens, der ihn trägt und ankommen läßt, bruchlos nachvollzieht, hat die Kritik ihre Rechte verloren. Wo die längst Angekommenen die nonkonforme Attitüde weiter pflegen, darf man fragen, was sie damit meinen: romantische Sehnsucht, ungebrochenen Elan oder müde Gewohnheit.

8.

Jüngst gab es Gelegenheit, den stummen Geboten des linken Mehrheitsdiskurses höchstpersönlich auf die Spur zu kommen. Den Anlaß bot der Dokumentarfilm »Beruf Neonazi«. Darin gibt es eine Szene, die in Auschwitz-Birkenau spielt. Die Hauptperson des Films, der Münchener Faschodandy Ewald Althans, betritt eine Gaskammer und sucht andere dort schon anwesende Besucher von der sachlichen Unmöglichkeit der Vergasung von Hunderttausenden von Menschen zu überzeugen. Dabei wirken seine »Argumente« fast noch aufreizender als die unverschämte Pose, in der er sie vorträgt. »Wo geht der Rauch hin?« fragt er die Umstehenden, um sie mit der Antwort zu verblüffen, daß sich keinerlei Abzugseinrichtungen vorfänden, die ihn hätten aufnehmen können. Wisse überhaupt jemand, wie Cyklon B funktioniert? Daß Cyanidwasserstoff und Ziegelsteine Preußisch Blau ergäben, eine Verbindung, die sich noch heute finden müßte? Einen Widerpart ausgenommen, schlägt er mit seiner Schlußfolgerung, hier sei niemand zu Schaden gekommen, das Publikum in die Flucht. Als meine Studenten, mit denen ich den Film sah, ihre erste Reaktion beschrieben, verstand ich meine eigene besser: die Provokation ignorieren, ohne weitere Prüfung der »Gründe«. Es *war* so, wie wir es immer wußten, dort *wurden* Menschen vergast, punktum. Wir alle beobachteten an uns dieselbe manifeste Weigerung, die zugestandenermaßen infa-

me Infragestellung überhaupt nur zuzulassen; dieselbe Blockade, sich Auschwitz in technischer statt menschlich-moralischer Perspektive zuzuwenden. Das »Ich weiß es eben und habe keine weitere Arbeit an meiner Überzeugung nötig« grundierte unsere Wahrnehmung und wog uns in Sicherheit.

9.

Das Ergebnis, hier wie in anderen Fällen: man schiebt Irritationen, die einen beschleichen, mit einem Handstreich beiseite, hält sich nicht weiter bei dem an sich beunruhigenden Tatbestand auf, daß man, in der Situation der Provozierten, auch keine Antwort gewußt hätte, und überläßt das Terrain den anderen. Am Ende mokiert man sich dann über die »Idioten«, die auf derlei Tricks hereinfallen, das heißt, genau besehen, über Leute, die einem selbst aufs Haar gleichen, ausgenommen den einen Punkt, daß sie aus ihrem Nichtwissen andere, menschenverachtende Schlußfolgerungen ziehen. Und um noch einmal auf den konkreten Fall zurückzukommen, der die Überlegung anregte, so gefielen sich die Kritiker des Films weithin in moralischer Aburteilung, wo nicht Kriminalisierung des Werks; mir ist kein einziger Antagonist bekannt, der seine eigene Beunruhigung öffentlich zur Sprache gebracht hätte. Das ziemt sich wohl für standhafte Linke nicht. Man selber ist enttäuschungsfest, das Risiko laufen immer nur die anderen; die »einfachen Leute«; die, denen es an Bildung und, wichtiger noch, Prinzipientreue gebricht. Für diese schlichten, anfälligen Gemüter empfehlen sich dosierte Öffentlichkeiten, solche mit Zeigefinger.

10.

Berliner Zeitung, Freitag, 18. Februar 1994: »Mehr als 130 Intellektuelle und Anti-Rassismus-Initiativen haben in einem gemeinsamen Aufruf gegen die angekündigte Fernsehsendung des umstrittenen Dokumentarfilms ›Beruf Neonazi‹ von Winfried Bonengel protestiert. Die von Spiegel-TV für diesen Sonnabend geplante Ausstrahlung des Films mit einem zehnminütigen redaktionellen Vorspann und anschließender Diskussion im Privatsender VOX gehöre nicht ins Fernsehprogramm, hieß es in einem Aufruf. Das Medium Fernsehen erlaube keine unmittelbare Auseinandersetzung. Zu den Unterzeichnern des Aufrufs zählen Politiker, Wissenschaftler, Regisseure, Schauspieler, Schriftsteller und Mediziner, darunter Hildegard Hamm-Brücher, Wolf Biermann, Bärbel Bohley, Marcel Reich-Ranicki und die Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich. Der Vorsitzende des Rates der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis, der den Aufruf ebenfalls unterzeichnete, schlug die Einladung zur anschließenden Diskussion aus.« Die Liste zeigt an prominenter Stelle den wachen Ordnungssinn auch linker Dissidenten. Eine politische »Auseinanderset-

zung«, die sich dem eigenen Zugriff entzieht – so etwas fehlte gerade noch! Dem vorzubeugen, kommt jedes Mittel recht, greift man bedenkenlos in die Werkzeugkästen der *political correctness*. Daß die Einschüchterung funktioniert hatte, bewies die nachfolgende Sendung. Sie kam einer einzigen Entschuldigung gleich, umgab die extrem zusammengeschnittene Fernsehfassung mit einem Wust von Erläuterungen, Rückblicken und Kommentaren, daß einem Hören und Sehen verging. Vielleicht, beschloß der Moderator resigniert den Abend, könne man den Film später, wenn sich die Wogen der Erregung geglättet hätten, in voller Länge zeigen, ohne vorauseilende Selbstkritik. Da wäre ich weniger hoffnungsvoll.

11.

Um es noch einmal zu sagen: Selbstgerechtigkeit ist kein Privileg der (west)deutschen Linken. Das schließt nicht aus, daß sie sich hierzulande besonders penetrant äußert. Dies mag mit unser aller Neigung zusammenhängen, an den heiligen Ernst reiner Prinzipien zu glauben, zumal jener, die wir uns selbst geben. Aber das ist nicht alles. Weiteres kommt hinzu. Um mit einer noch recht allgemein gehaltenen Feststellung zu beginnen: Der westdeutschen Kulturrevolte vom Ende der sechziger Jahre fehlte etwas, was die anderen Protestler diesseits wie jenseits des Atlantiks nie aus dem Auge verloren – eine, und sei es auch nur minimale, Identifizierung mit dem eigenen Gemeinwesen. Die gegen das *establishment* aufbegehrenden Franzosen oder Nordamerikaner empfanden sich bei allem Groll gegen die Altvorderen, gegen den »Block an der Macht«, gleichwohl als vollwertige, wahrscheinlich sogar als die besseren Staatsbürger. Die deutschen »Revolutionäre« verstanden sich rein negativ, anational; mußten sich wohl so verstehen, um angesichts ihrer Vorgeschichte – der ruhmlosen Geschichte ihrer Eltern – Gehör zu finden. Aber sie versäumten es, die Übertreibung, die die Illusion eines postnationalen und poststaatlichen »Wir« gebar, zu reflektieren, adelten sie statt dessen zum Prinzip. Dadurch gewann ihr Protest ein tendenziell abgehobenes, dem Profanen abholdes Moment. Professionelle Politik, Staat, Wirtschaft, Recht, kurz, die ungeschminkte Realität – das war und blieb die (schmutzige) Sache der anderen, wert, kritisiert und verworfen, aber nicht anerkannt zu werden. In der scheinsouveränen Rede von der »politischen Klasse« und ihren wirtschaftlichen Auftraggebern, den »Profithaien«, klingt diese romantische Verachtung der »harten Fakten« bis heute nach.

12.

Der kulturelle und berufliche Erfolg der 68er, beispiellos in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte, verschärfte das Dilemma noch. Den Marsch durch die Institutionen anzutreten und zugleich bei sich zu bleiben, erwies

sich als unversöhnlicher Widerspruch. Im selben Maße, in dem die Verbeamtung der »Revolutionäre« voranschritt, der öffentliche Dienst zu ihrer bevorzugten Heimstätte wurde, wuchs das Unbehagen. Ohne politischen Systemwechsel hätte das eigentlich gar nicht passieren dürfen! Da man einen Ausgleich mit den neuen Realitäten weder suchte noch fand, ging die geballte Ladung nach außen und folgerichtig gegen die, die das offene Geheimnis der ganzen Gruppe unumwunden aussprachen: längst angekommen, aber außerstande zu sein, das auch zur Kenntnis zu nehmen. Die notorische Unfähigkeit, sich zu freuen: über die Tatsache, daß man die Gesellschaft, in die man hineinwuchs, zu guten Teilen mitgestaltete, ist die Kehrseite jener Unfähigkeit zu trauern, die die eigene Elterngeneration so unausstehlich machte. Der freudlose Diskurs, den die deutsche Mehrheitslinke so standhaft führt, setzt Renegatentum an jene Stelle, die anderswo die legitimen Kinder der Selbstreflexion, Humor und Ironie, besetzen. Man produziert die Abweichler gleich in Serie, ohne weiter nach Unterschieden zu fragen. Ob eifernder Konvertit oder wirklich Lernender, das spielt für diese Zwecke keine Rolle. Irgend etwas muß es schließlich geben, woran man sich halten kann, und sei es das Produkt der eigenen Phantasie. Kein linkes Leben ohne Carl Schmittschen Feind. »Im Westen nichts Neues«, sagt sich da der gelernte Ostler voll Kummer.

13.

»Halt« ist ein wichtiges Stichwort. Denn Auflösung droht überall. Es gehört zum Schicksal erfolgreicher Protestbewegungen, daß ihre utopische Intensität allmählich abebbt, in Alltag übergeht. Darunter leidet der innere Zusammenhalt. Was zu Aufbruchszeiten organisch zusammengehörte, nur einen Aspekt des Ganzen bildete, strebt peu à peu auseinander, um zuletzt, ohne Vision und Aktionszentrum, zur Nische zu mutieren. Die Entwicklungslinie der 68er Bewegung bestätigte diese alte Weisheit in hohem Grade. Vom antikapitalistischen Gesamtprojekt über die ökologische Ersatzutopie zum »soziokulturellen Zentrum« und von dort zur Selbsthilfegruppe – so könnte man den Trend in etwas bissige Worte fassen. Der Auflösungsprozeß war mehrdeutig. Revolutionsmythen, ins Zwanghafte gesteigert, überlebten in den K-Gruppen. Daneben ließ sich ein neuer Realismus sehen, der die Machtverhältnisse vor Ort aufs Korn nahm, an einem Netz spann, das sich nach und nach über die ganze Gesellschaft legte. Was es nicht alles gab! Stadt- und Stadtteilzeitungen, kommunalen Rundfunk und »offene« Fernsehkanäle, alternative Buchläden und Forschungszentren, Frauenhäuser, Off-Theater jede Menge, Friedens- und Umweltgruppen, zahllose Bürgerinitiativen, Nachbarschaftsnetzwerke, Kinderläden und vieles andere mehr. Was dem ersten, faszinierten Blick entging, den die Ostler auf dieses selbstgeschaffene Universum warfen, er-

schloß sich dem zweiten: die Vielfalt der Initiativen überragte ihren »Geist« bei weitem. Jeder rang für sich oder mit wenigen Gleichgesinnten um Anerkennung und Geld. Um das eigene Unternehmen durchzusetzen, unterwarf man sich, nolens volens, dem Konkurrenzprinzip, das die feinsäuberliche Trennung von Ansprüchen, Themen, Interessen gebot. Am Ende fand jedes oder doch fast jedes Problem seine maßgeschneiderte Lösung. Daß man viele Pläne, aber keinen Plan mehr faßte, verschlug da nur noch wenig. Als in einigen Metropolen schließlich sogar Busspuren eingerichtet wurden, wähnte man sich nah am Ziel: »Die Bundesrepublik war«, wie einer ihrer späten Befürworter so unnachahmlich schrieb, »irgendwie auf dem Weg zur Eidgenossenschaft«.[5]

14.

So etwa stand es um die »postrevolutionäre« Nischengesellschaft des Westens, als der Osten »kam«. Man versteht nun besser, warum sich die Begeisterung in engen Grenzen hielt. Auch das hätte vernünftigerweise nicht passieren dürfen. Lauter »ordinäre« Themen, die einen schon von fern anwiderten, schoben sich urplötzlich in den Vordergrund, zum Leidwesen all der schönen »Projekte«: große Politik und DM, Wiedervereinigung und, igittigitt, nationale Interessen. Nun mochte man noch so laut rufen, die Reihen der gewogenen Zuhörer lichteten sich zusehends, die »Staatsknete« floß eh' woanders hin. Um das Unheil abzuwenden, machte man sich selber auf die Socken und beglückte die neuen Mitbürger mit längst gekochten Gerichten. Die Ostfrauen durften lernen, sich endlich wie richtige Frauen zu verhalten, und das hieß zunächst einmal, ordentliches Deutsch zu sprechen, mit großen »I«; abgewickelten Intellektuellen empfahl man die »Soziokultur«; mit einem Forschungseifer, der bessere Motive verdient hätte, stürzte man sich auf die kleinen Leute, um sie in allen nur denkbaren Hinsichten auszufragen und ethnologisch zu vermessen; den »autoritären« Verhältnissen in Familie, Schule und Beruf rückte man mit »Spaß« zu Leibe; wer dabei keine rechte Freude verspürte, war reif für den Psychoanalytiker. Als hätte die Lektion noch immer nicht gesessen, verpuppten sich die eiligen Ratgeber, mir nichts, dir nichts, auch noch in Postenjäger, die den Rest, der blieb, »solidarisch« unter sich ausmachten.

15.

Da legte sich die Neugier, und der Ärger wuchs. Er schlug die in die Flucht, die nichts ergattert hatten. Wieder in ihren Heimatnischen angekommen, vollbrachten sie das Wunder, mit dem keiner mehr gerechnet hatte. In diesem kritischen Moment, der sie ganz auf sich zurückwarf, freuten sie sich zum erstenmal seit langen Jahren aufrichtig. Obwohl es eigentlich verboten war, stimmten sie das Lob der guten alten Zeiten an,

erst einzeln und verschämt, dann lauthals und im Chor. Heraus kam eine rührselige Ballade, die den idyllischen Zustand des vormaligen Staatswesens vergötterte, dessen Ende beklagte und in den immergleichen Refrain einmündete: »BRD ade«. Damit nicht genug, bestanden sie jetzt auch auf der vollen, ja alleinigen Autorschaft für diese, im Ganzen doch irgendwie gelungene Konstruktion. Nachdem die späte Minne kaum mehr als Gelächter hervorgerufen hatte, vernahm man nur noch das Kommando: »Lied aus!« Nun hat die Geduld ein Ende, nun setzt es Prügel.

16.

Um Mißverständnissen und falschen Idealisierungen vorzubeugen: die »Renegaten« bilden keine einheitliche Gruppe. Auch unter ihnen gibt es solche und solche. Da sind die frisch bekehrten Bellizisten, wie Karl-Otto Hondrich, für die Kriege wenigstens das Gute haben, daß sie die Völker zum Bewußtsein ihrer selbst führen; da zahlen andere mit gleicher Münze heim, was sie einstecken mußten, wenn sie, wie Henryk M. Broder in einer Ostberliner Diskussion, ihre orthodoxen Kontrahenten kurzerhand als »Schweine« titulieren, uneins nur noch darüber, wo die größeren Exemplare dieser Spezies säßen, im Osten oder im Westen Deutschlands; wieder andere durchlaufen ihre Ausbildung zum »Revisionisten« genüßlich vor dem Publikum, so daß offenbleibt, woraus sie ihre Wirkung ziehen, aus ihren Thesen oder ihren Showtalenten; da ist zuletzt die kleine Gruppe jener, die sich zögernd vorantasten, die Punkt für Punkt mit sich ins Gericht gehen, wohl wissend, daß ihre intellektuelle Stigmatisierung nicht ohne verzerrenden Einfluß auf ihr Denken und Sprechen bleibt. – Wen wollte diese Reihung wundern? Distanz und geistige Großmut sucht man auch im abweichenden Diskurs mit der Lupe. Einige wenige ausgenommen, gilt hier, im Lager der Abtrünnigen, dieselbe Regel wie bei den Daheimgebliebenen: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.

17.

»Die Frage, was von der Linken übriggeblieben sei, zeugt von einer bemerkenswerten Wahrnehmungsschwäche. Links beispielsweise ist das Unterscheidungsvermögen, das Rita Süßmuth und Heiner Geißler von den ehemaligen Weggefährten trennt.«[6] Zwei Sätze aus berufenem Mund, deren Sinn gleichwohl »flimmert«. Zeichnet die praktische Urteilskraft, die hier als Exempel linker Tugenden dient, nun die Bonner Politiker oder doch eher den Frankfurter Philosophen aus? Ich vermute, Habermas meint sich selbst, stellvertretend für all die, die gelernt haben, nicht alle Konkurrenten in einen Topf zu werfen, sondern erst einmal zuzuhören, was sie zu sagen haben. »Offen für Überraschungen« heißt das in der westlichen Werbung, »Suche nach Bündnispartnern« hieß es im östlichen Herr-

schaftsdiskurs. Aber wie dem auch sei, die Verhaltensart ist lobenswert, »links« nur bedingt. Fehlt ihr doch das alles entscheidende Merkmal »progressiven« Denkens und Trachtens: die Selbstbezüglichkeit. Potentielle Rivalen sachlich und argumentativ ernst zu nehmen ist die eine, sich aus dem Zentrum zu rücken die andere Seite der Medaille. Ehe man überlegt, welche Antipoden einem noch am ehesten zusagen, stellt sich die Frage, wer man selber ist, welche Position man im politisch-intellektuellen Spektrum einnimmt und wie sich diese »Lagerung« auf die eigene Art, die Welt zu sehen, auswirkt. Die erste, noch halbierte Reflexion meint immer nur die anderen, versteht sich als Schiedsrichter, der Noten verteilt. Die doppelte Reflexion kennt keinen solchen Tatendrang oder doch erst nach häuslicher Selbstbesinnung. Deshalb ist sie, um mit den Worten zu enden, mit denen der »Altlinke« Spinoza seine *Ethik* beschloß, »ebenso schwierig wie selten«, wie alles »Erhabene«.

Anmerkungen

1 »Die Grenzen des Diskurses«, *Die Zeit* Nr. 50, 10. 12. 1993, S. 61.
2 *The Rhetoric of Reaction: Perversity, Futility, Jeopardy*, Cambridge/Mass. 1991; dt. Üb.: *Denken gegen die Zukunft*, München 1992.
3 A. O. Hirschman, »Die Rhetorik der Reaktion – Zwei Jahre danach«, *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Heft 6 1993, S. 971.
4 In seinem Bestseller *Ideologie und Utopie*, zuerst Bonn 1929.
5 Th. Schmid, »Über ein Staatsbegräbnis und die Zukunft eines Zustands«, *Kommune. Zeitschrift für Politik – Ökonomie – Kultur*, Heft 10, 1990, S. 7.
6 Jürgen Habermas, »Die zweite Lebenslüge der Bundesrepublik: Wir sind wieder ›normal‹ geworden«, *Die Zeit* Nr. 51, 11. 12. 1992, S. 48.

Politik aktuell

M. Kloepfer unter Mitarbeit von G. Michael
Das Stasi-Unterlagen-Gesetz und die Pressefreiheit
Verfassungsfragen des Gesetzes über die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR (Stasi-Unterlagen-Gesetz)
Schriften zum Öffentlichen Recht, Band 630
130 S. 1993 ⟨3-428-07648-6⟩ DM 98,– / öS 765,– / sFr 98,–

J. B. Müller
Die politischen Ideenkreise der Gegenwart
Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Band 64
173 S. 1992 ⟨3-428-07304-5⟩ DM 68,– / öS 531,– / sFr 68,–

K. M. Rogner
Der Verfassungsentwurf des Zentralen Runden Tisches der DDR
Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Band 66
219 S. 1993 ⟨3-428-07807-1⟩ DM 86,– / öS 671,– / sFr 86,–

K. Löw (Hrsg.)
Totalitarismus
2., unveränd. Auflage
Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschlandforschung, Band 23
Tab.; 239 S. 1993 ⟨3-428-07664-8⟩ DM 68,– / öS 531,– / sFr 68,–

K. Burmeister
Die Professionalisierung der Politik — am Beispiel des Berufspolitikers im parlamentarischen System der Bundesrepublik Deutschland
Beiträge zum Parlamentsrecht, Band 25
150 S. 1993 ⟨3-428-07566-8⟩ DM 72,– / öS 562,– / sFr 72,–

Max Weber
Politik als Beruf
10., unveränd. Auflage
67 S. 1993 ⟨3-428-07724-5⟩ DM 18,– / öS 141,– / sFr 18,–

Duncker & Humblot · Berlin
Postfach 41 03 29 · D-12113 Berlin · Telefax (0 30) 79 00 06 31

MARCEL REICH-RANICKI

Der »Erste Literaturkritiker der Nation« über Lessing und Goethe, Heine und Fontane, Kerr und Polgar, Thomas und Golo Mann, Kurt Tucholsky und Walter Benjamin, Friedrich Sieburg und Friedrich Luft, Hans Mayer und Walter Jens, Joachim Kaiser und andere bedeutende Kollegen.

DIE ANWÄLTE DER LITERATUR

360 Seiten
Gebunden
mit Schutzumschlag
DM 39,80/
öS 311,–/sFr. 39,80

DVA

LINKS und lahm

»Die Linke ist tot. Links ist überholt. Außer Betrieb. Die Krücke von gestern. Links war *ex oriente lux*. Bis die Sonne sich weigerte und seither im Westen auf- und im Osten untergeht. Links liegt auf dem Abfallhaufen der Geschichte, die etwa um 1989/90 herum aufhörte.«

264 Seiten
DM 29,90

RECHTS und dumm?

»Eine alte Dummheit breitet sich in Deutschland aus: der Nationalismus. Das kleine dumme deutsche Schwein will wieder die nationale Sau rauslassen. Es möchte seine moralischen und charakterlichen Defizite durch die angeblich höherwertige deutsche Identität ausgleichen.«

128 Seiten
DM 20,–

CARLSEN
BUCHVERLAG

Claus Leggewie
Vergeßt '68! Denkt gefährlich!

Verrat am Ende des 20. Jahrhunderts

Die Diskussion im Seminar über aktuelle politische Fragen läuft endlich gut. Da meldet sich einer und sagt mit diesem leichten Beben in der Stimme: »Was du da eben gesagt hast, finde ich total *gefährlich*.« Alle schrecken auf – ja, das ging wirklich zu weit. Einer, ganz jung noch, hat gemeint, das mit dem Holocaust hänge ihm langsam zum Hals raus, und als Jahrgang '73 möchte er sich keine Schuldgefühle einreden lassen. Wasser auf die Mühlen der Rechten! In einem anderen Seminar hat eine verkündet, die radikal-feministische Leier gehe ihr auf den Geist. Und das kurz vor dem 8. März! Auf der Vollversammlung soll sogar jemand behauptet haben: Die Hochschulen sind doch *wirklich* zu voll, und es *gibt* faule Studis. Damit nicht genug: Im Theoriekurs wird Carl Schmitt gelesen, in der AG führen die Freaks Splatterfilme vor, und ganz viele wollen ungestört Winfried Bonengels Film »Beruf Neonazi« ansehen, obwohl darin einer, mitten im Vernichtungslager, behauptet: Auschwitz habe nie stattgefunden. Gefährlich: Wortungetüme stehen im Raum, verpesten die Diskursluft und verführen die Jugend. »Sind wir schon wieder so weit?« fragt die bebende Stimme von neuem.

Zensur findet nicht statt, heißt es im Grundgesetz einigermaßen zutreffend: Im Seminar dürfen alle sagen, was sie denken. Wer Zugang zu »den Medien« hat, vom kleinen Lyrikverlag bis zur *prime time*, kann auch publizieren, ohne daß der Staat, Rundfunkräte oder sonst eine Gedankenpolizei das Wort abschneiden. Sogar öffentlich-rechtlich durften die Kabarettisten Rogler und Scheibner ihre satirisch gemeinten Ressentiments über einen unliebsamen Kandidaten fürs höchste Amt im Staate rauskotzen, und kein sächsischer Staatsminister kann sie dafür vom Bildschirm vertreiben. Der Staat hält sich bei uns im allgemeinen als Zensor erfreulich zurück, und wenn er die Meinungs- und Kunstfreiheit beschneidet, gibt es einen Aufschrei, der sich hören läßt. Die Zensur droht jetzt eher »von unten«, von den gutmeinenden Leuten, die den Anfängen wehren und sperriges Wortgut aus dem Verkehr ziehen. Erwünscht ist, auch in Hörsälen und Seminarräumen, weniger das systematische, *alles*

ergründende, damit auch wilde und gefährliche Nach-Denken als das politisch korrekte Vor-Sprechen.

Gelegentlich schreiten die Tugendhaften zur Tat. Wenn notorische Feind-Figuren wie Ernst Nolte über Nietzsche oder Alain de Benoist über die Konservative Revolution dozieren und diskutieren wollen, kann es in Deutschland keine Debatte mehr geben, aber Prügel setzen. Auch als Katharina Rutschky ihre ziemlich abweichende Meinung zum Thema »Sexueller Mißbrauch von Kindern« vorzutragen beabsichtigte, war das schon Anlaß, den ganzen Kongreß zu sprengen und der Referentin an die Gurgel zu gehen. »Beruf Neonazi« wurde dem breiten Publikum von einer merkwürdigen Koalition staatlicher und autonomer Vorzensoren vorenthalten. Die Mahnung, Freiheit sei immer die Freiheit der Andersdenkenden, bleibt auch heute bei Verehrern Rosa Luxemburgs außer Kraft. Sie halten es mit dem Wahlspruch der Freunde der wehrhaften Demokratie: Keine Freiheit für die Feinde der Freiheit! Wer eine »gefährliche« Meinung hat, soll sie nicht öffentlich äußern dürfen.

Wer sagt das? Die Störer lassen selten ihre Motive erkennen und kaum mit sich reden. Kleine, kommandoartige Gruppen hindern mit Trillerpfeifen, Buhrufen und Gelächter (alles höchstrichterlich erlaubten Mitteln, Protest kundzutun), aber auch mit Buttersäure und Blockaden unliebsame Redner am Vortrag und stoppen unerwünschte Vorführungen von Filmen, Theaterstücken u. a. m. Sie treten weniger bei Leuten wie Fred Leuchter oder David Irving auf, die mit der Pseudoautorität historischer Forschung Massenverbrechen leugnen, was nach deutscher Gesetzeslage eigentlich untersagt ist und bestraft werden kann, auch wenn das in der Praxis schwierig ist und bei radikalliberalen Verfechtern des *free speech* ebenfalls Bedenken hervorgerufen hat. Exemplarische Störaktionen galten in den achtziger Jahren dem australischen Philosophen und Ethiker Peter Singer, der aktive Euthanasie propagiert, und Rainer Werner Faßbinders Theaterstück »Die Stadt, der Müll und der Tod«. Die jüngsten Fälle, am spektakulärsten die Attacken auf Ernst Nolte und Katharina Rutschky, stellten, was die direkte Anwendung von Gewalt betrifft, eine Eskalation dar.

Man kann, wie es im Feuilleton von *FAZ* bis *taz* einhellig geschehen ist, solche Aktionen voller Abscheu & Empörung als »Tugendterror« brandmarken und zur Tagesordnung des gepflegteren Meinungsstreits übergehen. Nur nicht zimperlich sein: Nolte, Rutschky und Co. haben ja auch ganz schön ausgeteilt, oder? Und im übrigen läuft die Diskursmaschine doch wie geschmiert. Man versteht dann aber noch nicht die Mechanik und Strategie der Störung öffentlicher Meinungsbildung, deren Folgen weit über die bekannt gewordenen Fälle hinausreichen. Sie bilden die heimische Variation des weltweiten Sektenkampfes um *political*

correctness. Deutscher »Szenezorn« richtet sich im wesentlichen gegen zwei Gruppen von Intellektuellen: gegen vermeintliche Relativierer des Holocaust, die als *Wegbereiter der extremen Rechten* angesehen werden, und gegen Kritiker aus der Szene selbst, die als *Verräter der Linken* gelten. Die *Wegbereiter* stehen für die drohende Wiederkehr des Nationalsozialismus, die *Verräter* für eine Zersetzung der dagegen gerichteten Front von Antifaschisten. Der Einfachheit halber machen Störer und das ihnen geneigte Publikum zwischen den beiden Gruppen irgendwann sowieso keinen Unterschied mehr.

Die Störer handeln nicht durchgängig als Anti-Intellektuelle, die geistigen Streit geringschätzen und sowieso nicht lesen, was sie kritisieren. Sie handeln oft, *weil* sie gelesen haben und nun verhindern möchten, daß andere die gelesenen, für GEFÄHRLICH! befundenen Sätze zu hören bekommen oder in einem Seminar mit Texten indizierter Autoren konfrontiert werden. Dabei meinen sie, als Minderheit einem übermächtigen Mainstream gegenüberzustehen, die Verletzung notwendiger Tabus zu verhindern und stellvertretend für Leute zu handeln, die sich selbst nicht oder schlecht wehren können: Behinderte, Juden, Minderheiten, Leute, die man einfach nicht beleidigen darf. Die autonomen Vor-Zensoren fungieren als Anwälte einer Vergangenheit, die nicht vergehen soll. Nationalsozialistische Verbrechen soll keiner relativieren, verharmlosen oder »normalisieren«, zumal Deutschland, mit Nationalismus, Rassismus und Hatz auf Minderheiten insbesondere seit 1989, in eine neue Phase der Restauration eingetreten sei.

Die Störer handeln anstelle des Gewaltmonopols, das sich angesichts der geistigen Gefahr nicht rührt, wohl aber gegen die paar Störer gerufen wird. Das nehmen sie in Kauf. Störung gilt als ein Akt repräsentativer Notwehr. Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt, haben sie gelernt, und jetzt wollen die Störer nicht nur reden, sondern handeln. Sie sind davon überzeugt, daß ihre radikale Kritik andernfalls kein Gehör fände, die fällige Kontroverse also überhaupt nicht in Gang käme. Jemanden am Reden zu hindern, werten sie nicht entfernt als Gewaltakt, sondern als unkonventionellen Beitrag zur Debatte und überfällige Korrektur der einseitigen veröffentlichten Meinung.

Dahinter steckt eine bestimmte Theorie über den Zusammenhang von Denken und Handeln: Bereits Worte und Gedanken, nicht erst Handlungen von Menschen seien als gewalttätig anzusehen und folglich energisch zu bekämpfen – eine Lehre, der auch die katholische Glaubenskongregation und unser Bundesamt für Verfassungsschutz verpflichtet ist. Der bösen Tat – der Ermordung von Minderheiten, der Beseitigung »lebensunwerten Lebens«, der Vergewaltigung von Kindern – gehe immer ein schlimmes oder apologetisches Wort voraus, das gerade in seiner schein-

baren Beiläufigkeit andere mitzureißen und zu verführen vermöge. Sprache gilt als »strukturelle Gewalt«: Wer erst einmal ungestraft »Asylant« sagen durfte oder »Überfremdung« thematisiert, wie es die aktuelle Kampfterminologie freistellt, sei irgendwann auch fähig (oder ermögliche es anderen), die verbal herabgesetzten Menschen physisch anzugreifen und zu vertreiben. Die Verschlampung und Enthemmung der Sprache, glauben die Purifizierer, gehe der Entladung der Aggressionen voraus.

Die Gutredenden bemühen sich folglich angestrengt um korrekte Terminologie, wohl in der Hoffnung, daß sie, wenn sie nur den richtigen Ton träfen, auch schon richtig gehandelt hätten. Die Versuche, ein feminisiertes oder geschlechtsneutrales Deutsch zu kreieren, bieten zahlreiche Beispiele für diesen Kurzschluß. Diese Deutung von Sprechakten hat mehr mit magischem Denken zu tun als mit »Diskursanalyse«. Glaubt man, durch korrektes Sprechen einer drohenden Ansteckung zu entgehen und mögliche *faux pas* zu vermeiden? Das »Wörterbuch des Unmenschen« zeichnet sich doch gerade dadurch aus, daß es Begriffe (wie »durchführen«, »Anliegen« o. ä.) enthält, die man so gut wie nicht vermeiden kann. Der anhaltende Versuch, die Sprache reinzuhalten und »Unwörter« an den Pranger zu stellen, mag aufklärende oder, wie man heute selbst mit einem »Unwort« sagt: sensibilisierende Wirkung haben. Aber die semantische Exkulpation verschafft das gute Gewissen an der falschen Stelle. Die Kontaminationsängste haben sich auf die (elektronischen) Bilder ausgedehnt, von denen man einen noch unheilvolleren Einfluß erwartet, wobei auch hier weniger die eigene Empfindlichkeit ins Feld geführt wird als vielmehr die wiederum drohende Verschmutzung anderer, weniger wissender und daher »anfälliger« Gruppen unterstellt ist.

Die Folgen dieser Vor-Zensur durch die Gutmeinenden sind fatal. Standpunkte, die einmal für »gefährlich« und konsenszerstörend befunden werden, können nicht mehr öffentlich diskutiert werden und, wie im Fall des Bonengel-Films, direkt überhaupt nur noch von Staatsanwaltschaften und Kulturvermittlern aufgenommen werden. Von vielen für inkorrekt erklärten geistigen und künstlerischen Produkten, auch von historischen Vorgängen und Prozessen, wird bald nur noch sekundäre und tertiäre Erfahrung künden. Sicherlich kann jeder in eine Buchhandlung gehen und die Schriften von Peter Singer, Ernst Nolte oder Katharina Rutschky lesen; aber sie sind nach Lage der Dinge nicht mehr strittig in der Öffentlichkeit diskutierbar, was für eine Demokratie unerläßlich ist. »Nur gemeinsam können wir die Wahrheit finden, und sei es selbst im Streit« (Dolf Sternberger). Um den vermeintlichen Tabubruch zu verhindern, werden nun tatsächlich Tabus, nämlich Rede- und letztlich Denk-

verbote verkündet. Davon wird nicht gerade die Welt untergehen. Aber Veranstalter öffentlichen Streits auf Kongressen, Tagungen und Colloquien könnten gezwungen sein, sich irgendwann polizeilich schützen zu müssen wie Parteitage rechtsradikaler Organisationen, und die zu befürchtende Eskalation würde VHS-Direktionen, Stadträte und Hochschulpräsidenten dazu bringen, geplante Veranstaltungen abzusagen oder erst gar nicht anzusetzen (wie Anfang 1994 an der Volkshochschule Moers geschehen; s. *taz* vom 15. 3. 1994). Und das wäre tatsächlich ein beträchtlicher Schaden für die geistige Welt.

Eine weitere Folge davon ist neben der vorauseilenden Vermeidung intellektueller Risiken die zugespitzte Polarisierung der Positionen und der davon ausgehende Druck, sich zu bekennen und rückhaltlos mit einer Partei des Streits zu solidarisieren. Die Logik der Schrei- und Brüllsendungen kommerzieller Fernsehsender greift auf den akademischen und politischen Disput über. Die bekämpften Tabubrecher erhalten durch die Störungen und Attacken höhere Aufmerksamkeit, Medienprominenz und eine Märtyrerrolle, d. h. die bekämpfte Sache erscheint nachher wichtiger, als sie wahrscheinlich ist. Ein Beispiel dafür ist die Aufwertung der überaus dürftigen rechtsradikalen Wochenpostille *Junge Freiheit* im linksliberalen Feuilleton, das sich ungewollt zum PR-Mittel der Jungkonservativen macht, oder die Dämonisierung des mittelmäßigen Historikers Rainer Zitelmann zum Kopf eines rechtsextremen Netzwerks in Deutschland. Dazu zählt irgendwann jeder, der jemals mit dem ehemaligen »Cheflektor« geredet und in der von ihm redigierten »Geistigen Welt« veröffentlicht hat oder auch nur über Dritte mit ihm verbunden war.

Der mißlichste Effekt solcher Verschwörungstheorien ist, daß die einfachen Weltbilder ohne Korrektur bleiben. In der kurzschlüssigen Optik der Störer ist ein Gelehrter wie Ernst Nolte, der den Nationalsozialismus »einordnet«, umstandslos selber ein Faschist. So dubios Noltes Umschreibung der Geschichte war, so hat sie doch dazu beigetragen, Maßstäbe des Vergleichs zwischen Faschismus und Bolschewismus zu erarbeiten. Katharina Rutschky hat niemals bestritten, daß Kinder sexuell mißbraucht werden, oder sich gar für Kinderschänder stark gemacht; sie hat aber darauf hingewiesen, daß beim Kampf für die gute Sache, den Schutz von Kindern vor Gewalt, eigennützige und weniger ehrenhafte Motive der Kinder-Lobby ins Spiel kommen. Nolte wie Rutschky erinnerten auf ihre Weise daran, daß die Dinge nie so einfach sind, wie sie sich im Kopf der Gutmeinenden darstellen. Daß diese simple Lebensweisheit nicht mehr auszusprechen sein soll, verrät das manichäische und buchhalterische Weltbild der Störer und ihrer Mentoren.

Sie gehen mit dem Nimbus der nonkonformen Minderheit gegen den

(naiven oder bösartigen) politisch-kulturellen Mainstream hausieren. Die Anmaßung, der Mehrheit oder Masse ein Verbot aufzuerlegen, erfolgt namens universalistischer Prinzipien, wie z. B. des Schutzes von Minderheiten. Um für sie zu streiten, nehmen sie die Opferrolle auf sich, was vergessen machen soll, daß sie selber Täter sind. Es gibt gewiß Grenzen der Meinungsfreiheit, selbst für die Satire. Wahrscheinlich sind Tabu- und Schamschwellen auch landesweit und szenenübergreifend unter ein zuträgliches Niveau abgesunken. Aber in Gesellschaften, die demnächst nur noch aus Minderheiten bestehen, kann und darf es keine normative Superinstanz geben, die verbindlich regelt, was im öffentlichen Streit auszusprechen und zu beschweigen ist. Wir sind einzig auf die Spielregeln angewiesen, die Verfassungsordnung und Gesetze z. B. über die Pressefreiheit und den Jugendschutz vorgeben. Der *inhaltliche* Konsens gegen »aktive Euthanasie«, gegen die »Entsorgung der Vergangenheit« oder gegen den sexuellen Mißbrauch von Kindern kann sich immer nur in der strittigen Debatte ergeben, aus der gerade deswegen radikale, rechte oder linke Positionen nicht ausgeschlossen werden dürfen. Das Eis, das schon bricht, wenn sie auftreten, hält sowieso nicht. Eine multikulturelle Gesellschaft nach allen möglichen Sensibilitäten quotieren und sprachpolizeilich reglementieren zu wollen, ist eine direkte Aufforderung zur Selbstjustiz und zum ethnischen Bürgerkrieg.

Der Boykott frißt seine Kinder – 68 und die Folgen

Die Störung öffentlicher Debatten erinnert an »aktive Vorlesungskritiken« und andere Boykottaktionen der Studentenbewegung gegen Professoren und Referenten, die im Ruf standen, braune Lehrmeinungen zu vertreten, oder gegen solche, die beinhart konservativ zurückstritten wie Helmut Thielicke. Treffen konnte es auch Liberale und Linke, die als Abtrünnige und Scheißliberale vorgeführt wurden. So manchen, der heute nicht ausreden darf, erreicht der Fluch der intoleranten Tat von damals – so ist das also, wenn einen ein Saal niederbrüllt... Das Pikante an der heutigen StörSzene ist eben, daß sie mit Vorliebe die unsicheren Kantonisten des eigenen »Lagers«, die ehemaligen 68er, auf den Kieker nimmt, die durch abweichende Meinung, sarkastische Pointen und rhetorische Übertreibung den vermeintlichen Konsens stören. Hier wird eine Art von Vergangenheitsbewältigung betrieben, die im Berliner Mini-Bürgerkrieg »Klasse gegen Klasse« eine terroristische Wucht erreicht hat, vor der selbst die Mehrzahl der Autonomen zurückschreckt.

Die Wut auf die Verräter aus den eigenen Reihen belegt aber nur die Ausdifferenzierung der linken Szene, die nicht mehr in den gewohnten

Flügelkämpfen zu fassen ist. Sie läßt überdies eine beachtliche Generationskluft erkennen zwischen der 68er-Generation und den Nachgeborenen, die heute an Schulen und Universitäten aktiv sind. Zwei Seelen wohnten immer schon in der Brust der 68er: Die eine ist stur und prinzipienfest. Was gestern richtig war, kann heute nicht falsch sein. Sie vergißt nie und verzeiht denen nicht, die vergessen haben oder »verdrängen« wollen. Das ist die getreue, protestantische Seite der Rebellion, die nicht aufhören will, auch wenn sie längst zahnlos und grau geworden ist: Das Gespenst kommt immer durch dieselbe Tür. Die katholische Seite hat es sich leichter gemacht. Bis auf den heutigen Tag ist sie gelenkig und bedenkenlos – und unglaublich vergeßlich. Voller Freude fährt sie in immer neue Sackgassen und macht dabei unablässig Fehler, manchmal richtig gute. Die beiden Parteien Rechthaber und Tabubrecher begegnen sich ständig neu in Fachbereichsräten, auf sozialdemokratischen und grünen Parteitagen, in Elternversammlungen und sogar in CDU-Ortsvereinen und Gewerkschaftshäusern.

Prinzipienfester Autismus und autistische Revisionslust übertreffen sich dann gegenseitig. Für Außenstehende, die Masse der Jüngeren, Neufünfländler und die meisten Frauen ist der Familienstreit kaum verständlich und völlig irrelevant. Er ist vielleicht erklärlich, aber er wird nicht erklärt – freßt oder sterbt. Die hegemoniale Omnipräsenz des Achtundsechzigertums in heutigen Meinungskämpfen kommt dadurch zustande, daß seine Vertreter immer beide Rollen perfekt besetzen können – These wie Antithese. Grüne Parteivertreter vermögen arbeitsteilig morgens ultra-pazifistische Bekenntnisse abzulegen und abends die bewaffnete Intervention in Bosnien zu fordern. Mit derselben Verve verkündet der »linke« Flügel den alten Antiimperialismus, wie der »rechte« Abschied von der Dritten Welt nimmt. War es früher scharf, die Sozialisierung zu fordern, so ist heute Entstaatlichung angesagt. Das stört natürlich die altersradikalen Gralshüter der reinen Lehre, die ihren Kombattanten von einst jede Wendung ankreiden und die sich häufenden Verstöße der Wendehälse auf langen Renegatenlisten notieren. Die Getreuen führen synoptisch Buch und können jeden Zentimeter Abweichung exakt bemessen – eine Art westdeutsche Gauck-Behörde. Die Ehemaligen, nicht faul, steigern nach jedem *faux pas* mit anschließendem Wutgeheul der getroffenen Hunde die Lust, noch eins draufzusetzen.

Die Nachgeborenen, die vor allem von den Gralshütern unterrichtet worden sind, irritiert es auch, wenn die einstigen Vorkämpfer gegen das Establishment ihren Frieden mit allem geschlossen haben, wogegen sie früher waren – vom Leistungsprinzip und den Sekundär-Tugenden über die repräsentative Demokratie bis zur Nato- und Welthandelsordnung. Wer Hans Magnus Enzensbergers und anderer Protagonisten heutige

Weltsicht mit frühen *Kursbuch*-Aufsätzen (oder Texten aus dem *Argument* oder dem Trikont-Verlag) kurzschließt, oder wer die liberale *Kommune* aus der Erbschaft des maoistischen KBW-Konzerns studiert, kann über so viel Revision in so kurzer Zeit nur erschüttert sein. Und wer den menschheitsverbessernden Ernst der sechziger Jahre mit der heiteren Verachtung heutigen Gutmenschentums vergleicht, kann eigentlich nur von Verrat reden. Die fröhlichen Wendehälse müssen also verständlich machen, warum sie seinerzeit so und heute anders reden. Warum sie damals für Blockaden und Boykotts, manche auch für Bomben waren – und heute für Bomben auf andere Ziele, aber bei Störungen empfindlich reagieren. Sie müßten erklären, ob und warum sie zu Verrätern der gemeinsamen Sache wurden.

Verräter im landläufigen Sinne ist, wer persönliche Beziehungen und Bindungen durch Betrug, Täuschung und Illoyalität zerstört hat und sich dem Feind und Widersacher anschließt. Verräter verletzen den Ehrenkodex wie die Landesgesetze; folglich verdienen sie in allen Kulturen Rache, Säuberung, jedenfalls Verachtung.

Ein nüchterner Rückblick wird schnell klarmachen, daß die heute umstrittenen Sachen auch unter Original-68ern nie unumstritten waren. Erst in der verklärenden (oder gehetzten) Rückschau scheint es ein Zentrum und einen festen Sinn der Revolte gegeben zu haben. Das führte dazu, daß zwischen den antiautoritären und den späteren sozialen Bewegungen eine falsche Kontinuitätslinie gezogen wurde. In fast allen Fragen – von Krieg & Frieden bis Umwelt & Technik – bestehen die schärfsten Differenzen; niemals waren die 68er in ihrer Mehrheit pazifistisch, noch hatten sie das geringste Sensorium für ökologische Fragen. Erst die spätere Legende hat sie zu Erfindern von Ökopax werden lassen, und als Eltern der Ökopaxe haben sie aus Faul- und Feigheit viel zu dieser Lebenslüge beigetragen.

Wo keine gemeinsame Sache ist, kann es auch keinen Verrat geben. Wo allerdings die 68er ganz ordinäre Westentaschen-Totalitaristen waren und die geistige Linie gradewegs zu den Killern der Roten Armee oder in den Maoismus führte, war Verrat, also radikale Abkehr von der roten Kirche, unabdingbar, in manchen Fällen lebensrettend. Verrat ist ein Signum dieses Jahrhunderts. Ob und wie einer Verräter wurde, lag nicht an der Treue des einzelnen. Gewiß waren ausgemachte Schurken und dubiose Existenzen unter den Verrätern. Aber im ideologischen Weltbürgerkrieg des 20. Jahrhunderts mit seinem strikten Freund-Feind-Gegensatz mußten auf autonome Existenz bedachte Einzelne die »Vorliebe zur Differenz« (André Gorz) entwickeln und Abweichung zu ihrem Lebensthema machen. Es ging ihnen dabei nicht um dandyhafte Distinktion, sondern um die immer neue Invention des anderen Standpunktes, letztlich um die

Offenhaltung der Wahl. In ideologisch-militärischen Konstellationen kann dies tödlich sein. Herbert Wehner, ein paradigmatischer »Verräter« des 20. Jahrhunderts, hat diese Aporie exemplarisch erfahren, und es ist kein Wunder, wie sein Fall in der heutigen publizistischen, aber auch akademischen Debatte verhökert wird. Der Frontenwechsel, das Zusammenfallen vermeintlicher Gegensätze, das Spiel der Widersprüche sind kein Verrat im herkömmlichen Sinn, sondern aufklärerische und rebellische Haltungen, die einzig in der persönlichen Aufrichtigkeit und Verantwortlichkeit ein »prinzipielles« Widerlager finden. Albert Camus hat beide Seiten im Algerienkrieg verraten (und damit recht behalten), nicht aber seine Muttersprache.

Für die Nachgeborenen, nennen wir sie probeweise 89er, sind Verrat wie Verratskritik schwer zu begreifen. Sie gehören einer definitiv anderen Generation an, die den Fall der Mauer und das Ende der Geschichte erlebt hat. Die Frontlinien des Weltbürgerkriegs sind für sie längst eingestürzt – oder müßten jedenfalls überholt sein. Aber die penetrante, selbstverliebte Meinungsführerschaft des Achtundsechzigertums zwingt die Jungen, ob rechts oder links (oder nur geradeaus), immer wieder zurück ins imaginäre Kollektiv. Für eine »Studentenrevolte« bestehen im Jahr 1994 vermutlich mehr Anlässe als 1967/68. Der Krieg, der damals im Fernen Osten tobte, ist auf eine Flugstunde herangerückt, und Massaker wie im vietnamesischen My Lai ereignen sich auf dem Balkan täglich. Hörsäle und Laborplätze sind doppelt und dreifach überbelegt, und der Service der Professoren hat sich bestimmt nicht verbessert: Die Bildungskatastrophe, von der damals viel phantasiert wurde, ist real geworden. Die Generationskluft gegenüber den Älteren und Antiautoritären ist weniger sichtbar, aber vermutlich doppelt so tief. Der Neue Faschismus, seinerzeit angeblich von der Großen Koalition und den Notstandsgesetzen drohend, tritt heutzutage auf den Straßen an, sogar Herr und Frau Nachbar sind dabei.

Rebellion ist also gerechtfertigt. Die Studierenden mühen sich auch redlich, es den 68ern nachzutun. Sie machen Demos und Streiks, organisieren Volksbegehren, und Avantgarden bilden wieder Wohlfahrtsausschüsse. Mag sein, daß die historische Revolte unterm Strich nötig und nützlich war. Dazu müßte sich jede nachgeborene Generation in der ihr zustehenden Undankbarkeit gegenüber dem Alter verhalten. Doch der symbolischen Übermacht von 1968 zollen die Aktivisten von heute eher Bewunderung, wodurch oft ein lähmendes Gefühl des Zuspätgeborenseins entsteht. 1968, da war noch so viel möglich, schwärmten mir die Studenten eines Studienkollegs in Tübingen vor, die vor Veränderungswillen brannten und wieder »Bock auf Politik« hatten. Doch vor der Modellrevolte duckten sie sich und verzagten, als ob sie das unerreichte

Vorbild und gänzlich positiv wäre. Sogar daß Pop tot und die Kids nicht o.k. sind, lassen sich die Jungen von den Vierzig- bis Fünfzigjährigen brav einreden. Die Revolte der sechziger Jahre ist Geschichte, die Heutigen müssen sich ihrer Faszination entziehen. Auch sie müssen, in diesem Sinne, Verräter sein, wenn sie selbstbewußte Akteure werden wollen. Der Kulturkampf hingegen, der heute noch über das magische Datum inszeniert wird, als seien die 68er, so oder so, schuld an allem, ist ein Anachronismus.

Es gibt Leute, die immer noch nicht von der Idee lassen können, daß die Universitäten wieder zu Zentren der intellektuellen Auseinandersetzung werden und die Rolle zurückgewinnen, die sie an das Fernsehen und die freien Tagungsveranstalter abgegeben haben. Gewiß: Hochschulen brauchen Geld, Geld und Geld. Dieses Lamento stimmen Präsidenten, Professoren und Studenten seit den sechziger Jahren an. Sie haben es darüber versäumt, vergessen oder für unwichtig empfunden, die Universitäten inhaltlich zu reformieren, nämlich als Orte des geistigen Streits und der intellektuellen Auseinandersetzung zeitgemäß zu gestalten. Die letzte Studentenrevolte hat die Universitäten hemmungslos der Bildungsökonomie und der Ideologieproduktion ausgeliefert. Der Überdruß, den mittlerweile alle bekunden und den man auch idealistischen Erstsemestern binnen kürzester Zeit einimpft, rührt daher, daß die Universitäten weder vernünftige Berufsschule noch Akademie sind. Die nächste Studentenrevolte wird ihre eigenen Ziele, Mittel und Methoden haben, sobald sich die heutige Generation aus dem Schatten von '68 löst. Bis dahin (und dabei) könnten wir die Zeit nutzen, ein paar elementare Spielregeln der geistigen Bildung wiedereinzuüben: vor allem, daß man zu lernen habe, systematisch auch den »inkorrekten« Standpunkt der Gegenseite einzunehmen, und daß es ein intellektuelles Vergnügen sein kann, diesen so fair und angemessen wie möglich zu verteidigen, bevor man ihn auseinandernimmt. Es muß wieder Voltaires Leitspruch gelten: »Ich lehne Ihren Standpunkt ab, aber ich werde alles daran setzen, daß Sie ihn vertreten können!« Ein gefährlicher Gedanke.

Tilman Spengler
Gesinnungsästhetik

1.

Am allerschlimmsten ist es, überhaupt keine Meinung zu haben. Das trage zur Seelenruhe bei, hat Lichtenberg behauptet – von wegen! Ohne Meinung sitzt man in der Redaktionskonferenz so verschämt wie früher nur im Universitätsseminar oder in der Schulklasse, wenn das allgemeine Schweigen auf die bohrende Frage des Unterrichtenden immer bedrohlicher wurde. Wie bitte? Keine Meinung zur Gesundheitsreform, zur Schließung des Schillertheaters, zu Raketenangriffen auf serbische Stellungen? Wirklich keine Stellungnahme zum schwachen zweiten Aufschlag von Boris, zur Hochzinspolitik der Deutschen Bundesbank, zum Wiederaufbau des Berliner Schlosses? Toter Vogel! Das grenzt an Arbeitsverweigerung. Der Zuschauer, die Leserin will doch wissen: Was sagen »wir« dazu? Ist die Popmusik wirklich tot? Hat unsere Stahlindustrie noch eine Zukunft? Dürfen Psychiater mit ihren Patienten schlafen? Begeht Waltraud Maier einen Fehler, wenn sie die Brünhilde singt? Sonntagsfahrverbot! Zeugnisverweigerungsrecht! Abschaffung der Wehrpflicht! Den Daumen nach oben, zur Seite, nach unten. Eine Zeitung, ein Radiosender, ein Fernsehprogramm, sie alle haben schließlich nicht nur das Recht auf Meinung, sie haben die Verpflichtung zur Meinung. Zuschauer, Hörer, Leser lieben Leitartikel, Stellungnahmen, Kommentare.

Außerdem ist einer der wichtigsten Adressaten jeder Ausgabe, jeder Produktion eben jener erlesene Kreis, der in der Marketing-Abteilung die »Meinungselite« genannt wird. Die gilt als mindestens genauso wichtig wie die Anzeigenkunden. Man fängt die einen mit den anderen. Wo eine lange Werbestrecke geschaltet wird, erklären uns die Strategen, muß auch »meinungsmäßig« die Post abgehen. Die Wirtschaft investiert ja nicht umsonst. Sie inseriert ungern bei den bereits Bekehrten. Es sei denn, sie muß Schnarchkunden bedienen wie die Abonnenten der *FAZ* oder die Bezieher von Parteiorganen. Dagegen: so eine provokante Stellungnahme, so richtig hart hingelangt, der Auslöser einer Kontroverse über mehrere Folgen gar, dazu noch prominent besetzt, eben von der

Meinungselite, den Namen, die wir alle kennen ..., das bringt doch Leben in den Laden. Das ätzt, stemmt, kitzelt, das geilt auf und hebt ab.

Dabei bezieht die »Meinungselite« ihre Bedeutung aus einer doppelten Funktion: Wie das goldene Kalb ist sie zugleich Endverbraucher und Produzent. Nimmt Botschaften entgegen und teilt sie aus. Ich meine, also bin ich, ich meine vielerlei, also gibt's mich vielfältig. Ich meine schon zum Morgengrauen und bis spät nach Mitternacht, also bin ich allgegenwärtig. Vom Privatfernsehen haben wir gelernt, daß eine Meinung nicht nur laut, sondern laut und kurz sein muß, soll sie optimales Gehör finden. Kurz, laut und womöglich noch durch eine farbige Grafik auf den ersten Blick entschlüsselbar. Und natürlich unglaublich kontrovers.

2.

Es schlägt die Stunde der intellektuellen Stadtindianer, der spontanen Meinungseinsätze, der Wellenreiter des Irrealis. »Da stellen wir doch einfach noch 'ne Meinung zu«, empfiehlt der Blattmacher. Dem Mann vom Lay-out gefällt's. »Macht sich auch optisch ganz gut, unterlegen wir mit Farbe, das lockert die Seite auf, dazu noch ein Foto, aber das ganze maximal auf zwanzig Zeilen.«

»Und wer liefert uns die Meinung?«

»Das sollen die im Ressort entscheiden!«

Die im Ressort haben damit keine Schwierigkeiten. Die Fortschritte im elektronischen Kommunikationswesen haben es so gefügt, daß nahezu jede Meinung nahezu jeder Person über nahezu jedes Thema mit der Geschwindigkeit eines Wimpernschlags zu beschaffen ist. Schneller fast als das Porträt des Befragten. Allerdings sind manchmal die Konterfeis der Meinungsträger um einige Jahre älter als der Text, von dem sie umstellt werden. Aber das ist ausschließlich ein Problem der Bildredaktion.

»Ich hab' hier den Kopf, wie immer ein wenig zu rosa und mit viel zuviel Haar, doch sonst ist der Abzug ganz in Ordnung«, klagt die Grafikerin vor dem Bildschirm, »immer dieser Streß im Vorprodukt, kann mir bitte irgend jemand sagen, zu welcher Meinung der Kopf gehört? Und ob wir ihn im Anschnitt haben wollen?« Ihre flinken, von keinem Ring beschwerten Finger lassen das Gesicht auf dem Display kreisen wie eine beschwingte Modepuppe. »Ich meine, alle die anderen Köpfe auf der Seite, die sind irgendwie so frontal, da muß doch einmal eine Abwechslung her. Wir wollen doch auch ein bißchen gestalten, nicht bloß abpressen!«

3.

»Und du bist ganz sicher, daß das auch tatsächlich seine Meinung ist?« vergewissert sich der besorgte Schlußredakteur. Seine Augen sind rotgerändert, er ist übermüdet, aber er hat, wie alle Schlußredakteure, wie alle Lektoren und Dramaturgen, ein langes Gedächtnis. »Früher hat der ganz anders geredet, ich erinnere mich noch genau, warte mal, das muß gewesen sein, als ...« Schlußredakteure sind mißtrauische, meist zum Konservativen neigende Qualitätskontrolleure. Sie schnüffeln und ertrüffeln Begriffe, riechen an Meinungen und schließen daraus auf deren Entstehungs- und deren mögliches Verfallsdatum. Diese Kunst des Aufspürens gründet auf einer Einsicht in die geologischen Strata der intellektuellen Evolution vergangener Jahrzehnte.

»Natürlich kann man die Sache so oder so betrachten«, sagt der Schlußredakteur über dem Andruck der neuen Seite und legt erst die Spitze der linken Hand in den Teller der rechten, dann die der rechten in den der linken, »aber ein Tempo hat der Bursche schon, da könnte man ja noch richtig den Galopp lernen – oder die Volte! Na ja, immerhin ist der Name einschlägig bekannt. Das erspart uns Unterzeilen.« Er kritzelt sein Namenskürzel in die dafür vorgesehene Spalte. »Früher begründeten diese Herren ihre Meinungen ja noch mit einer zündenden Theorie, einer Lebenserfahrung, einem historischen Beispiel, was weiß ich, das fällt mittlerweile alles flach, heute reicht einfach ein koloriertes Paßfoto des Meinungsberechtigten, für mehr ist eben kein Platz. Und von Kontinuität kann bei diesen Genossen erst recht nicht mehr die Rede sein!«

Eine bohrende Sehnsucht nach dem verläßlich Wiedererkennbaren ist heute in der Republik allgegenwärtig – nach der vertrauten Haltung, dem Stallgeruch früherer Jahre, der vermeintlichen Solidarität in vergangenen Auseinandersetzungen. »Das kann der, das kann die, das können diese oder jene doch nicht ernsthaft so geschrieben, so gemeint, so verstanden haben«, hallt es als Klage durchs Land. »Die waren doch immer auf *unserer* Seite. Erinnert euch doch nur an Mutlangen oder, wenn ihr alt genug seid, an Gorleben, an die Startbahn West, an die Notstandsgesetze! Erinnert euch an ihre Reden, ihre Artikel, ihre Unterschriften! Auf die war doch immer *Verlaß*!«

Mit dieser Wehmutshaltung seufzten sonst nur Kirchenfürsten, Großverleger oder die Monopolisten eines bestimmten Markenartikels über verlorene Marktanteile. Es geht – wie im wirklichen Leben – um Verteilungskämpfe, um das Vorrecht auf Provokation und das Primat der Tabuverletzung, es geht um die Arrondierung argumentativer Positionen, und es geht auch um die Bewahrung von etablierten Standards der Auseinandersetzung. Es darf eben nicht alles erlaubt sein. Unter ein be-

stimmtes Niveau der Streiterei dürfen wir nicht zurückfallen! Wie immer beharrt der Schwächere auf der strikten Einhaltung der Spielregeln.

In der Wissenschaftsphilosophie nennt man ein festgebackenes Lehrgebäude ein »Paradigma«. Die historische Erfahrung lehrt uns, daß ein »Paradigma« für eine bestimmte Zeitspanne gilt, weil alle akademischen Zuträger zu diesem Lehrgebäude ein äußerst konservatives Interesse daran haben, es in Bestand zu halten. Es ist schließlich ihr Tempel. Den gilt es auszuschmücken, zu erweitern und zu verteidigen gegen die Andersgläubigen, die in den verborgenen Ecken der heiligen Hallen ihre Hosen aufknöpfen und denjenigen Unaussprechliches anzutun drohen, die hier verehrt werden. Im historischen Rückblick erscheint offenbar heute vielen das Ideengebäude derer, die in den vergangenen drei Jahrzehnten über gesellschaftlichen Wandel räsonierten, als ein genauso fester Tempel, als ein Hort der unaufkündbaren Glaubensverbindlichkeiten. Erstaunlicherweise findet man diese Ansicht nicht nur unter jenen, die, um im Bild zu bleiben, diesen Tempel schon immer mißtrauisch beäugten, sondern auch unter den ehemaligen Jüngern und Aposteln. Die Kritiker jubeln, denn schließlich haben sie es schon immer gewußt, haben gewußt, daß die theoretischen Grundannahmen falsch waren, daß der »linke« Moralismus keine wirklich universale Geltung hatte und daß die ganze Unternehmung in dem Moment zusammenbrechen mußte, in dem es mit dem Warschauer Pakt, mit China, Nordkorea oder Kuba, den angeblichen Realitätsbezügen gesellschaftsverändernder Modelle, vorbei sei. Darüber wäre es nun gewiß zu einem unterhaltsamen Streit unter Historikern gekommen, der die eine oder andere These aus der Asservatenkammer der gesellschaftlichen Aufklärung in ein neues Licht hätte tauchen können. Doch dieser Streit fand nicht statt, wohl aus dem schlichten Grund, daß es für theoretische Debatten hierzulande seit längerem weder Veranstalter noch ein Publikum gibt. (Was, nebenbei behauptet, auch das stärkste Argument gegen den gerade erwähnten Zusammenhang zwischen der Existenz »linker« Argumente und dem Bestehen realsozialistischer Staaten ist: Die Theoreme und die theoretische Neugier hatten schon geraume Jahre *vor* dem Ableben jener Staaten ihren Geist aufgegeben.)

Schon daher nimmt es nicht wunder, daß sich der neue Argumentationsstil soviel kurzatmiger, beißender, schriller gibt. Es tönt nicht mehr nach Balladen, die Botschaften verkünden Rap und HipHop.

»Ich neige nicht zum Klagen«, klagt der Feingeist, »aber früher hat man mir immerhin noch gestattet, meine Stellungnahme in einen gewissen Zusammenhang zu bringen.«

4.

Natürlich wurde »früher« vieles ausführlicher, theorieverwurzelter, langatmiger ausgeführt. Man nahm sich eben Zeit und Platz, um zu begründen; die Meinung erhielt ihre Würde durch eine Ahnengalerie mehr oder weniger berühmter Namen, die sie legitimierte, die Strukturen illuminierte und auf überraschende Verwandtschaftsbeziehungen neugierig zu machen suchte. Es waren die Jahre der Theorieverliebtheit, der geflochtenen Sätze, der prickelnden, häufig auch der vertraut hämmernden Mehrsilber. Das sinnlich erzählende Bild galt wenig, der rechte Begriff im stimmigen Kontext dagegen viel. Die damals verwendeten Wörter, Begriffe und Argumentationsfiguren sind auch noch heute unschwer als komplizierte Seminarsgeburten zu erkennen – wenn denn heute die Lust an derlei Semantik wieder anschwillt.

»Das ist doch kein Kommentar, das ist eine verschlafene Hausmitteilung! Da haut's dich schon nach der dritten Zeile aus der Piste. So etwas können sich nur noch die Chefredakteure von der *Zeit* auf ihrer Titelseite leisten, wenn sie denken, die Nato oder das Abendland seien wiedermal in Gefahr, wenn sie nicht zur Feder griffen.« Die wütende junge Frau, die schon verschiedene Blätter gestaltet oder mitgestaltet hat, zerknüllt die Botschaft aus dem Faxgerät, bevor sie sie in den großen schwarzen Papierkorb wirft. »Das muß ich mir nicht bieten lassen, dieses schale, altlinke, vollbreit abgehobene 68er-Gewichse. Der soll doch endlich mal auf den Punkt kommen.«

»Ist mir doch alles lieber als dieses schrecklich neumodische Gesülze«, hält ihr der Schlußredakteur entgegen. »Ich hab' hier 'ne Strecke, die umschlingt dich wie eine Lichterkette. Diese Ritter der sanften Brutalität, *die* sollten gefälligst mal auf den Punkt kommen.«

»...triffst du nur das Zauberwort«, lautet die altmodische Übertragung von »auf den Punkt kommen«.

»Diese Zauberworte kenne ich noch gut«, sagt der Schlußredakteur, der nicht genau zugehört hat. Ich kenne sie noch aus den kitschigen Märchen, die mein Vater mir in der Nazi-Zeit erzählte, und ich kenne sie aus den neuen Texten, die mir mein Bildschirm vorflimmert. Da dampft die Prosa förmlich aus der Scholle. Wollt ihr wirklich wissen, was ich davon halte?«

Wir wollen es nicht wissen, denn wir kennen bereits die Antwort. In der deutschen Sprache waren bestimmte Ausdrücke als Tabufrüchte hochgehängt. »Ehrfurcht vor dem Bluterbe«, lautete einer dieser Ausdrücke, »Stolz auf die eigene Mundart« durfte nur vorkommen, wenn es sich um Bayern oder um Irland handelte, »geheiligten Boden« gestatteten wir anfangs nur den Kroaten, erst später auch den Bosniern.

Diese Wörter, diese Begriffe, diese Sprachbilder, eigentlich dürften sie

nicht mehr im Umlauf sein – wie Banknoten, deren Nominalwert schon längst außer Kraft gesetzt wurde; höchstens wie Schuldscheine, die anklagend auf ihre Aussteller weisen. Heute werden sie wieder beflissen diskontiert. Vielleicht ist die Erinnerung an das sprachliche Umfeld, in dem sie einst gediehen, verblaßt, vielleicht hat sich eine neue Unbefangenheit breitgemacht, der diese Erinnerung schnurz ist, möglich auch, daß der publizistische Provokationswert alle anderen Erwägungen in den Schatten stellt.

5.

»Wenn ich Sie alle noch um eines bitten darf«, sagte der Herausgeber gegen Ende der Mittwochskonferenz, seine Stimme hatte ihren metallischen Glanz wiedergewonnen, »*erneuern* Sie doch bitte einmal Ihre Vorurteile! Ich weiß, Vorurteile haben im Prozeß der Meinungsbildung eine nicht unbeträchtliche Entlastungsfunktion. Bestimmte Stufen des Nachdenkens kann man mit ihnen bequem überspringen. Dieses Verfahren spart Zeit und Kraft, hat somit unter Gesichtspunkten der Energiebilanz durchaus seine Vorteile. Außerdem sorgen Vorurteile, werbetechnisch gedacht, für einen ganz gehörigen und durchaus positiven Wiedererkennungseffekt. Das Produkt bewahrt seine Identität, sozusagen seine psychologische Aura. Da müssen wir hin, keine Frage, aber gleichzeitig dürfen wir auch nicht gegen das Innovationsgebot verstoßen. Sie verstehen, was ich andeuten will: Vorurteile sind so verläßlich wie Schnürsenkel. Sie haben eben ihre Zeit.« Der Herausgeber blickte besorgt in die Runde, vielleicht befürchtete er, daß seine Botschaft wie eine Papierschwalbe zwischen der Decke des Konferenzsaals und den Scheiteln der Zuhörer sinnlose Kreise zöge.

»Nehmen wir einfach einmal die Auseinandersetzung zwischen dem, was früher ›rechts‹, und dem, was früher ›links‹ genannt wurde«, sprach der Chefredakteur in das nur durch Zigarettenrauch angereicherte Schweigen. »Was fällt denn der Außenpolitik dazu ein?«

»Ich kann das nur stellvertretend beantworten«, sagte die Frau, die den Ressortleiter vertrat, »ich finde, obwohl das von Ihnen heute nicht direkt angesprochen wurde, daß Frauen im Feuilleton, ganz *besonders* im Feuilleton, wenn ich das hier einmal einbringen darf, immer noch keine Chance haben, aber ...«

»Vorurteile *erneuern*«, rief der Herausgeber dazwischen, »und diesmal bitte in Hinblick auf die Unterscheidung zwischen rechts und links.« Er klatschte in die Hände wie ein bereits leicht in die Jahre gekommener Theaterprinzipal, der ungestüm eine neue Aufführung, möglicherweise auch nur eine Probe beginnen läßt.

»Ich habe in der letzten Woche in St. Petersburg einen Volksdeputier-

ten interviewt«, meldete sich ein junger Redakteur zu Wort, »der gab sich als der Anführer der linken Fraktion seiner Partei aus. Er ist für Wirtschaftsfragen zuständig. Also habe ich ihn nach seinem Programm gefragt. Bei seinen Antworten hat's mir fast die Sprache verschlagen: Der forderte tatsächlich als dringlichste Priorität das sofortige Verbot aller Gewerkschaften, als nächstes die Abschaffung jeglicher Subventionen und Preiskontrollen, zum dritten die Privatisierung des Gesundheitswesens. Ich hab' dann nochmal nachgefragt, ob ich wirklich das Wort ›links‹ richtig verstanden habe, da hat dieses Bürschlein seelenruhig genickt und gesagt, aus seiner Sicht der Welt lägen Chicago und die dort vertretene Wirtschaftslehre eben eindeutig ›links‹.«

»Wäre doch ein tolles Thema für unsere Seite ›Konfrontal‹«, befand der Chefredakteur.

»Können Sie mir nachher mal den Namen von diesem Typen aufschreiben, ich meine so, daß ich's auch lesen kann«, bat der Herausgeber. »Den würde ich wirklich zu gerne persönlich kennenlernen.«

»Wenn Sie gestatten«, rief der feste Freie, der alle seine Diskussionsbeiträge mit dieser Formel einzuleiten pflegte, »ich will mich kurz fassen, doch in der Diskussion sind wir mittlerweile schon erheblich weiter. Diese unsinnigen Gegensätze zwischen ›rechts‹ und ›links‹, zwischen ›frauenfreundlich‹ und ›frauenfeindlich‹, zwischen ›umweltverträglich‹ und ›umweltgefährdend‹ . . .«, zu jedem Adjektiv stellte er einen Daumen hoch, um die gedachten Anführungszeichen szenisch zur Wirkung zu bringen, »da hinken wir in Deutschland doch einfach hinterher, im internationalen Vergleich gesehen. Es geht doch mittlerweile um ganz andere Debatten. Es geht, um nur ein Beispiel zu nennen, um unseren Umgang mit dem Erbe der Aufklärung, mit dem Erbe der Französischen Revolution: ›Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit‹, das taugt doch, sagen mittlerweile manche, und sie sind nicht die Dümmsten, nur noch für Gesellschaften, die sich von der Binnenstruktur her als ausgewogen präsentieren. Aber was sollen diese Postulate in der heutigen Welt, angesichts der knallharten Konfrontation zwischen analphabetischen Fundamentalisten und einer sich seit Jahrhunderten verfeinert habenden Kulturelite in der ersten Welt. Über diese Grenzziehung muß ethisch-moralisch diskutiert werden. Hier, und nicht mit der sinnlosen Unterscheidung zwischen ›rechts‹ und ›links‹, steht unser Wertesystem auf dem Prüfstand.«

»Wertesystem auf dem Prüfstand«, wiederholte der Herausgeber nachdenklich, »da ist 'was dran. Das ist eine Sprache, die versteht auch der Automobilfreund.« Er winkte den Protest nieder, bevor der sich erheben konnte. »Ich darf ja hier ungeschützt reden; wenn Sie schreiben, liest sich das natürlich anders und feiner geschliffen. Und Sie wissen

auch, daß ich nur ein Maulzyniker bin. Andererseits: diese Geschichte mit dem Umwerten der Forderungen der Französischen Revolution, das klingt mir originell. Neu kann es nicht sein, denn ich hab's neulich irgendwo schon gelesen. Ich komm' gleich drauf, wer es war. Irgendsoein Großschriftsteller.«

Der feste Freie hatte seinen Kopf in der Haltung belassen, in der er sich befand, als sein Gedanke unterbrochen wurde. »Bislang haben wir Fortschritte stets nur unter ökologischen Gesichtspunkten kritisch betrachtet«, sagte er, »wir haben die materiellen Schadstoffe bilanziert, aber die Kosten für Liberalismus, Solidarität und wie diese immateriellen Posten alle heißen mögen, sind noch nie erfaßt worden. Doch genau darum geht es jetzt: Wir müssen lernen, neu zu differenzieren, mit neuer Emphase zu bewerten. Vielleicht stehen wir ja wirklich an einer Epochenschwelle, wie die Franzosen meinen.«

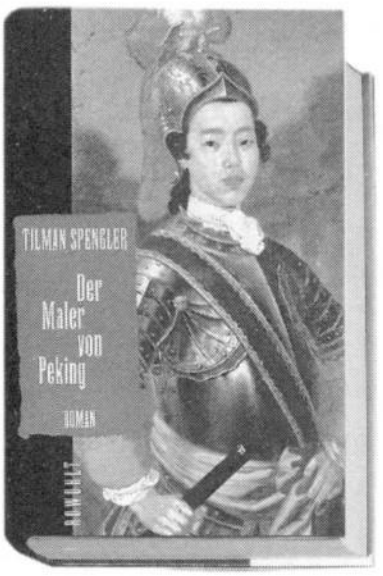
»Mir gefällt der Gedanke der Umverteilung der Werte«, resümierte der Chefredakteur, »gerade wenn der Markt so unruhig ist, muß man sich rechtzeitig auf eine Umverteilung einstellen.«

»Na bitte«, sagte der Herausgeber und faltete zufrieden die kleinen fetten Finger, »a bißl was geht immer. Nur wollen muß man's. Dürfen war schon immer gestattet.«

Maler, Mörder, Miniaturen

Perspektive

Lazzo, ein junger Maler aus Mailand, erhält die Chance dem Kaiser von China die



Zentralperspektive nahezubringen, die als Allheilmittel gegen Vielgötterei gilt. Doch seine Mission ist nicht besonders erfolgreich, aus dem Italiener Lazzo wird der Hofmaler Yang Man-shih, der perfekt chinesisch spricht und sich in die geheimnisvolle Mi-lan verliebt. – Tilman Spengler ist die Verwandlung eines authentischen historischen Ereignisses in eine unterhaltsame und zugleich nachdenklich stimmende Parabel über Religion, Wissenschaft, Kunst und Moderne gelungen.

Tilman Spengler
Der Maler von Peking
Roman. 208 S. Geb.
DM 36,–/öS 281,–/sFr 36,–

Denkbilder

Postkarten mit Porträts und Plätzen hat Wilhelm Genazino gesammelt und seine Gedanken dazu aufgeschrieben – in der Tradition der (Benjaminschen) Denkbilder.

Wilhelm Genazino
Aus der Ferne
Texte und Postkarten
72 S. Ppbd.
DM 36,–
öS 281,–
sFr 36,–

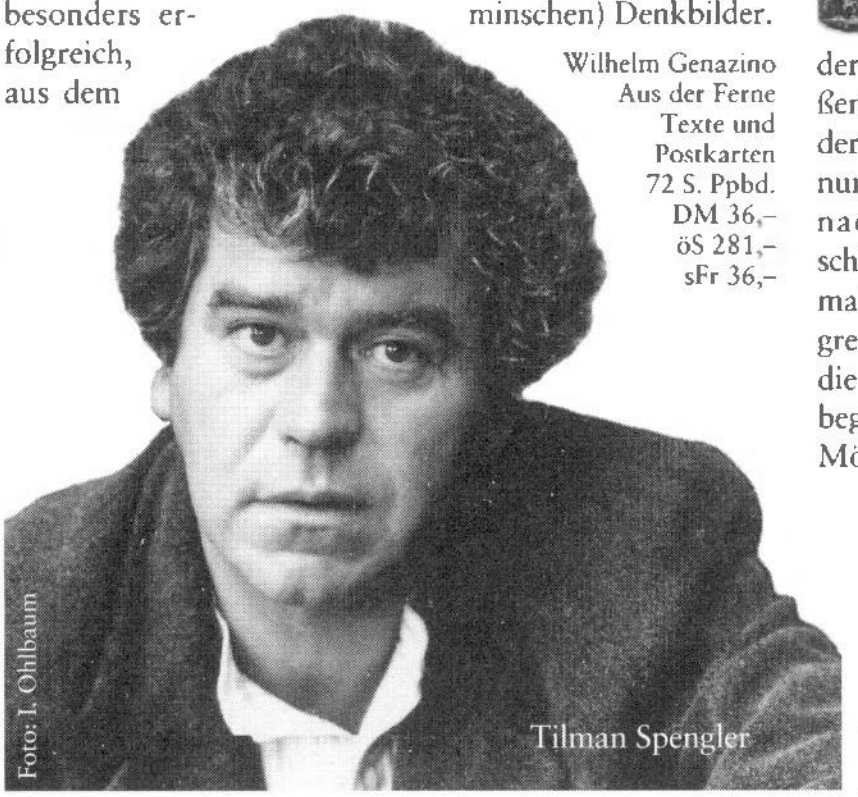
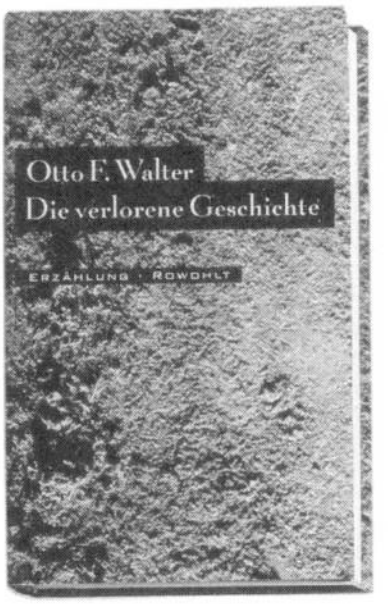


Foto: I. Ohlbaum

Tilman Spengler

Gewalttäter

Otto F. Walter ist «in seiner leisen Hartnäckigkeit einer der wichtigsten, der wirkungsstärksten Schriftsteller in der deutschen Schweiz» (FAZ). Seine neue Erzählung handelt von dem jungen Eisenleger Paul «Polo» Ferro,



der nachts durch die Straßen fährt, sehnsüchtig, auf der Suche nach Anerkennung, nach Geborgenheit, nach Liebe. Und dann schlägt sein Sanftmut auf einmal um in Selbsthaß und grenzenlose Brutalität. Bleibt die Frage: Wann und wie beginnt es, daß einer zum Mörder wird?

Otto F. Walter
Die verlorene Geschichte
108 S. Geb. DM 29,80
öS 233,–/sFr 29,80

Rowohlt

ROWOHLT
BERLIN

Vor Ossis wird gewarnt

Noch hält er sich zurück, der Neu-Bürger aus dem Osten. Aber was geschieht, wenn dieser Menschen - schlag, Typ Mitläufer, sich daran macht, das vereinte Vaterland nach eigenem Muster umzumodeln? Eine frühzeitige Warnung des Ostberliner Autors Mathias Wedel vor der drohenden Ossifizierung der Bundesrepublik.

160 Seiten.
Gebunden.
DM 26,-/öS 203,-/sFr 27,-

Robert Gernhardt
Wo bitte geht's zur Grenze?

Ein Lagebericht

Es gibt Grenzen, die von Zeit zu Zeit neu festgelegt werden müssen, die Grenze des Erlaubten etwa, die Grenze des Zumutbaren z. B. oder die Grenzen von Anstand und Würde – alles Markierungen, die unsere Einbildungskraft im Horizontalen angesiedelt hat: »Achtung, Achtung, wir nähern uns der Grenze des guten Geschmacks! Bitte halten Sie Ihre Ausweispapiere bereit!« Ferner aber, nur ahnbar, reckt sich der Gipfel der Geschmacklosigkeit ins dunstige Blau – wie hoch mag der wohl zur Zeit sein? –, bedrängend nah dagegen verlangt die ebenfalls vertikal verstellbare Gürtellinie danach, neu definiert zu werden: In New Yorker Grenzzieher-innen-kreisen soll sie sich bereits in Brusthöhe eingependelt haben – wird Europa diesem Trend folgen?

All diese Grenzziehungen sind willkürlich, aber nicht zufällig. Wie die Schmerzgrenze entstehen sie ausschließlich reaktiv: Einer piekst, und der andere sagt: Aua; einer grunzt, und die andere sagt: Schwein! Oder sollte sie ihn schlicht mißverstanden haben?

Aktion–Reaktion: das könnte nach dem sprichwörtlichen Muster ablaufen: »Wie man's in den Wald ruft, so schallt's heraus.« Doch so einfach läuft das leider nicht. Nicht mehr?

Hochkunst und Subkultur, Massenmedien und Kultzirkel rufen und rufen, ohne daß dem Wald Gesellschaft allzuviel an Echo zu entlocken wäre, es sei denn, man riefe wie Benetton; aber ruft eine Großplakatwand mit dem Foto eines blutverschmierten bosnischen Kampfanzugs überhaupt noch? Brüllt sie nicht vielmehr?

Wie schwer fällt es daneben einer so altehrwürdigen Stimme wie der der Satire, sich bemerkbar zu machen, zumal dann, wenn sie nicht im audiovisuellen Zirkus mitlärmt, sondern sich im Gehege der Printmedien mittels Wort und Bild Gehör zu verschaffen sucht: Dringt das überhaupt noch an die Öffentlichkeit? Wenn das der Fall ist: Wer hört zu? Und wenn jemand zuhört: Wie schallt's zurück? Und wenn was zurückschallt: Ist es das alte Lied? Sind es neue Töne?

Da ich seit geraumer Zeit hin und wieder im Rufergewerbe tätig gewe-

sen bin, kann ich von dem einen oder anderen Echo berichten. Einige Erfahrungen, die mir neu zu sein schienen, habe ich aufzulisten versucht:

1. Neue Sorgen

Als wir, die Frankfurter Freunde und ich, im Jahre 1979 die *Titanic* von Stapel laufen ließen, da war der Kahn auch als Forschungsschiff gedacht und sein Kurs als Erkundungsfahrt: Wo hört der Spaß auf?

Bereits mit dem ersten Heft fürchteten – und hofften – wir, eine solche Positionsbestimmung treffen und durchgeben zu können: Kohl und Strauß als fotomontiert kopulierende Männerfreunde – das schrie doch nach einem Einspruch! Er blieb aus; und ebenso ruhig verlief die Fahrt durch die nächsten Jahre. Schattenhaft glitten die Eisberge der Religionsbeschimpfung und der Staatssymbolverunglimpfung vorbei, ohne daß es zu ernsthaften Kollisionen gekommen wäre, da, das Dezemberheft des Jahres 1982 war gerade erschienen, gab es Reaktionen, unerwartet heftig und aus nicht erwarteter Ecke.

Das Titelbild, von F. K. Waechter erdacht und gestaltet, zeigte eine Bettstatt, auf welcher eine ansprechend gezeichnete deutsche Frau einen liebevoll gezeichneten ausländischen Mitbürger in einer gut lesbaren Sprechblase aufforderte: »Ausländer rein!«

Diese Aufforderung stieß auf einige Entrüstung, auch in uns vermeintlich nahestehenden Blättern wie der *taz*; als besonders lehrreich aber habe ich ein Gespräch in Erinnerung, das ich im Anschluß an eine Lesung zu bestreiten hatte.

Was wir uns eigentlich mit diesem sowohl frauenfeindlichen wie ausländerdiskriminierenden Titel gedacht hätten, wollten Frauen wissen.

Wieso der frauenfeindlich und ausländerdiskriminierend sei?

Weil er gleich zwei Vorurteile bestätigte: daß es deutsche Frauen gerne mit Ausländern trieben und Ausländer gerne mit deutschen Frauen.

Was denn an dieser Unterstellung so schlimm sei?

Sie stimme nicht.

Sie hätten doch sicher nichts dagegen, wenn sie stimmte?

Natürlich nicht. Doch so – nämlich auf die Sexualität reduziert – sehe auch der deutsche Spießer die Beziehung deutsche Frau–Ausländer, und daß dieser Spießer dergestalt in seinen subjektiven Vorurteilen bestätigt werde, das mache den Titel objektiv gefährlich, da er den Beifall von der falschen Seite riskiere und Wasser auf die Mühlen der Rechten sei.

Ein Gespräch, das ohne Ergebnis endete und mich erstmals in privatem Rahmen mit jener Stellvertreterbesorgtheit und Stellvertreterentrü-

stung konfrontierte, die ich bisher nur in Redaktionen kennengelernt hatte, vor allem in denen öffentlich-rechtlicher Anstalten: »Sie verstehen, wie der Witz gemeint ist, ich verstehe, wie der Witz gemeint ist – doch unsere Leser/Zuhörer/Zuschauer wären damit leider vollkommen überfordert!«

Eine Fürsorglichkeit, die sich längst nicht mehr nur auf Witze beschränkt: Als Spiegel-TV die Absicht äußerte, den Film »Beruf Neonazi« auszustrahlen, da erhielt ich einen Brief, welcher mich dazu aufforderte, mit meiner Unterschrift gegen die Sendung des Films »Von Beruf Neonazi« zu protestieren, und mich darum bat, nach Unterzeichnung weitere Proteste einzuholen: »Bitte kopieren und an Personen des öffentlichen Lebens weitergeben.«

Initiator war die Arbeitsgruppe »Courage gegen Rassismus«, verantwortlich zeichnete eine Frau, die am Telefon harsch die Zumutung zurückwies, sie habe den inkriminierten Film sicherlich gesehen, so daß die folgende Fürsorglichkeitskette zu verzeichnen war: Jemand, die den Film nicht kannte, forderte jemanden, dem er ebenfalls unbekannt war, dazu auf, dritte, die ihn noch nicht gesehen hatten, zu einer Unterschrift dafür zu bewegen, daß auch vierte den Streifen nicht sehen durften –: Was ich nicht weiß, mach euch nicht heiß.

2. Neue Opfer

Auch wer sich darum müht, den Beifall von der falschen Seite zu vermeiden, ist vor Ausfällen von der richtigen nicht sicher. Im Laufe der achtziger Jahre häuften sich Vorwürfe wg. Frauenfeindlichkeit, Ausländerdiskriminierung und Menschenverachtung überhaupt; ein weiterer Knüppel, der fast reflexartig bei mißliebigen Karikaturen aus dem Sack gezaubert wurde, war der Vorwurf »bester *Stürmer*-Stil«: Hilke Raddatz bekam ihn von *Emma* zu hören, wegen einer Alice-Schwarzer-Karikatur, Hans Traxler von Elke Heidenreich wegen einer Hans-Dieter-Hüsch-Karikatur, und auch mich ereilte er, als ich in einem Bildgedicht reichlich unsinnige, geradezu nonsenshafte Parallelen zog: »Der Chines spielt leicht ins Gelbe/Von Chinas Hasen gilt dasselbe. Der Chines schaut gern verschlagen/Das kann man auch vom Hasen sagen.«

»Ausländer und Nagetier auf einer Stufe?« fragten Leser und Leserinnen scharf und konstatierten betroffen: »In bester Stürmer-Manier finden wir als drittes Bild einen zähnebleckenden Chinesen mit zusammengekniffenen Augen.«

Viel Feind – wenig Ehr: Meist war ja die Ursache solch blinder Wut die schlichte Unfähigkeit, Bilder zu deuten, und die Unkenntnis darüber,

wie uneigentliches Sprechen ins eigentliche Gemeinte zu übersetzen sei. Wo aber blieben die erkenntnisstiftenden Reaktionen tatsächlich Gemeinter und wirklich Gekränkter? Welche Teile des Volkskörpers fühlten sich überhaupt noch getroffen? Schiere Ehrlichkeit gebietet mir, die folgende, nicht allzu glorreiche Bilanz zu ziehen: mittelgroße Städte und umstrittene Wirtschaftszweige.

Meine Gedichtzeile »Wer ist schon gern Peiner? Keiner« wurde von peinekritischen Kreisen dem Vernehmen nach als Autoaufkleber genutzt, die Stadtväter aber versuchten, mein Peine-Bild durch einen Peine-Bildband und ein Peine-Video zu beeinflussen, indes die lokale Presse diese Vorgänge aufgriff und diskutierte.

»Dich will ich loben Häßliches / Du hast sowas Verläßliches«, begann ein anderes Gedicht, das die *FAZ* 1985 veröffentlichte, worauf ich allerlei Post von prominenten Bewohnern einer schwäbischen Kreisstadt erhielt. »Nachdem er durch Metzingen gegangen war«, hatte ich die acht Zeilen überschrieben; Honoratioren vom Oberbürgermeister bis zum Schulrektor fragten gekränkt, welches Metzingen ich denn gemeint hätte: Wirklich ihres? Und: Warum gerade unseres?

Ein Jahr drauf konnte ein weiterer Neuzugang verzeichnet werden: Im Dezemberheft von *Titanic* erschien eine doppelseitige Anzeigenparodie, auf welcher ein blechernes Kruzifix sagt: »Ich war eine Dose.« Worte, die nicht ohne Echo blieben, man rate, aus welcher Ecke. Nein, nicht aus der kirchlichen. Die altböse Übelnehmerin schwieg, statt dessen rief das »Informations-Zentrum Weißblech« nach dem Richter: »Die Geschmacklosigkeit ist durch nichts zu überbieten«, ließ es durch zwei Rechtsanwälte mitteilen, sowie: »Namens und im Auftrage unseres Mandanten ... Grenzen noch zulässiger satirischer Bezugnahmen überschritten ... Unterlassungsverpflichtungs-Erklärung ... einstweiliger Rechtsschutz« – doch welchen Rechtsbruchs hatte sich die *Titanic* eigentlich schuldig gemacht? Der Weißblechbeleidigung? Der Anzeigenverunglimpfung? Der Dosenlästerung? Fragen, die immer noch einer Antwort harren, da der Rechtsstreit durch einen Vergleich beendet wurde.

3. Neue Gipfel

Über Jahre hatten *Titanic*-Titelblätter dem Helmut Kohl alle nur denkbaren Beleidigungen zugefügt, doch der Kanzler hatte eisern geschwiegen, auch als er des Medikamentenmißbrauchs bezichtigt wurde, »Wiedervereinigung ungültig – Kohl gedopt«, und selbst als ihm eine Fotomontage unterstellte, er, sichtlich ein zweiter Saddam Hussein, setze in Ostdeutschland Giftgas ein. Im April 1993 dann wurde erstmals Björn

Engholm die Ehre eines *Titanic*-Titels zuteil, und unerwartet war die Satiriker-Welt wieder in Ordnung: Dräuende Gipfel, gähnende Abgründe, verletzte Grenzen – alles da.

»Dieses Titelblatt ist der Gipfel der Geschmacklosigkeit«, befand Dr. Buchholz für die Schleswig-Holsteiner FDP.

»... menschenverachtender Zynismus ... Man kann für die Urheber nur tiefste Verachtung haben«, urteilte der Pressedienst der CDU.

»Überschreitet die Grenzen des menschlichen Anstands in eklatanter Weise«, verlautbarte die Pressestelle der Landesregierung, und ebenso dachte der SPD-Landesverband: »Grenzen von Geschmack und Anstand auf mieseste Weise verletzt ... Hier wird die postmortale Menschenwürde des Hauptakteurs des größten Politskandals der Nachkriegsgeschichte erneut verletzt, und es wird die Würde des Menschen Engholm auf schäbigste Weise mit Füßen getreten. Das, was Sie hier sehen können, ist Schmutz total!«

Mit dem postmortal verletzten Hauptakteur war natürlich Uwe Barschel gemeint; auf Antrag des prämortal verletzten Menschen Björn Engholm erließ das Landgericht Hamburg noch am 31. März 1993 eine einstweilige Verfügung, »mit der dem Titanic-Verlag die Veröffentlichung des Titelbildes der April-Ausgabe untersagt wird. Das Titelbild zeigt das Foto des toten Uwe Barschel in der Badewanne des Beau Rivage-Hotels in Genf, in das auf dem Wege der Fotomontage der Kopf von Björn Engholm hineinkopiert wurde.«

Das war freilich nicht alles. Außerdem hatte die Grafik ein gelbes Quietsche-Entchen in das Foto hineingemalt und die Redaktion den Satz »Sehr komisch, Herr Engholm!« druntergeschrieben, denn noch schien sich der lächelnde Engholm in der Hoffnung wiegen zu können, seine Lügen in Sachen Barschel würden im Gegensatz zu denen Barschels nicht auffliegen, was sie, wie erinnerlich, dann doch taten, worauf Björn Engholm von allen Ämtern zurücktrat, nicht jedoch seine Klage gegen *Titanic* zurückzog. DM 40 000,– Schmerzensgeld sollen Verlag und Zeitschrift zur Zeit für ihre Grenzerkundungsarbeiten zahlen, dafür bekamen sie schriftlich, daß die Satire-Abwehr der Politiker und Parteien von den Argumenten der Gruppierungen und Bewegungen gelernt hat: Kritik an Taten oder Worten einer Repräsentantin oder eines Amtsträgers wird in einen Angriff auf die Menschlichkeit/Männlichkeit/Weiblichkeit/Kindlichkeit der oder des Kritisierten sowie seiner Angehörigen umgemünzt: »Bei sorgfältiger Beachtung der grundgesetzlich geschützten Meinungs- und Kunstfreiheit stellt der Schleswig-Holsteinische Landtag fest, daß das Titelblatt der Zeitschrift *Titanic*, Ausgabe April 1993 die Menschenwürde des Ministerpräsidenten Engholm und seiner Familie in unverantwortlicher Weise verletzt.«

»Am 02. 02. 94 haben Sie ein Gedicht eines Herrn Robert Gernhardt mit dem Titel ›Mühlheim/Main-Blues‹ veröffentlicht«, schreibt die Anwaltskanzlei Kling und Kollegen im Auftrag ihrer Mandantin Kühlhaus-Center Mühlheim-Main Betriebs- und Verwaltungs-GmbH an die *FAZ*. »Dieses Gedicht befaßt sich in eindeutig negativer bis böswilliger Absicht mit den Tiefkühl-Lebensmitteln und stellt sie auf die Stufe eines Formaldehyd-verseuchten Hauses. Soweit ist meine Mandantin noch nicht betroffen – rechtlich wohlgemerkt.« Wie dann? Menschlich etwa? Wer sich dieser Betroffenheit stellen möchte, wird sich dem Gedicht aussetzen müssen:

Mühlheim/Main Blues

Tiefkühl-Strudel in Mühlheim
Jetzt weiß ich, was Hölle ist
Aufgetischt von soner aufgedotzten Lehrerin
In sonem verhärmten Formaldehyd-Haus –:
Bist du da auch runtergestiegen, Jesus Christ?

Sprühdosensahne auf Nescafé
Ich halt mich mit Mühe wach
In dieser patenten Freudlosigkeit
Bei diesem heillosen Gerede –:
Kannst du die Wahrheit vertragen, Jesus?
Du, Christus, kamst nur bis Offenbach.

Als ich diese Zeilen niederschrieb, war mir bewußt, daß sie Widerspruch auslösen könnten. Doch wer würde das Wort ergreifen? Ein Bewohner der kleinen Stadt? Ein Angehöriger der großen Religion? Die bereits ausgeplauderte Antwort überraschte mich höchlichst, zumal mir der folgende Sachverhalt während meiner Tätigkeit als Gedichtsverfasser zutiefst unbekannt gewesen war:

»Juristisch ist meine Mandantin betroffen, weil sie in Mühlheim/Main ein modernes Tiefkühl-Lebensmittellager für eben die von Ihrem Gedichtsverfasser verteufelten Tiefkühl-Lebensmittel unterhält. Der Bezug zur Stadt Mühlheim/Main wird in dem Gedicht mehrfach und im Titel an herausgehobener Stelle hergestellt. Die Verteufelung des Produkts ›Tiefkühl-Kost‹ durch Ihren Gedichtsverfasser wird damit räumlich auf eine Quelle in Mühlheim/Main und damit auf das Kühlhaus unserer Mandantin ausgedehnt« – eine Verteufelungsausdehnungsbehauptung, über die man schmunzeln könnte, ließen nicht die Konsequenzen jegliches Lä-

cheln gefrieren: »Es hat bereits mehrere Anfragen von Dritten gegeben.«

Dritte fragen, Zweite klagen, am Anfang aber stand das Dichterwort, oft für folgenlos, ja überlebt erklärt, in Mühlheim/Main aber immer noch Unruhestifter und Stachel im Gefrierfleisch: »Unsere Mandantin möchte weiterhin ihren Gewerbebetrieb in ungestörter Weise ausüben. Deswegen fordern wir Sie und Herrn Robert Gernhardt auf, Veröffentlichungen zu unterlassen, in denen ein zwingender Zusammenhang zu dem Gewerbebetrieb unserer Mandantin hergestellt wird und dieser als Quelle des vom Gedichtsverfasser vermeintlich erkannten Übels identifizierbar gemacht wird« – ich gestehe freimütig, daß ich diese Zeilen mit einer Mischung aus Stolz und Rührung las. Zugleich aber sagte mir meine Lebenserfahrung, daß es der Kanzlei und ihrer Mandantin schwerfallen dürfte, die geforderte Unterlassung vor Gericht durchzusetzen: Die Tiefkühlverteufelung ist hierzulande – noch? – ebensowenig strafbar wie ihr Gegenteil, die Sonnenanbetung. Da mir der ganze Vorgang aber viel Freude bereitet hat, möchte ich der Mandantin im Gegenzug in geraffter Form verraten, wie man sich in solchen Fällen von Produktkritik heutzutage korrekt verhält: Man sieht vollständig vom kalten Hergestellten ab und klagt entweder voll das Fehlen menschlicher Wärme ein, indem man die Hersteller thematisiert sowie deren Würde (beschmutzt), deren Gefühle (verletzt), deren Familie (verstört) und deren Angestellte (entsetzt). Oder man versucht, den Kritiker anderer Formen der Menschenverachtung zu überführen; nach einem – freilich noch nicht ganz ausgereiften – Beispiel für dieses Vorgehen müßte das Kühlhaus-Center Mühlheim/Main nicht allzu lange zu suchen, es findet sich in der Branchenzeitschrift *tiefkühl-report*, deren Geschäftsführer Dr. Albert Vollmer den Gedichtsverfasser eiskalt als Frauenfeind outet. Beweis: »die vom Dichter in reinster rassistisch/machoistischer Manier als ›aufgedotzt‹ bezeichnete ›Lehrerin‹«.

Rassismus/Machoismus? Hm. Ist die Unterstellung, Lehrerinnen bildeten eine eigene Rasse, nicht ihrerseits machoistisch? Dennoch befindet Dr. Vollmer sich auf dem richtigen Weg. Er hätte lediglich aus der dem Gedicht zu entnehmenden Verteufelung der erwiesenermaßen berufstätigefrauenfreundlichen Tiefkühlkost auf die Berufstätigefrauenfeindlichkeit des Verfassers schließen müssen, und schon hätte der kein Land mehr gesehen. So aber wird er, fürchte ich, nicht davon abzubringen sein, bald wieder auf Fahrt zu gehen und sein Echolot auszusenden: Ist da was? Gibt's da was? Ein Kühlhaus-Center mitten in Mühlheim/Main? Das gibt's doch nicht! Volle Kraft voraus!

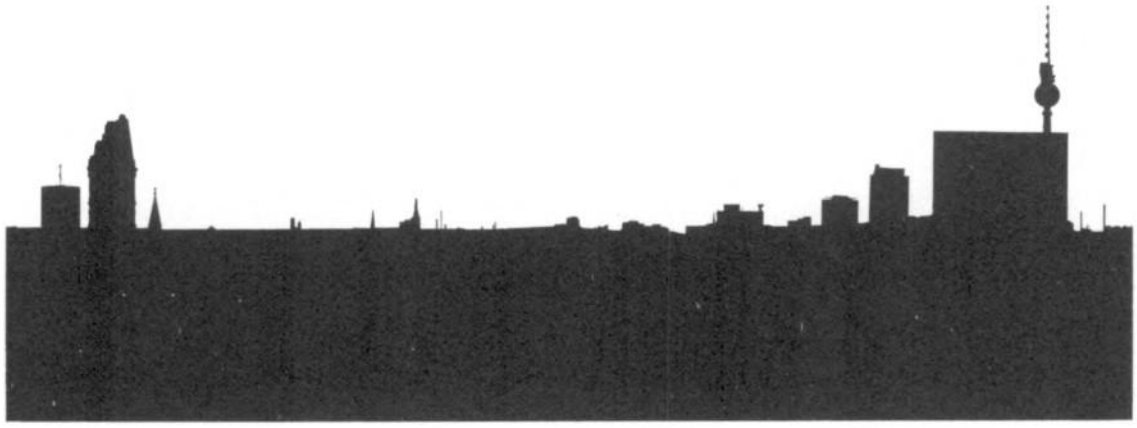
ROWOHLT
BERLIN

Moskau rund um die Uhr

Michail Kriwitsch und Olgert Olgin, Moskauer aus Überzeugung, führen den Leser einen Tag und eine Nacht lang durch eine der aufregendsten und vitalsten Metropolen des Kontinents – jenseits der ausgetretenen Touristenpfade und den wahren Geheimnissen der Stadt auf der Spur.

256 Seiten + 16 Seiten Tafeln.

Geb. DM 36,–/öS 281,–/sFr 37,–



Bernd Ulrich
Das Geheimnis

Auf der Suche nach etwas, das man verraten könnte

Helmut Schmidt hat einmal, recht obenhin, erzählt, wie es damals war, als er Helmut Kohl die Amtsgeschäfte übergeben mußte. Dabei teilte Schmidt seinem Nachfolger ein »paar wirkliche Staatsgeheimnisse« mit. Es gibt in unserer offenen und informierten Gesellschaft demnach noch einige Dinge, die nur von Kanzlermund zu Kanzlerohr gehen. Wie romantisch.

Die Ware

Ansonsten haben die Wände in Bonn Ohren. Kaum eine Sitzung vergeht, bei der die großen und kleinen Enthüllungsjournale nicht unsichtbar mit am Tisch säßen. Mit den Privatfernsehsendern ist die Nachfrage noch gestiegen: Nun geschieht manches überhaupt nur noch, damit es hinterher verraten werden kann. Sogar das Zwiegespräch unter vier staatsmännischen Augen ist mittlerweile alles andere als heilig. Wolfgang Schäuble plauderte mitten im Bundestag aus, was Scharping und Kohl bei ihrem ersten Tête-à-tête besprochen hatten. Einige Monate später schlug der sozialdemokratische Kanzlerkandidat zurück und offenbarte seinerseits den höchst geheimen Versuch Schäubles, mit ihm eine Einigung in Sachen Pflegeversicherung herbeizuführen.

Geheimnisse im klassischen, im romantischen Sinne sind außerhalb der Privatsphäre mittlerweile kaum noch zu haben. Sie sind heruntergekommen zu zeitweilig zurückgehaltenen Nachrichten. Geheimnisse verhindern Informationen nicht, sie verpacken sie. Wenn etwas nicht lanciert wird, dann gewiß nicht, um es bis in alle Ewigkeit zu verheimlichen, sondern um den Preis der Information hochzutreiben und ihre Wirkung zu vergrößern.

Geheimnisse, die so schwer sind, daß die Geheimnisträger unter ihnen ächzen, gibt es kaum noch. Wer verrät, erleichtert sich nicht, er macht Politik, ist mithin kein Verräter, sondern ein Politiker. Es ist nicht wie

zwischen Hagen und Siegfried (verwundbare Stelle), auch nicht wie zwischen Wehner und Wienand (An- und Verkauf von Abgeordneten). Es ist eher wie an der Börse.

Was soll man da verraten, wo kaum etwas verheimlicht werden kann? Um so denkwürdiger, daß ein großer Teil der »internen« politischen Diskussionen auf die Frage verwendet wird, was der Öffentlichkeit mitgeteilt, dem großen Lümmel »Volk« zugemutet werden kann. Ja, es werden noch immer große »Strategien« mit den dazugehörigen kleinen »Taktiken« erörtert und beschlossen, die darauf angewiesen sind, daß ein wesentlicher Teil der Wahrheit jahrelang verschwiegen wird. Das funktioniert fast nie. Und wenn doch – um so schlimmer. Jahrzehntelang ist es beispielsweise der Sozialdemokratie gelungen, ernste Zweifel an der Stabilität des Ostblocks nicht heraus- oder erst gar nicht aufkommen zu lassen. Konvergenz der Blöcke galt als das Äußerste, was zu denken war.

Das ist das Fatale: Wenn eine Partei oder Bewegung einen Gedanken nicht äußern will, hört sie auf, ihn zu haben. Entsprechend unvorbereitet traf die SPD der 9. November 1989.

Die Flut

Seit 1989 wird eine Öffentlichkeit, die ohnehin in jedes Hinterzimmer lugt, mit aufgestauten Informationen geradezu geflutet. Die Aktenschränke der ehemaligen Warschauer-Pakt-Staaten führten zu einer gigantischen Entheimlichung. So arm diese Staaten an Konsumgütern waren, so reich waren sie an Geheimnissen.

Ein erstes Beispiel für die Entheimlichung des Westens durch die Akten des Ostens sowie die Schwierigkeiten der Politik, damit umzugehen, ist der Fall Björn Engholms. Im März letzten Jahres wurde klar, daß der damalige Kanzlerkandidat der SPD die Barschel-Affäre nicht unbeschadet überstehen würde. Denn im Markus-Wolf-Prozeß war erkennbar, daß die Stasi von Engholms Lüge über den Zeitpunkt seiner Mitwisserschaft in besagter Affäre wußte. Und nach dem Fall der Mauer gilt die Faustregel: Was die Stasi wußte, weiß bald die Bundesregierung. Norbert Gansel, der Kieler Bundestagsabgeordnete, wurde im März 1993 von Engholm ins Vertrauen gezogen und riet dem, »mit der Wahrheit zu kämpfen«. Das wollte Engholm nicht. Er setzte statt dessen auf das Schweißband der Kameraderie und wollte auf Zeit spielen. Der Querdenker Engholm war einfach nicht auf der Höhe der Zeit und betrachtete die Information über seine Lüge nicht als eine Ware, die irgendwann auf dem offenen Markt landen würde. Für ihn war sie Teil der Kampagne gegen ihn, die von Denen, den Schwarzen, in Gang und immer noch fortgesetzt

wurde. Sein moralischer Blick stand im Bann einer exzessiven und absurden Gut-Böse-Polarisierung, die mit der Veröffentlichung der Barschel-Affäre im *Spiegel* anhob. Engholm konnte sich nicht von seinem eigenen Heiligenschein befreien. Gansel, der vermeintliche Moralist, zwang Engholm schließlich, mit der Wahrheit herauszurücken. Sein Kalkül war nüchterner: Er rechnete damit, daß die CDU kurz vor der Bundestagswahl ihre Kenntnisse über Engholm nutzen würde. Daß bis heute Norbert Gansel unter den Spitzengenossen an der Förde als Verräter gilt und sich Björn Engholm in der Rolle des zu Unrecht gefallenen Engels aufführt, zeigt, wie schwer sich Parteipolitiker mit den veränderten Bedingungen von Geheimnis und Verrat tun. Und wie sehr sie Innen und Außen immer noch als fundamental moralische Kategorien ansehen.

Die Front

Doch der Fall der Mauer bewirkte mehr als nur die Inflationierung der Geheimnisse und damit die Profanisierung des Verrats. Er zerstörte den harten Kern des Geheimnisses: die Front. Wo nicht mehr zu unterscheiden ist zwischen Denen und Uns, wird Heimlichkeit beliebig. Wo das Gute und das Böse sich nicht mehr übersichtlich auf der politischen Landkarte verteilen, verschwimmen Innen und Außen. Auch binnenpolitisch: Wenn die große Außenmauer fällt, schrumpfen früher oder später auch die inneren Barrieren einer Gesellschaft zu bloßen Markierungen. Früher oder später. Zunächst einmal werden Gesellschaft und Politik mit der Flut der Information ebensowenig fertig wie mit der Entropie des Bösen.

Zweites Beispiel: Vor kurzem raunte mir ein Berater Rudolf Scharpings mit Blick auf das Wahljahr zu: »Die Schwarzen werden alle Schweinereien begehen, um an der Macht zu bleiben.« Und die Roten nicht? Von dieser Denkweise nahm Ende 1993 bis Anfang 1994 die »Schlammschlacht« um die Kandidaten für das Amt des Bundespräsidenten ihren Ausgang. Dabei soll es hier egal sein, ob Steffen Heitmann so rechts war, wie behauptet, und Johannes Rau mit der SED so brüderlich geredet hat, wie unterstellt wurde. Erstaunlich ist, wie Politiker und Journalisten Aufstellung nahmen, um auch ja in die richtige Richtung zu werfen und in jedem Fall aus der richtigen Richtung getroffen zu werden. Die halbe Republik wurde mit Fraktionszwang belegt.

Merkwürdig, wenn Menschen mit sehr ausgefeilten postmodernen Auffassungen ganz selbstverständlich annehmen, daß die Zahl der Schurken bei Denen größer ist als bei Uns. Wobei man sehr schnell in das Wir mit einbezogen wird. Hier ist eine Quelle für den Verrat ohne Geheim-

nis. Es ist der Verstoß gegen ein für gemeinsam erachtetes Ressentiment – zur Unzeit: »Den Zeitpunkt genau zu treffen, ist aber eines der Geheimnisse der ›Fraktionspolitik‹. In einer geschlossenen Welt, deren Helden periodisch als Verräter demaskiert werden und die sich im Zickzackkurs wechselnder Politik bewegt, hängt alles davon ab, den Wechsel persönlicher Loyalität und politischer Orientierung genau zum richtigen Zeitpunkt vorzunehmen.« Natürlich ist unser politisches System nicht so geschlossen wie jenes der Komintern, das Arthur Koestler hier beschreibt. Dennoch orientiert sich die Politik auch heute noch nach den Regeln der Fraktionierung, also der Tarifpolitik. Zuerst werden Die dämonisiert, und Wir erheben und begründen Forderungen, an deren Realismus und Vernunft Wir selber nicht glauben, um nach Ende der Verhandlungen den Partner zu loben und das Tarifergebnis als zufriedenstellend zu preisen. Wer allerdings vorher sagt, was hinterher alle sagen, ist ein Verräter. Tarifverhandlungen sind ein zeitlich begrenztes Rollenspiel, und jeder weiß es. Insofern ist das ganze Verfahren mit seinen gespielten Ressentiments und uneigentlichen Positionen harmlos. Das profane Geheimnis, das in einer 4-Prozent-Forderung steckt, lautet −2 Prozent.

Der Wahn

Gefährlich wird es, wenn es ernst wird, wenn die Akteure ihrer Rolle verfallen und alle Zuschauer zur Parteilichkeit verpflichten wollen. Gefährlich wird es, wenn sich das Prinzip »Tarifverhandlung« auf das Ganze der Politik ausdehnt. Das Links-Rechts-Schema tut das. Es verlangt immerzu, daß Wir eine Position einnehmen, die zwar nicht richtig ist, aber Denen schadet. Es verbietet, eine Position einzunehmen, die zwar richtig sein mag, aber Denen nützt. Es verlangt von den Akteuren, daß sie ein Geheimnis hüten; es will, daß die Öffentlichkeit Lügen oder zumindest Halbwahrheiten glaubt. Diese Art Politik denkt sich die politische Landschaft mit ihren Tälern und Flüssen, Städten und Dörfern wie ein eindimensionales Kontinuum, in dem die Druckverhältnisse über alles entscheiden: Rechtsrrruckkk!

Zugespitzt von Arthur Koestlers kommunistischem Inquisitor: »Nach dem Endsieg, zu einer Zeit, wenn dadurch kein Schaden mehr angerichtet werden kann, wird das Material unserer geheimen Archive veröffentlicht werden. Dann wird die Welt erfahren, was hinter den Kulissen dieses Puppentheaters geschehen ist; die Hintergründe des Schauspiels, das wir ihr nach dem Textbuch der Geschichte vorspielen mußten.« Die Archive sind, wie gesagt, nach der Niederlage offen, und die Welt ist klüger. Sie

hat nicht nur hinter die Kulissen der Kommunisten gesehen, sie hat auch gesehen, daß die Geschichte auf die Dauer kein doppeltes Spiel zuläßt. Die Puppenspieler stehen ohne Puppen da.

Niemand kann bei uns mehr mit Gewalt gezwungen werden, loyal gegenüber den Geheimnissen einer Seite zu sein; niemand kann gezwungen werden, noch einmal dumm zu sein und so zu tun, als habe er nie hinter die Kulissen geschaut. Die offene Gesellschaft lebt davon, die Geheimnisse der Tarifparteien auszuplaudern. Wo immer sich eine Front bildet, lacht einer, wo immer uneigentlich geredet wird, platzt einer mit der Wahrheit heraus, wo immer ein Tabu errichtet wird, reibt sich jemand daran. Man kann es auch so sagen, wie es meistens zu hören ist: »Die Linke ist zerstritten.« Oder die Rechte.

Die Partei

Gegen die Selbstheilungskräfte der demokratischen Öffentlichkeit, gegen die ständigen Einsprüche wider die Frontbildungen hilft heute keine Partei mehr, kein ZK überwacht die Diskurse. Statt dessen hat sich eine Art unsichtbare Partei herausgebildet, die eingreift wie ein ZK, aber nicht mehr sagt, im Namen von was und von wem sie handelt. Das macht die Sache etwas unübersichtlich. Zumal wenn Positionen verraten werden und nicht Personen. Positionen, die oft nur noch in der Latenz existieren, wie schlafende alte Hunde. Wer sie nicht wecken will, der muß ein paar Diskursregeln einhalten: Jede öffentliche Äußerung muß die Merkmale alter Dogmen und Ideologie-Reste in sich tragen, sie muß den Schmerz der Trennung von überkommenen Auffassungen und Einsichten zeigen und muß es vermeiden, allzu hörbar durchzuatmen oder gar die Freude an der Befreiung zu offenbaren. Für Außenstehende ist all das kaum wahrnehmbar. Es sind kleinste Gesten, die über Verrat oder nicht entscheiden: eine winzige Verbeugung nach links, eine sprachlich nach rechts hochgezogene Augenbraue oder die Selbstaustreibung durch offensives Krawattetragen.

Drittes Beispiel: Selbst ein so angesehener und souveräner Philosoph wie Peter Sloterdijk fühlt sich in seinem Buch *Weltfremdheit* genötigt, sich für den Titel zu entschuldigen: »Das schöne, vielleicht ein wenig zu deutsche Wort Weltfremdheit benennt eine ebenso ursprüngliche wie unvermeidliche Stellung antiker Minderheiten zu einem Ganzen.« Zwei kleine Worte erzählen hier die politische Geschichte des Autors und sind zugleich die kleine Verbeugung vor dem linken Publikum, so undogmatisch und philosophisch es auch immer geworden sein mag: »zu deutsch«.

Das alles ist ein Spezialthema für ethnologisch interessierte Menschen. Wichtig ist, wohin es führt, wenn nur im Krampf Schonung zu finden ist und – beinahe – nur im epileptischen Anfall Befreiung. Die unsichtbare Partei kann Diskurse nicht verbieten und Erkenntnisse auf Dauer nicht verhindern. Aber sie schafft eine Atmosphäre von Unlust, Ängstlichkeit, Aggressivität – und sie verlangsamt. Darauf wird zurückzukommen sein. Vorher muß jedoch die Frage wenigstens gestellt werden, was das Geheimnis dieser unsichtbaren Partei ist, warum sie überhaupt Einfluß hat, wenn sie doch so kleinlich, häßlich und vorgestrig ist, wie ich sie darstelle.

Die Sehnsucht

Das Heimatbedürfnis des Menschen ist bekanntlich stark. So stark – viertes Beispiel –, daß selbst die geistigen Nomaden, die obligatorischen Verräter der Linken früher oder später in einem *Kursbuch* zusammenkommen müssen. Aber warum nur die Verräter der Linken und nicht der Rechten? Weil etwa doch der Beweis erbracht werden soll, daß die Verräter die eigentlichen Linken sind oder zumindest die besseren, die, die der gemeinsamen Sache auf klügere Weise dienen? Jedenfalls kommt auch das *Kursbuch 116* offenbar nicht aus ohne den Referenzpunkt links. Niemand könnte formulieren, wo wir, die Autorinnen und Autoren, heute sind. Es ist aber offenkundig, wo wir herkommen.

Das ist so eine Verbeugung nach links, auch ein Auftrumpfen: Schaut, Ihr habt uns nicht weggekriegt; Eure vernichtenden Urteile haben uns nicht vernichtet; Eure Exkommunikationen haben uns nicht vertrieben; Eure Liebe brauchen wir nicht, nicht einmal Euern Haß. Spätestens hier setzt der Selbstzweifel der Berufsbezweifler ein. Brauchen wir nicht wenigstens den?

Die Folge der Vertreibung aus der linken Wüste ins Paradies des freien Denkens ist: Man kommt nie ganz weg, und man kommt, innerhalb des Links-Rechts-Kontinuums, erst recht nirgendwo an. Links ist keine Frage der politischen Haltung – niemand kann mehr sagen, was links ist –, sondern der Biographien. Sozialisation statt Sozialismus!

Das Geheimnis der Linken: Schweiß verbindet, nicht Geist. Und den Stallgeruch wird nicht mehr los, wer ein paar Jahre auf der »animal farm« verbracht hat. Für neokonservativ erklären ja nicht die Konservativen einen Claus Leggewie, Thomas Schmid oder Peter Schneider. Das tun nur die Linken.

Schicksal. Wir sind – um es astronomisch auszudrücken – der Lichtstrahl eines abgelegenen Sterns, der schon erloschen ist. Und es ist

vielleicht das einzige, was die Verräter der Linken gegenüber den linken Linken auszeichnet – sie wissen das.

Die Wirklichkeit

Nun ist das Leben im Diskursmodell Deutschland nicht so dramatisch wie in Koestlers Hitler-Stalin-Europa. In Wirklichkeit gibt es sehr wohl eine neue Heimat, jenseits von Links und Rechts. Dieses Land, der Ort, an dem wir streiten, ist in ernsten Schwierigkeiten, von denen sich die alten Ideologien nichts haben träumen lassen. Die Realitäten bewegen sich weit schneller, als die alten politischen Lager sich wandeln können. Der Fluchtpunkt linker und rechter Dissidenten ist diese neue Realität, das Interesse daran und die Sorge darum. Darauf steuert seit ein paar Jahren lagerübergreifend ein relevanter Teil des Diskurses zu. Die neue Heimat ist kein Ort. Sie ist eine Aufgabe.

Das Tempo

Der Kampf zwischen Verrätern und Verratsschreiern geht heute nur noch um zwei Fragen: Wie schnell darf gedacht werden, und wie vieles soll undenkbar, also tabu sein.

Die Grünen – fünftes Beispiel – hatten sich bis 1989 in einem Pazifismus eingerichtet, der seine argumentative Kraft vor allem aus einer Quelle schöpfte: Jeder Atomkrieg zwischen den Supermächten würde mit hoher Wahrscheinlichkeit zur Vernichtung mindestens aller Kriegsbeteiligten führen. Der Satz von Alexander Haig, es gebe wichtigere Dinge, als im Frieden zu leben, war vor diesem Hintergrund kaum haltbar. Denn es kann nicht legitim sein, ein Mittel anzuwenden, das jedes Ziel zerstört. Seit 1989 droht nicht mehr in erster Linie ein totaler Atomkrieg, und die Grünen sind gezwungen, ihre »Säule« Pazifismus neu zu überdenken. Zumal da sich die Bedingungen der Außenpolitik auch sonst vollständig verändert haben und das Problem sich im ehemaligen Jugoslawien tagtäglich ganz praktisch stellt. Es liegt auf der Hand, daß die Grünen seit 1989 eine intensive Debatte darüber hätten führen müssen. Das ist nicht passiert und wurde mit den üblichen Methoden, einschließlich des Verratsvorwurfs, verhindert. Das Ergebnis war auf ihrem Parteitag in Mannheim, im Februar 1994, zu besichtigen. Im Wahlprogramm wurde die Auflösung der Nato und der Bundeswehr gefordert, obwohl auch unter den Antragstellern nur eine kleine Minderheit daran glaubte, daß diese Forderungen sinnvoll sind. Ja, man war allge-

mein froh und erleichtert, daß die Nato den Serben ein Ultimatum gestellt hatte, um Sarajewo zu retten. Verabschiedet wurde eigentlich auch nicht die langfristige Auflösung der Nato, sondern die langfristige Auflösung des grünen Pazifismus. Die Delegierten wußten das mehrheitlich, bestanden aber doch auf ihrem Recht auf Allmächtigkeit beim Umdenken. Die Folgen sind beträchtlich: Diskussionen über ein neues außen- und sicherheitspolitisches Konzept, das die pazifistische Absicht mit den neuen Realitäten konfrontieren würde, können nur sehr gebremst geführt werden. Das macht die Grünen nicht eben klüger. Die Regierungsfähigkeit im Bund wurde mit dem Parteitag wieder in Frage gestellt. Machtpolitisch hat sich die Partei so an den Rand gestellt. Wer zu früh kommt, ist ein Verräter. Wer zu spät kommt ...

Der Fall ist symptomatisch für das linke Karawanendenken. Zwar bewegt es sich – geleitet von den Hohepriestern und getrieben von den Niederlagen – langsam auf die neuen Realitäten zu; die bewegen sich aber noch schneller von ihm weg. Wer den Blick nur auf die kleinen Fortschritte richtet und die dennoch wachsende Kluft nicht sieht, mag zufrieden sein und das Drängen der »Verräter« als »unnötig und kontraproduktiv« bezeichnen. Solches Denken rechnet immer noch damit, daß man genauso gesehen wird, wie man sich selber nach außen präsentiert. Puppenspiel. Aber auch hinter diese Kulisse guckt die Öffentlichkeit. Es gibt keine politischen Geheimnisse mehr preiszugeben. Ein paar Staatsgeheimnisse, das Bankgeheimnis, der Datenschutz – das ist es dann aber auch.

»Wahrheiten« kann man nicht mehr verraten. Nur noch die Wirklichkeit.

Richard Swartz
Nationalismus als Alibi

Über den Krieg auf dem Balkan

1.

Auf dem Balkan sind die vier Reiter der Apokalypse abgesessen und durch einen einsamen Geronten ersetzt worden. Der Geront nennt sich Ubu, Toto oder Väterchen, und sein Pferd ist in Bronze gegossen, ein steifbeiniger Flirt mit der Ewigkeit.

Der Geront ist laut und hält sich gerade, und das erste Mal, als ich ihn traf, war ich gegen meinen Willen beeindruckt. Welch vitaler Alter, der keinen Gedanken darauf verschwendet, sich für seine Existenz zu entschuldigen!

Der Geist feierte hier täglich seinen Triumph über das Fleisch, wenn auch nur am Cafétisch, und diese Geronten gab es überall: ihre Legitimität schienen sie direkt von Ubu, Toto oder Väterchen zu erhalten, und genau wie ihre Vorbilder hatten sie nicht die Absicht zu sterben. Der Tod durfte in ihrer Gesellschaft nicht erwähnt werden. Ihn müssen sie als persönliche Beleidigung empfunden haben, als einen weltlichen Defekt, der mit dem nächsten Fünfjahresplan abgeschafft gehörte. Hatte nicht ihre kommunistische Ideologie bereits alle eschatologischen Vorstellungen abgeschafft und durch eine einzige große Leere ersetzt?

In diesen leeren Raum waren die Geronten eingezogen. Mit der Zeit hatten sie sich dort eingelebt, ihn mit ihrem eigenen Kitsch möbliert, sich allmählich davon überzeugt, daß die Natur wirklich jeden leeren Raum füllt, wenn sie nur die Gelegenheit dazu erhält; die Tatsache, daß es ihnen nun selbst gelungen war, ihn in Besitz zu nehmen, war der wirkliche Beweis für ihr eigenes ewiges Leben.

In einem solchen Leben gab es keinen Platz für andere als die Geronten selbst. Was war es, was hier fehlte? Ich sah mich um und entdeckte es – hier gab es eben nur Platz für Geronten, nicht für die, die jünger waren als sie. Die Geronten selbst verkörperten ja die Jugend: Sie empfanden ihr eigenes Denken als jugendlich, kokettierten mit ihrer Vitalität und ihrem Lebensappetit; falls jemand die Frechheit besaß, etwas anderes zu behaupten, wurden sie cholerisch und noch lauter als zuvor. Sie schrien

den Unverschämten an; es kam vor, daß sie die Hand zum Schlag erhoben und zuschlugen.

Ich lernte allmählich, den Geronten zu mißtrauen. Mit den Jahren erhielt ich die Gelegenheit, ihre Vitalität aus der Nähe zu beobachten, und ich sah, daß es Hysterie war. Ich begann zu argwöhnen, daß sich diese ganze proklamierte Jugend als falsch erwiese, wenn ich den Geronten noch näher käme, so nah, daß ich sehen könnte, wie sie am Morgen nach ihrem Gebiß im Wasserglas tasten. Auch ihre lärmende Art begann mir auf die Nerven zu gehen. Es war, als mißtrauten sie der Stille; als befürchteten sie, sie könnte zum Nachdenken und vielleicht für Einwände mißbraucht werden. Sie sprachen unablässig, unbekümmert darum, ob ihnen jemand zuhörte oder nicht; wahrscheinlich wußten sie nicht einmal selbst, was sie sagten. War ihr Reden überhaupt etwas anderes als eine Art mentales Rauschen, ein ideologisches Gepolter, um andere zu übertönen?

Ich begann zu verstehen, daß dieses ganze Programm, um den Tod vom Leben fernzuhalten, auch eine weltliche, schlaue politische Seite hatte. Es sollte die Jungen von der Macht fernhalten, die die Geronten für sich selbst beanspruchten, und in den kommunistischen Diktaturen auf dem Balkan – nicht zuletzt in Jugoslawien – erwies sich diese gerontologische Strategie als sehr erfolgreich. Junge Menschen waren mehr abwesend als anwesend; ich fand sie nur als Staffage im Hintergrund der Geronten oder in ihre private Ecke gedrängt. Es ist zwar wahr, daß sie sich ohne großen Widerstand wegdrängen ließen, aber dies ist mehr die Feststellung einer Tatsache als ein Vorwurf. Ich bin mir immer noch nicht sicher, ob sie wirklich eine Wahl gehabt hätten.

Tatsache ist jedoch auch, daß sie einen hohen Preis für das gezahlt haben, was sie selber nicht gewählt hatten: Die jungen Menschen, die ich auf dem Balkan getroffen habe, hatten keinen eigenen Raum, in dem sie aufwachsen konnten, sie hatten keine Aufgaben, die sie zur Verantwortung hätten erziehen und ihnen auch als Individuen Konturen hätten geben können. Sie waren verblüffend unreif. Ich habe sie oft als kindlich und auf eine irritierende Weise austauschbar empfunden; auf eine zugleich erschreckende und recht charmante Weise hatten sie sich infantilisieren lassen, verurteilt zu einem Dasein im Schatten von hochbetagten und halsstarrigen Totoisten.

2.

Nicht einmal durch den Tod des Kommunismus ist es gelungen, der jugoslawischen Gerontokratie den Garaus zu machen. Viele der Geronten überdauerten in ihren Kanzleien und Akademiekantinen, an den Cafétischen oder in der Flora von obskuren Veteranenvereinen mit grö-

ßerem Einfluß, als die gewöhnlichen politischen Parteien haben. Vor allem blieben genügend in Uniform übrig, dem Kleidungsstück, welches auf dem Balkan den Unterschied zwischen einem armen Teufel und einem Menschen ausmacht. Nicht selten waren die Geronten bierbäuchige Generäle, gewöhnt, in schwarzen Limousinen von Ferienorten in Restaurants gefahren zu werden, wo sie dann »bezahlten«, indem sie ihren Namen auf die Rechnung schrieben. Viele von jenen waren übriggeblieben, die nun versuchten, für sich selbst die Macht zu retten, die ihnen aus den Händen zu gleiten drohte.

Aber dafür benötigte man eine neue Legitimität, etwas, was die ausgediente kommunistische Ideologie ersetzen konnte. Diejenigen, die die Macht besessen hatten, brauchten einen neuen Vorwand, um sie weiterhin zu behalten, und der Nationalismus erwies sich für diesen Zweck als die beste Ideologie. Sehr wenig ist erforderlich, um sich als Nationalist zu bezeichnen, nicht einmal ein Examen. Der Nationalismus fragt nicht nach Geschlecht oder sozialer Zugehörigkeit, nicht danach, was man gemacht hat oder woher man kommt, übrigens einer der Gründe, warum es so vielen Kommunisten geglückt ist, sich in Nationalisten zu verwandeln. Auch fragt er nicht nach Wissen; er interessiert sich nicht einmal dafür, ob man sich aus ganzer Seele wirklich mit der eigenen Nation identifiziert. Es reicht aus, wenn man sich so verhält, als täte man es, und aus diesem Grund ist der Nationalismus eine Ideologie genau wie einst der Kommunismus.

Gleichwohl wäre es ein schwerwiegender Fehler, den Nationalismus zu dämonisieren, ihn als einen *deus ex machina* aufzufassen, der mit unausweichlicher und ungezügelter Kraft das Gemeinwesen zerstört. Genauer gesagt, der Nationalismus als solcher ist nicht die Ursache der nationalen Kriege auf dem Balkan und im östlichen Europa: In Wirklichkeit sind diese Kriege von Personen mit Gesicht und Namen bewußt begonnen worden, von einer politischen Klasse, die jetzt keinen anderen Stoff mehr hat für ihr politisches Agieren als die Gefühle der Menschen. Die Ursache ist gerade dieser Mangel.

Denn der Zusammenbruch von Ubus, Totos oder Väterchens Kommunismus hat eine umfassende materielle Armut bloßgelegt – und zum Teil geschaffen –, die das Tätigkeitsfeld aller Politik in den Gesellschaften im Osten kräftig beschnitten hat. Wie kann man die Wähler davon überzeugen, daß man ein besseres Programm für die Krankenpflege hat als der politische Gegner, wenn die Krankenhäuser nicht einmal über Kopfschmerztabletten verfügen; wie wirbt man für »seine« Wohnungspolitik, wenn Elektrizität und Kanalisation nicht einmal in den bereits vorhandenen Häusern funktionieren; und wie will man die Menschen für einen verlängerten Urlaub interessieren, wenn die meisten von ihnen arbeitslos sind?

Die größte Tragödie der postkommunistischen Krise ist, daß fast nur die nationalistischen Gefühle als mobilisierendes Moment zwischen der politischen Klasse und der Bevölkerung übriggeblieben sind; zumindest kurzfristig gibt es kaum etwas anderes, woraus Politik gemacht werden kann. Auch wenn der politischen Klasse dieser Zustand nicht allein angelastet werden kann, trägt sie die größte Schuld daran, weil sie ihn rücksichtslos ausgenutzt hat. Das frühere Jugoslawien ist das beste Beispiel dafür. Für den nationalistischen Krieg auf dem Balkan trägt Slobodan Milošević – gemeinsam mit der Gerontokratie, deren er sich wissentlich bedient hat – die größte Verantwortung. Viele Jahre bereiste er Serbien und brachte auf wohlinszenierten Massenveranstaltungen die Verlorenheit und Ängste der Serben in eine nationalistische Form. Milošević muß sich darüber klargewesen sein, daß er damit die Büchse der Pandora öffnete, daß er eine Gegenreaktion bei anderen, gleichermaßen verlorenen und verängstigten Nationen auf dem Balkan hervorgerufen würde.

Gerade diese Gefühle von Verlorenheit, Verlust und Unsicherheit sind wichtig. Denn der Nationalismus im Osten, mit dem wir jetzt konfrontiert werden, ist die Ideologie der Verlierer, und verlorengegangen ist – im Guten wie im Bösen – kurz gesagt alles, worauf sich eine funktionierende Gesellschaft gründet: Der Zusammenbruch des Kommunismus hat einfach den Menschen im Osten des Teils seiner Identität beraubt, der *erworben* ist; d. h. der auf Ausbildung, Wohnung, Arbeitsplatz, Lohn und Pension beruht. Von dieser Identität sind heute nur noch Artefakte oder eine pathetische Symbolik übrig, anderes ist vollkommen irrelevant geworden. In der modernistischen Welt, in die der Mensch im Osten jetzt eintreten muß, ist seine Kenntnis des Marxismus oder veralteter Schwachstromtechnik nicht gefragt, sein Arbeitsplatz ist im Begriff, wegrationalisiert zu werden, es stellt sich heraus, daß die Wohnung einem Emigranten in London gehört, der Lohn ist ein Nadelgeld und die Pension ein böser Scherz, eine Hypothek auf eine Zukunft, die vorzustellen sich niemand mehr traut.

Dies ist die Wirklichkeit für die große Mehrzahl der Menschen im Osten, und es darf uns deshalb nicht wundern, daß sie sich an das Wenige klammern, das noch übriggeblieben ist und ihnen nicht gestohlen werden kann, also an den Teil der Identität, der *gegeben* ist und sich mit diffusen Begriffen wie Rasse, Nation, Religion oder Sprache beschreiben läßt. Es ist dieser Teil der Identität, an den die Politiker im Osten appellieren. Sie appellieren, beschwören und manipulieren, und wie wir sehen, endet es nur allzu leicht in Kriegen, von denen nicht einmal sicher ist, daß die Politiker sie sich wirklich gewünscht haben. Sicher ist dagegen, daß sie dazu verurteilt sind, die Kontrolle über sie zu verlieren, selbst ihre Opfer

oder wenigstens zu ziemlich machtlosen Akteuren zu werden, die auf der politischen Szene nur überleben, wenn sie sich in den Dienst des nationalistischen Krieges stellen.

3.

Ehe wir die Mechanismen des nationalistischen Krieges näher untersuchen, sollten wir uns einen seiner zählebigsten Mythen vornehmen: den Mythos, daß der Nationalismus *an sich* den Krieg ausgelöst habe, daß nationaler Haß aus der Vergangenheit die wirkliche Ursache gewesen sei. Aus mehreren Gründen ist das eine sehr seltsame Vorstellung. Sie ist eigenartig, weil sie den Bürgern im Staat Jugoslawien unterstellt, in fast fünf Jahrzehnten Seite an Seite gelebt zu haben, trotz eines aufgestauten, historisch verwurzelten Hasses, der sich in dem Augenblick gegen den Nachbarn richten würde, in dem die Gesellschaft ihre Aufgabe als Zuchthaus nicht länger erfüllen könnte.

Persönlich habe ich keine Erinnerungen an ein solches Jugoslawien. Woran ich mich statt dessen erinnere, ist ein nationales Bewußtsein, das die Grenze zum Patriotismus oder Stolz kaum überschritt und das sich nur in spezifischen, ziemlich harmlosen Situationen manifestierte. In seiner besten Form war es selbstironisch; als Pathos meine ich es nur in der Gesellschaft eines senilen Geronten erlebt zu haben oder bei dem einen oder anderen Emigranten. Eher war mein Eindruck, daß nicht einmal auf dem Balkan, besonders nicht bei der Jugend, die vorgegebene Identität dieselbe Bedeutung hatte wie früher.

Und warum sollte sie sie gehabt haben? Die Sprachunterschiede zwischen den südslawischen Nationen sind unbedeutend und Mischehen üblich; außerhalb der ländlichen Kerngebiete findet man selten ethnisch »reine« Familien. Wer an der Oberfläche kratzt, stößt oft auf einen serbischen Onkel, eine slowenische Großmutter oder einen kroatischen Schwiegersohn. Gerade die junge städtische Generation, die die Majorität der jugoslawischen Bevölkerung ausmachte, hatte sich bereits den Modernismus zu eigen gemacht, und nationalistische Begriffe wie »Grenze«, »Territorium« oder »Blut« gehörten für sie zum Wortschatz des 19. Jahrhunderts; wahrscheinlich hatten sie nicht einmal den matten Glanz der Nostalgie.

Die Vorstellungen vom Nationalismus als der tatsächlichen Ursache des Krieges ist merkwürdig auch deshalb, weil sich die Menschen gewöhnlich aus sehr konkreten Gründen gegenseitig totschlagen. Sie tun es aus Lust oder aus Eifersucht, zum Zweck der persönlichen Bereicherung, sie tun es, weil sie buchstäblich dazu gezwungen werden, oder um ihr eigenes Leben zu retten, dagegen nur selten im Namen abstrakter Ideen oder Überzeugungen. Der nationalistische Krieg in Jugoslawien bildet

keine Ausnahme von diesem Muster. Der Nationalismus spielt zwar als Ideologie eine Rolle, um die Massen zu mobilisieren, beschwört aber den Krieg nicht herauf, ist für ihn nicht verantwortlich, und ich glaube, daß seine wichtigste Funktion vielleicht am deutlichsten wird, wenn man es paradox formuliert: Der Nationalismus ist notwendig, um für Verbrechen Absolution zu erteilen, deren Ursache er nicht ist.

Der Nationalismus beschränkt sich also vor allem auf eine Alibifunktion; seine Aufgabe ist es, all denen eine *carte blanche* auszustellen, ohne die der heraufziehende Krieg nicht auskommen kann, und dazu gehört die Jugend.

Erst nachdem diese Aufgabe gelöst ist, können die Männer in Uniform die öffentliche Szene betreten. Es handelt sich um die selbstherrliche Offizierskaste, die von niemandem kontrolliert wird, eine Kaste, die in weit höherem Maße als andere Mitbürger ihre ganze Existenz durch den Zusammenbruch des Kommunismus gefährdet sah, aber im Unterschied zum Mann auf der Straße etwas dagegen tun konnte: sie konnte den Krieg auslösen.

Und erst dieser Krieg *produziert* – das Wort ist mit Absicht gewählt – den nationalen Haß, von dem man uns einzureden versucht, daß er seine Ursache sei.

4.

Wer jedoch einen Krieg will und ihn auszulösen vermag, kann nicht sicher sein, daß dieser Krieg später nicht kläglich versagt. Es gibt keine feste Garantie dafür, daß er wirklich in Fahrt kommt und sich ausdehnt; dafür braucht man eine breite Unterstützung in der Bevölkerung. Allein würde die uniformierte Kaste nicht mehr ausrichten können, als ihre allergrößte Kanone abzufeuern. Sicherheitshalber ließ man dies in dem abgelegenen Slowenien geschehen; diese Detonation bedeutete nicht, daß der Krieg begonnen hatte, es war bis dahin nur ein symbolisches Signal.

Aber es war ein wichtiges Signal. Von diesem Augenblick an wußten alle, daß, obschon der Krieg noch nicht begonnen hatte, auch kein Frieden mehr herrschte, die Armee hatte ja tatsächlich geschossen, und diejenigen, die bereits mit einem nationalistischen Alibi und Waffen aus den Vorräten der uniformierten Kaste versehen worden waren, brauchten nicht mehr als ebendas zu wissen. Die Botschaft war einfach: von diesem Augenblick an ist alles erlaubt.

Und im Fernsehen und anderen Medien war das, was erlaubt war, schon definiert. Schluchzende Popen hatten zur besten Sendezeit gelbliche Schädel liebkosen dürfen, zahnlose Alte hatten ihre vernarbten Körper vorgeführt, Landkarten mit einem Wirrwarr gestrichelter und

durchgezogener Linien waren veröffentlicht worden, und in dieser chaotischen Vorführung von Leiden und Kränkungen, die alle vor einem halben Jahrhundert geschehen waren, war nur eines sicher – daß eine andere Nation als die eigene sie begangen hatte. Erlaubt war deshalb per definitionem alles, was getan werden konnte, um zu verhindern, daß sich solches Unrecht jemals wiederholen würde, außerdem die Rache, die immer noch ausstand, weil die Kommunisten sie damals unterdrückt hatten.

Die Vergangenheit verwandelte sich nun in Gegenwart; die Opfer der eigenen Nation wurden buchstäblich wieder ausgegraben. Es zeigte sich, daß sie höchst lebendig waren, und von der anderen Seite des Grabes deuteten sie auf ihre Mörder, auf Menschen, die zu dem Zeitpunkt, da der Mord geschehen sein sollte, noch nicht einmal geboren waren. Für die Allianz zwischen der Gerontokratie und einem Politiker wie Slobodan Milošević war dieses Chaos eine Notwendigkeit. Gerade darum hatte sie es geschaffen. Es sollte die Aufmerksamkeit von der Macht ablenken, die immer noch die ihre, jetzt aber bedroht war, so wie es ihnen auch die Möglichkeit verschaffen sollte, ihre eigene Macht als Schutz gegen dieses selbstgeschaffene Chaos anzubieten.

Um das Chaos zum Krieg zu steigern, braucht man aber Menschen, die bereit sind, andere zu erschlagen. Jede Gesellschaft verfügt über ein großes Reservoir potentieller Mörder, und in Jugoslawien erfolgte die Rekrutierung unter den Abenteurern, den ewig Unzufriedenen, den Nichtstuern und Kriminellen auf allen Seiten, die nun mit der Waffe in der Hand *the finest hour* ihres Lebens feierten; aus dem Nichts hatten sie sich emporgeschwungen zu Herren über Leben und Tod, Menschen jenseits jeder legalen Ordnung, auch jenseits der Gesetze des Krieges. Denn was heute in Bosnien-Herzegowina geschieht, verdient nicht einmal die Bezeichnung Krieg; diese Massaker an Zivilisten und diese Zerstörungen sind ein Hohn auf die Kriegführung, die doch manchmal ein notwendiges Übel ist. Der Verdacht liegt deshalb sehr nahe, daß die Mord- und Zerstörungslust für viele in dieser Soldateska ein Ziel an sich und die Nationalflagge nur ein willkommener Vorwand ist, um alles darin einzuhüllen. Gerade die rein pathologische Seite dessen, was in Bosnien geschieht, scheint viel zuwenig Aufmerksamkeit erregt zu haben.

Die Verbrechen der Soldateska sind die eigentliche Nahrung des Krieges. Derjenige, in dessen eigener Familie jemand ermordet wurde, entdeckt unmittelbar, auch gegen seinen Willen, daß er eigentlich Kroate ist, Serbe oder bosnischer Moslem, und es wäre nicht gerecht, eine solche Person daran zu erinnern, daß sie jahrelang mit ihren Nachbarn aus anderen Nationen friedlich zusammengelebt hat. Es wäre nicht gerecht, denn heimgesucht von den gleichen Verbrechen würden auch wir sofort

zu Schweden oder Deutschen werden und beginnen, unsere Nachbarn zu hassen; viele von uns würden zu den Waffen greifen und an dem erstbesten Dänen oder Polen Rache nehmen.

Erst auf diese Weise entsteht der nationale Haß. Er ist also ein *Produkt* des Krieges, nicht dessen Ursprung, ein Haß, der jetzt dazu beiträgt, den Krieg physisch zu verbreiten und gleichzeitig die mobilisierenden und Alibifunktionen des Nationalismus zu verstärken. Dieser Haß kann praktisch nur durch die Soldateska erzeugt werden, da er fast immer eine unmittelbare physische Nähe voraussetzt. Denn der nationale Haß ist nicht ein allgemeiner oder potentieller, halb mystischer innerer Zustand, sondern etwas, das erst durch eine konkrete Handlung von außen eingeimpft wird; es sind fremde Menschen, die ihn in eine Gemeinschaft hineintragen, wo er vorher unbekannt war; auch dieser instrumentellen Qualitäten wegen kann dieser Haß als »Produkt« bezeichnet werden. Von seinem Ursprung her ist er neutral. Diese Art von Haß nimmt nicht Partei für oder gegen eine bestimmte Nation, sondern kann genau in die Richtung gelenkt werden, die im Augenblick wünschenswert erscheint.

Die Choreographie des nationalen Hasses ist banal. Plötzlich tauchen ein paar fremde Bewaffnete auf; niemand hatte sie vorher dort jemals gesehen, so wie niemand wußte, wer die ersten Barrikaden baute und die ersten Schüsse in Sarajewo abfeuerte. Jemand klopft an unsere Tür. Er sagt, daß er einer der Unsrigen ist, daß aber der Nachbar einer anderen Nation angehört und daß wir uns im Interesse der eigenen Nation seiner Person entledigen müssen. Was uns der Unbekannte sagt, ist natürlich absurd; wir wissen, daß es nicht wahr ist. Der Nachbar ist vielleicht nicht unser Freund, aber er hat uns nie etwas zuleide getan, und wir haben keine Rechnung mit ihm zu begleichen. Und wer hat diesem Fremden das Recht gegeben, sich über etwas zu äußern, worüber wir selbst viel besser Bescheid wissen? Trotzdem erschreckt er uns mit dem, was er sagt. Wir ahnen, daß wir nur die Wahl haben, den Nachbarn zu ermorden oder selbst als Verräter ermordet zu werden. So wird die Angst unser intimster Ratgeber.

Manchmal lassen die fremden Besucher auch dieses Ritual rudimentärer Höflichkeit beiseite. Jemand wird sofort erschossen; es spielt nicht einmal eine Rolle, ob er ein Landsmann des Mörders ist, da die Landsleute des Ermordeten am Ort für ihn Rache nehmen werden. Eigentlich ist es völlig gleichgültig, wie sich der Krieg gerade bis zu diesem Dorf ausbreitet; Hauptsache ist, daß er sich ausbreitet. Aber dann haben sich die Fremden schon längst wieder auf den Weg gemacht, versehen mit dem, was sie an Geld und Wertsachen im Haus des Ermordeten gefunden haben: ein Videogerät zu besitzen ist oft schicksalshafter, als zur »falschen« Nation zu gehören.

Wollten wir bei diesem menschlichen Abschaum einen tieferen Beweggrund für seine Morde und Diebstähle finden, könnten wir vielleicht behaupten, daß die Beteiligten nicht so sehr für die Freiheit der eigenen Nation kämpfen als vielmehr einen kollektiven Verlust verdrängen wollen: den Verlust der Gleichheit, die aus Diktatur und Misere entsteht, einer Gleichheit, die überall in Osteuropa bedroht ist. Für viele ist es ein schmerzlicher Verlust, schwerer zu ertragen, als die neugewonnene Freiheit zu verlieren; ich glaube, das ist der einzige Schmerz derer, die sich in diesem Krieg mit ihrer eigenen privaten Variante dessen beschäftigen, was Karl Marx vermutlich als ursprüngliche kapitalistische Akkumulation identifiziert hätte.

Der Raubmörder in der Rolle des Kapitalisten ist aber nur eine von vielen Metamorphosen in diesem Krieg. Hier finden wir auch den Familienversorger mittleren Alters, der sich am Wochenende Joggingschuhe und Tarnanzug anzieht, um sich an die Front zu begeben, den konzilianten Unterhändler in Genf, der zu Hause unter den Seinen jeden Kompromiß als Schwäche und Verrat brandmarkt, oder den parfümierten Kriegsverbrecher, der sich in das Parlament wählen läßt, um in den Genuß der Immunität des vom Volk Gewählten zu kommen. Nichts ist mehr, was es zu sein scheint; was in einer normalen Gesellschaft erworbene Identitäten sind, ist hier zu Theaterkostümen verkommen. Gerade die Verwandlung scheint das Wesen dieses Krieges zu sein. Was gestern Wahrheit war, ist heute Lüge, und das unterschriebene Dokument ist über Nacht Makulatur geworden. Es ist nicht einmal ausgeschlossen, daß ein Verbündeter sich im nächsten Augenblick in einen Feind verwandelt, und eben diese unablässigen Metamorphosen machen den Krieg so unfaßbar und allgegenwärtig.

In einem nationalistischen Krieg wie diesem scheint es darum für die Menschen nur zwei Möglichkeiten zu geben: vor dem Krieg zu fliehen oder – auch wenn es widerwillig geschieht – sich um eine der nationalen Fahnen zu scharen.

5.

Und trotzdem: Wie ist es möglich, daß eine kleine Gruppe Menschen einen Krieg für ihre eigenen Ziele weiterführen kann? Gegen den Wunsch der Mehrzahl des Volkes? Und warum hat die Majorität nicht Einspruch erhoben, warum hat sie nicht versucht, den Krieg zu beenden?

Ich für meinen Teil glaube, daß die Antwort mit dem zu tun hat, was man als Mangel an Form bezeichnen könnte. Die Gesellschaft auf dem Balkan erinnert an eine Amöbe und ist genauso wehrlos; selbst der geringste Angriff droht sie zu zerstören, weil es hier nichts gibt, was den Bürgern in Form von Funktionen, Institutionen, Kompetenz oder Ver-

antwortung Integrität erlaubt und garantiert. Wo könnten wir denn hier eine Integrität finden, außer bei Verrückten und Heiligen?

Der Bankdirektor ist ein Falschmünzer, der Rechtsanwalt ein Polizeispitzel, das Parlament erweist sich als ein Café, der Politiker ist ein Bauernfänger und der erste Liebhaber ein Kastrat; alles ist hier austauschbar, und die Bürger – die keine Bürger sind – haben sich daran gewöhnt, ihre Haut zu retten, indem sie sich schnell an die Rolle anpassen, die die neusten politischen Broschüren vorschreiben. Die Menschen in einer solchen Gesellschaft können nur hinter ihrer eigenen Servilität Schutz finden. Sie leiden unter Ubu oder Toto, der sie verachtet und mit Füßen tritt, und je mehr er auf ihnen herumtrampelt, desto mehr lieben sie ihn. Zusammen sind sie keine Ansammlung von Individuen, sondern eine Masse, eine Herde von Schafen. Ihr heimlicher Traum ist ein Glöckchen und ein richtiger König. Niemand hat hier Macht, Toto oder Väterchen *ist* die Macht, eine in schwarze Stiefel und Uniform gekleidete Macht, während alle anderen dem ausgeliefert sind, der am lautesten schreit oder, in schlechteren Zeiten, zuerst schießt.

Was es hier einmal an bewußter, tragender Form gab, ist entweder zerstört oder pathetischer Anspruch geblieben. Der nationalistische Krieg in Jugoslawien hängt eng zusammen gerade mit der Zerstörung der ländlichen Lebensformen und einer nur schwach entwickelten Stadtkultur, eben mit der Abwesenheit einer zivilen Gesellschaft. Irgendwo auf dem Weg zwischen Stadt und Dorf verloren die Menschen hier ihre Identität, hörten auf, in die Kirche zu gehen, und lernten nie, mit Messer und Gabel zu essen oder den Hut zu ziehen und einander Guten Tag zu sagen.

Wo hätten sie das auch lernen können? Auf dem Balkan gibt es nur wenige große Städte, die über eine einigermaßen ungebrochene historische Kontinuität verfügen; viel zahlreicher sind Kleinstädte, eigentlich zu groß geratene Dörfer, halb in orientalischem Schlaf verharrend, aus dem nicht einmal die stalinistische industrielle Vergewaltigung oder architektonische Übergriffe sie zu wecken vermochten. Beschäftigungslose Menschen in der Hauptstraße geben ihnen ihren Charme, Menschen, die sich ihre Zeit mit Schlangestehen und in Cafés ohne richtigen Kaffee vertreiben und mit ausdruckslosen Gesichtern in übervollen Bussen zu irgendeiner Arbeit verfrachtet werden. Am Arbeitsplatz führen sie ein Tagewerk aus, das nur selten in eine sinnvolle Produktion mündet und mit Geld bezahlt wird, für das man kaum etwas kaufen kann.

Schon an den Rändern solcher Städte wird einem bewußt, daß ihre Existenz keine Selbstverständlichkeit ist. Das Gras droht sie zu überwuchern, das Armierungseisen rostet auf verlassenen Bauplätzen, und Tiere und Abfall erobern sich den Boden, sobald der Mensch ihm den Rücken kehrt.

Aber gerade eine funktionierende Stadtkultur mit ihrem distinkten Formanspruch ist das eigentliche Fundament unseres modernen Daseins in Europa: es sind die großen Städte, in denen sich Marktwirtschaft, Parlamentarismus, Verwaltung und die Ordnung des Rechtsstaats einrichten und von Bürgern, die gelernt haben, damit umzugehen, gepflegt werden. Im Osten ist diese Stadtkultur nicht nur aus Tradition viel schwächer als im Westen, sondern der Kommunismus hat auch getan, was er konnte, um das auszulöschen, worauf man hätte aufbauen können. Nur hier und da gibt es noch Reste einer alten Stadtkultur, die zusammengebrochen ist oder bewußt zerstört wurde; bestenfalls hat sie in Form des einen oder anderen restaurierten Hauses ohne Bewohner überlebt.

Eine solche Stadt ist aber nicht viel mehr als eine Kulisse, ein Platz, wo die Einwohner zu einer Pantomime des Lebens verurteilt sind, das vielleicht vor einem halben Jahrhundert dort gelebt wurde. Keine Tonleitern sind mehr aus geöffneten Fenstern der Bürgerhäuser zu hören, das Café hat keinen Zeitungshalter, die alte Getreidebörse ist ein Holzlager geworden, und die Kathedrale oder die Moschee ist seit Jahrzehnten wegen Reparatur geschlossen. Diejenigen, die hier wohnen, kommen von anderswoher: nichts wissend von der Geschichte ihrer Stadt, empfinden sie den fortschreitenden Verfall buchstäblich als den Gang der Natur.

Das Industrialisierungsprogramm der Kommunisten brachte nicht einmal die organisierte, selbstbewußte Arbeiterklasse zustande, die auch ein Teil der europäischen Stadtkultur ist. Auf dem Balkan waren die Bauernfamilien zwar stolz auf ihre Söhne und Töchter, die nicht im Dorf blieben, sondern in die Stadt ziehen konnten. Aber in der Stadt wurden sie fast alle zu Lumpenproletariern; heute kommen sie am Wochenende zu Besuch in das Heimatdorf, das einmal ein Dorf war und nicht diese Ansammlung von halbfertigen Häusern, bewohnt von Landarbeitern, und die Eltern führen sie stolz den Nachbarn vor, müssen sie dann aber mit einem Sack Kartoffeln oder einem halben Schwein ausstatten, damit die Familien in der »Stadt« versorgt werden können. Mit einem Bein steht ein solcher »Stadtbewohner« noch in dem Dorf, das es nicht länger gibt, während »die Stadt«, in der er wohnt, eine Hybride bleibt, eine pseudomoderne Schöpfung ohne Form, von einem Bewußtsein erfüllt, das in der Vergangenheit lebt.

Dieses Bewußtsein droht überhandzunehmen, je weniger die Stadt sich als Alternative bewähren kann. Das läßt sich an mehreren Stellen auf dem Balkan beobachten: Die zerbrechlichen Institutionen der Stadtkultur verlieren an Bedeutung, die Politik wird vom Parlament auf die Straße verlegt, Marktwirtschaft reduziert sich auf den Schwarzmarkthandel oder die Spekulation, und die Kriminalität wächst dramatisch, sobald der Respekt vor der öffentlichen Ordnung ausgehöhlt wird.

Was von Stadtkultur übriggeblieben ist, befindet sich in akuter Gefahr. Und es gibt niemanden, der sie verteidigen würde, außer einigen verängstigten Alten in einer dunklen Wohnung, die sich immer noch an die Geheimnisse des Bridge-Spiels erinnern.

Der Krieg ist dann sehr nah.

6.

Es ist ein milder Sonntagvormittag im Januar. Ich stehe auf dem Balkon meiner Schwiegermutter in Rijeka und sehe auf das Meer hinaus. Die Sicht ist teilweise versperrt von Mietshäusern, grauweißen Wohnsilos mit auf den Balkons gestapelten Vorräten für den Winter: Holz, eingemachtes Obst und Paprika im Glas, Plastikbehälter für Wasser.

Das Wetter ist so mild, daß ich auf dem Balkon sitzen und lesen kann, ich lese Homers Bericht über die Irrfahrten des Odysseus. An diesem Sonntagmorgen bin ich bei Polyphems Grotte angelangt, wo sich Odysseus zwischen den Schafen versteckt und auf die Frage des geblendeten Zyklopen, mit wem er es zu tun habe, »Niemand« antwortet.

Unten, auf dem zertrampelten Rasen, steht einer unserer Nachbarn im Sonnenschein. Es ist ein dicker Mann in einem Trainingsoverall, und er steht dort mitten auf der Rasenfläche, ohne sich zu bewegen, doch so, als ob er nach etwas suche, das er nicht mehr finden kann. Außer Sichtweite lehnt sich jemand aus einem Fenster und schreit, ein langgezogener Schrei wie von einem Tier. Es ist bald zehn Uhr. Aber keine Kirchenglocken läuten, kein Rauschen hört man vom Meer; verlassen steht der Nachbar dort, ohne Auftrag, willenlos, so als ob er sich nicht einmal dazu entschließen könnte, nach Hause zu gehen, und während ich mich an das Balkongeländer lehne und ihn betrachte, wird mir klar, daß man sich in der Welt der Helden und Götter wohl nur retten kann, indem man sich als »Niemand« bezeichnet, daß aber die einzige Antwort, die uns Sterbliche retten kann, »Jemand« lauten muß.

Aus dem Schwedischen von Heide Ekdahl

Anmerkungen der Redaktion

Henryk M. Broder, geb. 1946, freier Journalist, lebt und arbeitet in Berlin und Jerusalem. Zuletzt erschien von ihm *Erbarmen mit den Deutschen* (Hamburg 1993).

Friedrich Christian Delius, geb. 1943, Schriftsteller, lebt in Berlin. Soeben erschien seine Erzählung *Der Sonntag, an dem ich Weltmeister wurde* (Reinbek 1994).

Sibylle Tönnies, geb. 1944, ist Professorin an der Hochschule Bremen im Fachbereich Sozialwesen. 1992 erschien von ihr: *Der Dimorphismus der Wahrheit. Universalismus und Relativismus in der Rechtsphilosophie.*

Christian Semler, geb. 1938, ist Redakteur der Berliner *tageszeitung*.

Richard Wagner, geb. 1952, reiste 1987 aus Rumänien aus und lebt seither als Schriftsteller in Berlin. Zuletzt erschienen von ihm: *Heiße Maroni* (Gedichte) und *Giancarlos Koffer* (Erzählung); beide Frankfurt 1993.

Rudolf Ungváry, geb. 1936, zweisprachig in Ungarn aufgewachsen, Schriftsteller, Informationsingenieur, wissenschaftlicher Mitarbeiter der ungarischen Nationalbibliothek, lebt in Budapest. Der Autor dankt der Schriftstellerin Zsuzsanna Gahse für ihre Mitwirkung an der vorliegenden Textfassung.

Horst Domdey, geb. 1933, ist Professor für Deutsche Literatur der Neuzeit an der Freien Universität von Berlin.

Klaus Hartung, geb. 1940, lebt als *Zeit*-Redakteur in Berlin.

Eva Demski, geb. 1944, lebt als Schriftstellerin in Frankfurt am Main. Zuletzt erschien von ihr der Roman *Afra* (Frankfurt/M 1992).

Dan Diner, geb. 1946, Historiker, Professor an den Universitäten Essen und Tel Aviv. Zuletzt erschienen von ihm: *Verkehrte Welten. Über Antiamerikanismus in Deutschland* und *Weltordnungen. Über Geschichte und Wirkung von Recht und Macht* (beide Frankfurt/Main 1993).

Cora Stephan, geb. 1951, Essayistin und Hörfunkjournalistin; lebt in Frankfurt am Main. Zuletzt erschien von ihr: *Der Betroffenheitskult. Eine politische Sittengeschichte* (Berlin 1993).

Wolfgang Engler, geb. 1952, Soziologe, lehrt Kultursoziologie am Institut für Schauspielregie in Berlin. Zuletzt erschien von ihm: *Selbstbilder. Das reflexive Projekt der Wissenssoziologie* (Berlin 1992).

Claus Leggewie, geb. 1950, Professor für Soziologie an der Universität Gießen; lebt in Frankfurt am Main. Zuletzt erschien von ihm: *Deutsche Türken – Türk Almanlar* (zusammen mit Zafer Senoçak, Reinbek 1993).

Robert Gernhardt, geb. 1937, lebt als Schreiber und Zeichner in Frankfurt am Main.

Bernd Ulrich, geb. 1960, Journalist, lebt in Köln.

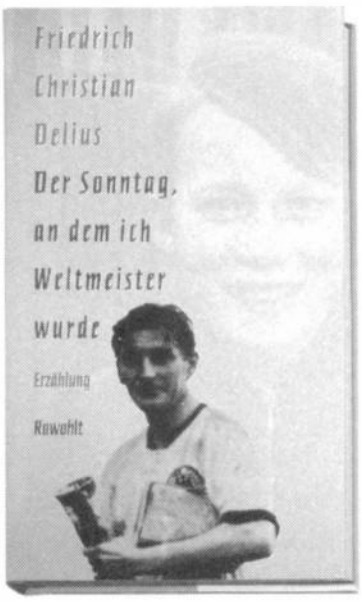
Richard Swartz, geb. 1945 in Stockholm, ist der Osteuropa-Korrespondent der schwedischen Tageszeitung *Svenska Dagbladet* und lebt in Wien. Soeben erschien von ihm und Péter Nádas: *Zwiesprache. Vier Tage im Jahr 1989* (Reinbek 1994).

Kursbuch 117 **Das Volk, der Souverän** erscheint am 1. 9. 1994

Kursbuch 118 **Exzentriker** erscheint am 1. 12. 1994

Vorschauen auf diese Nummern enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 16 und 17

Neue deutsche Literatur



Tor zur Freiheit

1954, Endspiel der Fußballweltmeisterschaft zwischen Deutschland und Ungarn – Der elfjährige Pastorensohn aus dem hessischen Dorf Wehrda erlebt die Stunden bis zur mit Hochspannung erwarteten Rundfunkreportage in den Zwängen der Tagesrituale, eingekreist von christlichen Bildern und eingeschüchtert von der Sprachgewalt des Vaters. Doch für zwei Stunden entrinnt er allem im Rausch der Zimmermannschen Fußballreportage. Friedrich Christian Delius hat den deutschen Mythos ‹Fußballweltmeisterschaft '54› in den Mittelpunkt seiner autobiographischen Erzählung gestellt.

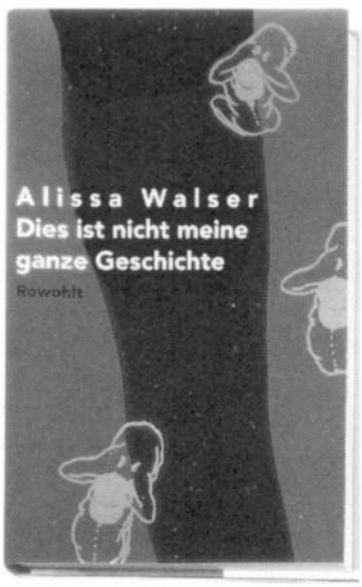
Friedrich Christian Delius
Der Sonntag, an dem
ich Weltmeister wurde
Erzählung
128 Seiten. Pappband.
DM 25,–/öS 195,–/sFr 26,–

Foto: Isolde Ohlbaum

Alissa Walser

Sehnsucht

Eine junge Frau in einer deutschen Großstadt steht im Mittelpunkt dieser zehn Erzählungen, eine junge Frau voller Sehnsucht nach der Ferne *und* nach den Menschen: Sie trifft sich heimlich



mit ihrem Geliebten im Hotel. Sie arbeitet als Fotomodell. Sie lernt am Flughafen den schönsten Mann ihres Lebens kennen und erzählt ihm ihre Phantasien … Alissa Walser erzählt Geschichten, die niemals alles verraten. Für die Erzählung «Geschenkt» erhielt sie den Ingeborg-Bachmann-Preis 1992.

Alissa Walser
Dies ist nicht meine ganze
Geschichte
96 Seiten. Gebunden.
DM 26,–/öS 203,–/sFr 27,–

Rowohlt

Das unentbehrliche Nachschlagewerk

Im kulturpolitischen Raum der Bundesrepublik Deutschland herrschte bisher ein akuter Mangel an systematischer Information über den hiesigen Literaturbetrieb.

Endlich ist das Literaturbuch 1993/94 erschienen: eine Sammlung von Informationen, Adressen und Daten von ca. 4500 Einrichtungen und Organisationen, die für das „literarische Leben" der Bundesrepublik Deutschland stehen.

DAS LITERATURBUCH 1993/94

- gibt eine Bestandsaufnahme für den Literaturbetrieb der Bundesrepublik Deutschland;
- macht die existierende Literatur-Infrastruktur transparent;
- ist unentbehrlich für kulturpolitische Entscheidungen, Planungen und Projektvorhaben;
- ist eine wichtige Informationsquelle zur Erschließung des Kulturbetriebs in den neuen Bundesländern;
- bietet allen im Kultur- und besonders im Literaturbetrieb Tätigen und Interessierten – Literaturproduzenten, Schriftstellern, Publizisten, Übersetzern, literarischen Initiativen, politischen und kulturellen Institutionen, allen Medien – ein wichtiges Arbeitsmittel.

Deutscher Kulturrat im Auftrag der Fördergesellschaft für kulturelle Bildung des Deutschen Kulturrates e. V. (Hrsg.): **DAS LITERATURBUCH 1993/94**. Literarisches Leben in der Bundesrepublik Deutschland. 1994, 868 S., geb., 98,– DM, ISBN 3-7890-3106-2

NOMOS Verlagsgesellschaft
Baden-Baden

PASOLINI

PETROLIO

Das Hauptwerk

Der heftig umstrittene Roman
Pier Paolo Pasolinis aus dem Nachlaß:
Das furiose Portrait einer obszönen,
machtgierigen und ichbesessenen
Gesellschaft.

Aus dem Italienischen von Moshe Kahn.
Schwarzes Leinen. 720 Seiten, DM 58.–

Wagenbach

Lieferbare Kursbücher

Kursbuch 101 **Abriß der DDR** September 1990

Mit Beiträgen von: Stefan Welzk / Elisabeth Zylla / Friedrich Dieckmann / Reimer Hinrichs / Wolfgang Möller / Sabine Sauer / Rudolf A. Treumann / Christian Bommarius / Manfred Bierwisch / Wolfgang Höbel / Peter Schneider / Lutz Rathenow / Hanna Rheinz / Bernard-Henry Lévy / Tilman Spengler

Kursbuch 102 **Mehr Europa** Dezember 1990

Mit Beiträgen von: Timothy Garton Ash / Krisztina Koenen / György Konrád / Richard Wagner / Martin Pollack / György Dalos / István Eörsi / Lenke Szilágyi / Marcin Król / Jan Tabor / Hans-Georg Behr / Ivo Banac / Rüdiger Wischenbart / Renée Zucker / Tilman Spengler

Kursbuch 103 **Rußland verstehen** März 1991

Mit Beiträgen von: Sonja Margolina / Hubertus F. Jahn / Viktor Toporow / Beate Rausch / Viktor Jerofejew / Lew D. Gudkow / Rimma Dalos / Simon Kordonski / Maurice Weiss / Barbara Dietz / György Dalos / Waldemar Weber / Anette Winkelmann / Alexei Lewinson / Elfie Siegl / Andrei Nujkin / Jutta Scherrer / Tilman Spengler

Kursbuch 104 **Weiter denken** Juni 1991

Mit Beiträgen von: Thomas Schmid / Henning Ritter / Karl Markus Michel / Otto Kallscheuer / Richard Wagner / Claus Leggewie / Sabine Sauer / Gerd Grözinger / Jürgen Busche / Cora Stephan / István Eörsi / György Dalos / Dan Diner / Peter Weingart / Alexander Adler

Kursbuch 105 **Krieg und Frieden** September 1991

Mit Beiträgen von: Ernst Tugendhat / Horst Afheldt / Christoph Bertram / Christiane Grefe / Asmus Petersen / Ulrike Heider / Hans-Georg Behr / Joachim Fritz-Vannahme / Dmitri A. Wolkogonow / Hans-Henning Schröder / Elmar Schmähling / Bartholomäus Grill u. Volker Matthies / Michael Sontheimer / Wolfgang Eichwede

Kursbuch 106 **Alles Design** Dezember 1991

Mit Beiträgen von: Daghild Bartels / Beat Wyss / Reinhard Bentmann / Regina Carstensen / Sabine Sauer / Walter Grasskamp / Alois Martin Müller / Hans-Ulrich Reck / Layla Dawson / Wolfgang Ruppert / Claus Leggewie / Karl Markus Michel / Jens Reich

Kursbuch 107 *Die Unterwanderung Europas* März 1992

Mit Beiträgen von: Tilman Spengler / Christian Bommarius / Mario Erdheim / Werner Schiffauer / Otto Kallscheuer / Rainer Joedecke / Alexander Smoltczyk / Emilio Galli Zugaro / Richard Wagner / Barbara Kerneck / Barbara Dietz / Nadežda Čačinovič-Puhovski / Harald Schumann

Kursbuch 108 **Heroisierungen** Juni 1992

Mit Beiträgen von: Erich Kästner / Barbara Kerneck / Elsbeth Zylla / György Dalos / Stig Stasig / Manfred Seiler / Herbert Will / Karl Markus Michel / Ekkehard Mai / Jürgen Busche / Matthias Matussek / Christian Büttner und Michaela Wirtz / Ulrike Brunotte / Ulrich Holbein / Péter Nádas

Kursbuch 109 **Deutschland, Deutschland** September 1992

Mit Beiträgen von: Jürg Laederach / Imre Kertész / Jane Kramer / Sonja Margolina / Sabine Sauer / Horst Domedy / Hans Joachim Schädlich / Monika Maron / Yaak Karsunke / Eva Demski / Ulrich Eisel / Bernd Wagner / Michael Weck / Thomas Schmid / Karol Sauerland / Hans Ulrich Reck

Kursbuch 110 **Die sieben Todsünden** Dezember 1992

Mit Beiträgen von: Irene Dische / Axel Hacke / Herta Müller / Rolf Schneider / Tilman Spengler / István Eörsi / Ljudmila Petruschewskaja / Paul Parin / Reinhard Kaiser / Ingomar von Kieseritzky / Zsusza Szemes / Karin Reschke / Keto von Waberer / Viktor Jerofejew

Kursbuch 111 **In Sachen Erich Honecker** Februar 1993

Mit Beiträgen von: Jens Reich / Irene Böhme / Annette Simon / Cornelia Geißler / Jonas Maron / Ulrich Schacht / Alexander Osang / Reimer Hinrichs / Wolfgang Engler / Cora Stephan / Günter Schabowski / Wolfgang Leonhard / Stefan Welzk / Gerd Wilde / Gregor Gysi / György Dalos / Peter Glotz / Uwe Wesel / Heribert Prantl

Kursbuch 112 **Städte bauen** Juni 1993

Mit Beiträgen von: Boris Groys / Vittorio M. Lampugnani / Gert Gröning u. Joachim Wolschke-Bulmahn / Simone Hain / Winfried Hammann u. Klaus Strohmeyer / Michael S. Cullen / Christian Bommarius / Gottfried Knapp / Daghild Bartels / Martin Warnke / Michael Mönninger / Evelyn Roll / Eckart Britsch / Karl Markus Michel / Péter Nádas / Leon Wieseltier

Kursbuch 113 **Deutsche Jugend** September 1993

Mit Beiträgen von: Peter König / Jörg Bergmann u. Claus Leggewie / Hülja, Melanie, Birgit, Frank u. a. / Bodo Morshäuser / Horst Domdey / Dietmar Sturzbecher u. Peter Dietrich / Wolfgang Brück / Sabine Sauer u. Detlev Konnerth / Martin Schröder / Wolfgang Engler / Peter Schneider / Klaus Hartung / Ernst Uhrlau / Ulrike Heider

Kursbuch 114 **Todesbilder** Dezember 1993

Mit Beiträgen von: Christoph Ransmayr / Christo Zaprjanov / Claudia Schmölders / György Dalos / Christian Bommarius / Jonas Maron / Christiane Grefe / Gerald Sammet / Cornelia Geißler / Barbara Kerneck / Tilman Spengler / Boris Rawdin u. Alexej Chanutin / Rolf Grimminger / Otto Kallscheuer

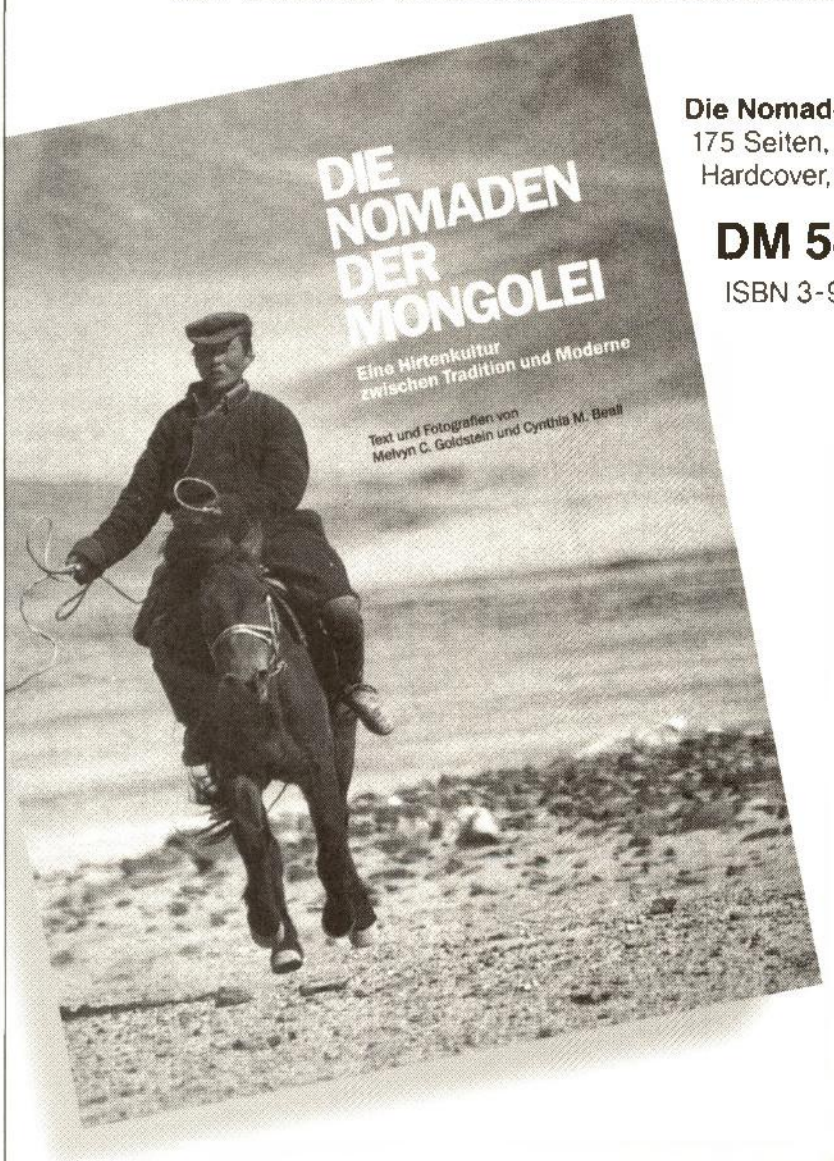
Kursbuch 115 **Kollaboration** März 1994

Mit Beiträgen von: Karl Markus Michel / Wolfgang Engler / Jürgen Fuchs / Udo Tietz / Stefan Welzk / Sabine Sauer u. Detlev Konnerth / Sibylle Tönnies / Irene Böhme / Herbert Will / Peter Sichrovsky / Oliver Fahrni / Markus Heiniger / Richard Wagner / Falco Werkentin

94 - 479

NEU im Frühjahr '94

Melvyn C. Goldstein und Cynthia M. Beall gehörten zu den ersten Anthropologen, die das einst verbotene Land bereisten und dort Feldforschung betreiben durften. Das Ergebnis ist ein faszinierendes Buch, das tiefe Einblicke in fremde Lebenswelten vermittelt und zugleich den Charakter eines historischen Dokuments hat.



Die Nomaden der Mongolei
175 Seiten, 184 Abbildungen
Hardcover, Format 290 x 220

DM 58,–

ISBN 3-922619-33-9

In jeder Buchhandlung erhältlich

DA Verlag Das Andere
Nürnberg

ROWOHLT
BERLIN

Warum die Liebe keine Sprache findet

In einem subtilen Essay setzt Péter Nádas ein zentrales Thema seines großen Romans «Buch der Erinnerung» fort. Er untersucht unsere Unfähigkeit, über die Liebe zu sprechen, Worte zu finden – jenseits des Obszönen – für etwas, das uns doch dauernd beschäftigt.

208 Seiten. Gebunden.

DM 32.–/öS 250.–/sFr 33.–